

Ewald Arenz

ALTE SORTEN

Roman

DUMONT eBOOK



Ewald Arenz

ALTE SORTEN

Roman

DUMONT eBOOK

Auf der Suche nach der eigenen Welt

In einem Weinberg begegnen sich Sally und Liss. Sally, jung und wütend, ist auf der Flucht vor allem und jedem. Liss, ebenfalls eine Einzelgängerin, bewirtschaftet allein einen Hof. Von Anfang an spüren sie eine seltsame Verbundenheit. Bei der gemeinsamen Arbeit auf den herbstlichen Feldern, im Birnengarten und beim Versorgen der Bienen beginnen sie zaghaft, über das zu sprechen, was sie von anderen Menschen trennt. Als Sally ungewollt eine existenzielle Krise auslöst, entdecken sie die stille Kraft der Freundschaft.
Wann entsteht wirkliche Nähe? ›Alte Sorten‹ ist ein Roman, der entschleunigt und den Blick auf das Wesentliche lenkt.



© lowarig

Ewald Arenz, 1965 in Nürnberg geboren, hat englische und amerikanische Literatur und Geschichte studiert. Er arbeitet als Lehrer an einem Gymnasium in Nürnberg. Seine Romane und Theaterstücke sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Der Autor lebt mit seiner Familie in der Nähe von Fürth.

Ewald Arenz

Alte Sorten

Roman

DUMONT

eBook 2019
© 2019 DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagabbildungen:
Birne: © Charles Frederic/Buch der welt/akg-images
Biene: © denPotisev/istockimages
Papier: © imaginando/Fotolia.com
Satz: Angelika Kudella, Köln
eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
ISBN eBook 978-3-8321-8448-3

www.dumont-buchverlag.de

1. September

Auf der Kuppe der schmalen Straße durch die Felder und Weinberge flimmerte die Luft über dem Asphalt. Als Liss mit dem alten offenen Traktor langsam hügelan fuhr, sah sie aus wie Wasser, das flüssiger war als normales Wasser; leichter und beweglicher. Sommerwasser. Man konnte es nur mit den Augen trinken.

Auf den abgeernteten, von Stoppeln glänzenden Feldern stand der Weizen noch als überwältigender Geruch nach Stroh; staubig, gelb, satt. Der Mais begann, trocken zu werden, und sein Rascheln im leichten Sommerwind klang nicht mehr grün, sondern wurde an den Rändern heiser und wisperig.

Der Nachmittag war heiß und der Himmel hoch, aber wenn man den Traktor abstellte, dann hörte man plötzlich, dass die Vogelstimmen schon weniger geworden waren und das Zirpen der Grillen schon lauter. Liss sah und roch und hörte, dass der Sommer zu Ende ging.

Es war ein gutes Gefühl.

Niemand lief ihr hinterher. Niemand verfolgte sie. Niemand war in ein Auto gestiegen, um langsam die Feldwege abzufahren, auf denen sie seit zwei Stunden unterwegs war; seit einer Dreiviertelstunde stetig bergauf. Ehrlich gesagt – warum auch? War ja nicht so, als müsse sie sich jede Stunde irgendwo melden. Obwohl – das hatte sie auch schon gehabt.

Sally blieb stehen und drehte sich um. Unter ihr lag die Scheißlandschaft in der Sonne. Zehntausend Felder mit irgendwas drauf und ganz weit am Horizont, nur noch in einem diesigen

Sommerdunst, die Stadt, an deren Rand die Klinik lag. Schön im Grünen. Mit einer Allee. Mit so einer richtigen Allee bis zum Tor. Die Allee war für Mama irgendwie wichtig gewesen. Als ob die Bäume so was wie eine Garantie für eine besonders gute Behandlung wären.

Sie setzte sich ins Gras am Rand des Wirtschaftswegs. Keine richtige Straße, sondern Betonplatten, die immer genau achteinhalb Schritte lang waren. Sie hatte die Schritte gezählt, weil es wichtig war, nicht auf die Fugen zu treten. Und jetzt saß sie am Wegrand, zog die Knie an und umschlang sie mit den Armen. Es war heiß. Ein paar Kilometer hatte sie gestoppt, aber der Typ, der sie mitgenommen hatte, war ein blödes Arschloch gewesen. Er hatte sie die ganze Zeit zugetextet. Eine Frage nach der anderen, und die, die er nicht gestellt hatte, konnte man dazwischen raushören. Wo kommst du her? Wie heißt du? Was machst du so? Fährst du nach Hause? Habt ihr schon Ferien? Bin ich ein bescheuertes, blödes Arschloch? Nehme ich Mädchen mit, weil ich mich für supersozial halte, aber in Wirklichkeit will ich doch bloß irgendwo ranfahren, um sie zu vögeln? Wie heißt du denn? Sag doch.

Irgendwann hatte sie einfach nach der Handbremse gegriffen und sie hochgerissen. Und war ausgestiegen. So was brauchte sie gar nicht. Nicht heute. Eigentlich nie. Und außerdem war es sowieso besser zu laufen. Den Berg hochzusteigen, obwohl es so scheißheiß war.

Scheißheiß. Scheißheiß. Sally wiederholte das Wort für sich, nur, um ihre eigene Stimme zu hören, die von der heißen Luft trocken geworden war. Sie holte die Wasserflasche aus dem Rucksack. Sie war fast leer. Auf dem Abhang neben ihr standen verstreut ein paar Apfelbäume mit Massen an Äpfeln, die vielleicht auch den Durst gestillt hätten, aber darauf fiel sie nicht rein. Essen war heute nicht. Heute mal gar nicht. Sie hasste es, dass man essen musste, wenn die anderen das sagten oder weil man es immer so tat. Essen, weil es Morgen war. Oder Mittag. Oder Abend. Oder, weil man Hunger

hatte. Sie wollte dann essen, wenn sie essen wollte. Sie wollte dann trinken, wenn sie trinken wollte. Das verstand niemand.

Sie nahm die letzten zwei Schlucke des lauwarmen Wassers und schraubte die leere Flasche wieder zu. Auf der Hügelkuppe war ein Dorf. Da konnte man sie sicher irgendwo auffüllen. Und wenn nicht, dann eben nicht.

Sie stand auf, um weiter den Hang hinaufzusteigen. Es war noch nicht spät. Sobald das Dorf hinter ihr liegen würde, könnte sie sich ja nach einem Schlafplatz umsehen. Es war noch warm, und sie hatte … Sally fiel jetzt erst auf, dass sie noch nie richtig draußen geschlafen hatte. In einem Zelt, klar, damals, Jahr für Jahr auf demselben Campingplatz in Italien. Mit zehntausend anderen Familien, die auch alle an Pfingsten nach Italien fuhren. Was für großartige Eltern sie doch hatte! Und wie einfallsreich. Andererseits … draußen schlafen war wahrscheinlich bloß so eine romantische Idee. Wahrscheinlich krochen einem Ameisen ins Ohr und in die Nase. Und Zecken gab es auch. Aber vielleicht würde sie ja eine Scheune oder so was finden.

Der Feldweg mündete auf die Dorfstraße ein, die viel steiler als erwartet anstieg und an ein paar Bauernhäusern vorbei nach etwa hundert, zweihundert Metern auf die Hauptstraße stieß. Nach zehn Minuten war sie endlich oben und blieb kurz stehen, um sich zu orientieren. Das Dorf war nicht sehr groß; von dort, wo sie stand, waren es nur ein paar Schritte bis zum Ortsausgang. Sie konnte weit über das Land sehen. Windräder standen in lockerer Reihe in den Feldern; ihre Flügel drehten sich gemächlich in einem Spätsommerwind, den sie hier unten kaum spürte. Zum Glück gab es die Windräder. Es war alles so verfickt idyllisch, dass sie es kaum aushielt, nicht zu schreien. Am liebsten hätte sie sich mitten auf die Straße hingehockt und gepisst. Bloß, um irgendwas dreckig zu machen.

Sie hätte in die Stadt zurückfahren sollen. Nur dass da immer und überall Polizei war. Außerdem hatte sie keine Lust auf irgendwen,

den sie kannte. Sie hatte schon lange keine Lust mehr auf Leute, die sie kannte.

Kurz vor dem Ortsschild kam sie an einem Vorgarten vorbei, in dem ein Rasensprenger müde Wasserstrahlen auf die Beete warf. Sally stieg über den Zaun, ohne sich umzusehen, trennte den Schlauch vom Sprenger und füllte ihre Flasche. Als sie voll war, trank sie noch ein paar Schlucke direkt aus dem Schlauch, warf ihn auf den Rasen und sprang über den Zaun zurück auf die Straße.

Liss hatte den Wagen abgehängt, weil man auf dem schmalen Weg zwischen den Reben nicht mit Traktor und Hänger wenden konnte. Es war praktischer, ihn abzukuppeln und von Hand zu rangieren. Beim Drehen war ein Vorderrad in die Abzugsrinne zwischen Weg und Acker geraten, und nun stand die Deichsel so ungünstig zwischen den Weinstöcken, dass sie mit dem Traktor nicht nahe genug rankam, um anzukuppeln und den Hänger freizuziehen. Das Rad saß in der Rinne wie in einem Schlitz, und dadurch ließ sich auch die Deichsel nicht mehr drehen. Der Wagen war zwar nicht zu groß, um ihn auf einer ebenen Straße bewegen zu können, aber aus der Rinne bekam sie ihn mit Körperkraft alleine nicht heraus. Plötzlich, sie wusste nicht, wieso, musste sie an Sonny denken. An den jungen Sonny von damals, nicht den anderen. Solche Dinge hatten ihm gefallen, weil er so eine Freude an seiner eigenen Kraft hatte. Wenn so etwas passiert war, mit dem Bus vielleicht, dann war er in den Graben gesprungen, hatte sich gegen den Wagen gestemmt, und sie hatte sanft Gas gegeben, bis er, von Sonny mit aller Kraft angeschoben, wieder freigekommen war.

Frei.

Liss hörte das Wort in ihrem Kopf nachklingen und richtete sich auf, musste blinzeln und sah nach unten. Die scharf und klar umrissenen Schatten der Weinblätter auf dem hellen Beton des Weges waren an den Rändern blau. Als sie wieder aufblickte, musste sie die Augen gegen die schon schräg stehende Sonne beschatten.

Das Land war weit. Der Fluss lag wie ein glitzernder Gürtel, so weit man sehen konnte. Sie war frei, sagte sie sich. Sie konnte hingehen, wohin sie wollte. Noch einmal ruckte sie mit aller Kraft an dem feststeckenden Hänger. Dann sah sie das Mädchen, das den Wirtschaftsweg entlangkam.

Sally bemerkte die Frau erst, als sie sich aufrichtete. Groß. Schlank. In einem blauen … was war das? Ein Arbeitskleid? Es sah ein bisschen aus wie so ein Overall … wie hießen die? Wie ein Blaumann. Ein Blaukleid. Und ein Kopftuch trug sie außerdem. Sie war auf dem Land. Super fashionable.

Eigentlich wäre sie lieber quer durch die Weinstöcke ausgewichen, aber die Frau hatte sie schon gesehen, und das wäre irgendwie komisch gekommen. Sally ging ein bisschen schneller, als sie registrierte, dass die Frau sie ansah. Auf so eine seltsame Art. Nicht neugierig. Einfach … wie man vielleicht ein Tier betrachtete? Wie einen Käfer, der über die Straße lief. Einer von denen, die so wunderschön grüngold schillerten und in Wirklichkeit Mistkäfer waren. Weil alles so war. Was nach Gold aussah, lebte von Scheiße. Sie drückte sich an dem Wagen vorbei, der schräg auf dem Weg stand, und senkte dann, obwohl sie es eigentlich nicht wollte, den Kopf ein wenig, als sie an der Frau vorbeiging.

»Kannst du eben mit anfassen?«

Die Frage war so unvermittelt gekommen, dass Sally zusammenschrak. Dabei war sie völlig ruhig gestellt worden, wie eine echte Frage, ohne eine Aufforderung. Keine Frage, in der – so wie eigentlich immer – schon ein Befehl steckte. »Magst du mir nicht ein bisschen helfen?« »Magst du nicht ein bisschen essen?« »Magst du mir mal das Wasser reichen?« Das waren die Scheißfragen, auf die man jedes Mal antworten musste: Nein. Mag ich nicht. Ich tu es, weil ihr stärker seid als ich. Weil ihr bestimmen könnt. Weil ihr aus irgendeinem Grund machen könnt, dass ich für euch irgendwas tun muss. Aber: Nein! Ich mag nicht! Fragt mich doch gar nicht erst! Tut

doch nicht so, als könnte ich entscheiden! Befehlt mir einfach. Sagt: Sally, du Scheißmädchen, hilf mir. Sally, ich kann dich nicht leiden, ich hasse dich und deine Eltern, weil ich in dieser Drecksklinik nur die Hälfte von dem kriege, was dein Vater verdient, aber ich kann bestimmen, dass du isst. Sally, Sally, Sally, Sally, Sally, reich mir das verdammte Wasser, du Fotze. Aber das traut ihr euch nicht.

»Kannst du eben mit anfassen?«

Es war eine echte Frage. Eine Frage, auf die man mit »Ja« oder »Nein« antworten konnte. Sie war stehen geblieben, aber jetzt drehte sie sich um und sah die große Frau an. Und den Wagen, der mit einem Rad im Abzugsgraben stak.

»Ja«, sagte sie. »Soll ich schieben?«

Die Frau musterte sie kurz, aber sie sagte nicht, dass Sally zu dünn sei oder zu schmal. Sie benutzte nicht eines der Wörter, die die anderen benutzten, um nicht zu sagen, was sie sagen wollten.

»Bist du stark?«, wollte sie ruhig wissen.

Wieder so eine Frage, die Sally nicht erwartet hatte. Das hatte sie überhaupt noch nie jemand gefragt. In ihrem ganzen superkrass schönen Superleben. Was war die für eine?

»Geht so.«

»Dann dreh du die Deichsel immer ein Stück weiter nach links. Ich versuche, ihn rauszuschaukeln.«

Die Frau war schon hinter den Wagen gegangen und hatte sich mit dem Rücken gegen die Bordwand des Hängers gelehnt, als sie merkte, dass vorne nichts geschah. Sie drehte sich zu ihr um, und nach einem kurzen Moment, in dem sie Sally wieder so komisch angesehen hatte, wies sie auf das gegabelte Metallstück mit dem Loch vorne.

»Das ist die Deichsel.«

Dann drehte sie sich wieder weg, stemmte den Rücken gegen den Wagen und fing an, ihn zu schaukeln. Sally hob die Deichsel auf. Irgendwann spürte sie den Rhythmus und fing an mitzuziehen, wenn die Frau schob, mitzudrücken, wenn sie nachließ. Das Rad

schaukelte immer stärker die Ränder des Grabens auf und ab, und dann war der Wagen auf einmal frei, und Sally stolperte nach vorn, um nicht zu fallen.

Die Frau hatte die Hände fest auf der Bordwand und hielt den Hänger auf der Straße. Sie lächelte fast unmerklich.

»Danke.«

Sally nickte.

»Kannst du Traktor fahren?«, fragte die Frau sie dann. Sally, sofort wütend über die bescheuerte Frage, drehte sich zu ihr um.

»Seh ich so aus?«, schnappte sie. »Sehe ich so aus, als hätte ich einen Führerschein? Sehe ich aus wie verfickte achtzehn oder was?«

Die Frau hatte aufgehört zu lächeln und sah sie wieder so an, als käme ihr Blick aus dem Meer oder über die Berge; auf jeden Fall von irgendwo wirklich weit weg.

»Das habe ich nicht gefragt«, antwortete sie sachlich wie auf eine richtige Frage; und ruhig, ohne Vorwurf, »aber es ist auch nicht wichtig. Kannst du mir zwei Steine holen und sie unter die Vorderräder legen? Nicht zu klein, bitte.«

Sally zögerte. Diese Frau strahlte nicht diese Sozialpädagogenruhe aus, wie sie die alle in der Klinik hatten. Sie trug nicht dieses Macht-mir-alles-nichts-aus-Gesicht, das sie alle aufsetzten, wenn man sie anschrie oder beleidigte oder auch nur schwieg. Dieses Gesicht, in das man immer am liebsten reingespuckt hätte.

Sie ging zum Graben und sah sich um. Da waren überall Steinbrocken, als hätte sie einer dort am Rand angehäuft. Okay, hatte man wahrscheinlich wirklich. Aus dem Weinberg geklaubt, damit sie dort nicht störten. Sie suchte einen heraus; dreieckig wie ein Keil, weiß staubig, warm von der Sonne. Die Bruchkanten fühlten sich gut an, fast scharf. Sie schob den Stein unter das erste Rad, während die Frau immer noch geduldig den Hänger hielt und ihr zusah. Sally beeilte sich mit dem nächsten Stein.

»So?«, fragte sie kurz.

Die große Frau nahm die Hände von der Bordwand.

»So«, antwortete sie. »Danke.«

Sie ging zu ihrem Traktor, fasste in den Motor und drückte irgendetwas hinunter. Sally hörte, wie die Maschine unglaublich langsam ansprang. Wie ein alter Mann, der nach dem Aufstehen die ersten paar Schritte noch so zögernd geht, als würde er gleich umfallen. Es hörte sich an, als müsste man dem Traktor erst mal auf den Rücken klopfen. Aber dann nahm die Maschine Fahrt auf und tuckerte plötzlich ganz gleichmäßig. Die Frau saß auf, fuhr am Hänger vorbei und setzte den Traktor dann geschickt so zurück, dass die Deichsel fast die Kupplung berührte. Sally griff unwillkürlich nach der Stange und hob sie an.

»Ein Stück noch!«, schrie sie über den Lärm des Dieselmotors. Die Frau ließ den Traktor zehn Zentimeter zurückrollen, und die Deichsel saß in der Kupplung. Sally sah die kleine Eisenstange, die an einer schmalen Kette an der Kupplung hing, nahm sie und steckte sie durch die Ösen. Sie sah zu der Frau auf dem Traktor auf, die sich in ihrem Sitz zu ihr umgedreht hatte und den Daumen hob.

»Den Sicherungsstift noch«, rief sie.

Sally bückte sich und sah den kleinen Stift, der durch ein kleines Loch in der Stange geschoben werden musste, damit sie nicht aus der Kupplung rutschen konnte. Er sah ein bisschen aus wie eine grobe Haarspange. Sie steckte ihn durch und trat dann zwischen Hänger und Traktor zurück auf den Weg. Der Traktor ruckte an, die Frau hob die Hand wie zum Gruß, und Sally nahm ihren Rucksack wieder auf. Ein bisschen Staub wirbelte hoch, als der Traktor den Weg zwischen den Weinreben weiter hügelan tuckerte. Sally folgte langsam. An den Weinstöcken hingen die Trauben. Viel kleiner als die, die sie von zu Hause kannte. Dunkelblau mit einem weißen Überzug. Sie zupfte eine ab und steckte sie in den Mund. Eine war okay, aber gar nicht … sie war nicht richtig süß. Man schmeckte, dass sie noch unreif war, aber nicht so wie unreife Äpfel. Der Geschmack war schon drin. Sie spuckte die Schale aus und ging weiter. Erst nach einer Weile merkte sie, dass der Traktor ein paar Hundert Meter vor

ihr wieder stehen geblieben war. Sie hörte den Motor laufen und sah die Frau auf dem Sitz. Was wollte die? Sie ging ein bisschen schneller und überlegte wieder, ob sie durch den Weinberg gehen sollte, einfach querfeldein, aber dann ärgerte sie sich über sich selbst. Was sollte das? Die kannte sie ja nicht. Als sie an dem laufenden Traktor vorbeiging, sah sie, dass die Frau sich eine Zigarette gedreht hatte. Sie drehte sich halb zu Sally und sagte eben laut genug, um den Motor zu übertönen:

»Wenn du willst, kannst du auf meinem Hof schlafen.«

Sallys erster Impuls war, so zu tun, als hätte sie das nicht gehört. Wieso wusste die, dass sie nicht heim ging? Der zweite war wegzulaufen. Sie sah hoch zum Traktor. Die Frau hatte ein Streichholz angerissen und steckte die Zigarette an. Erst danach sah sie wieder zu ihr herunter.

Scheiß drauf, dachte Sally. Scheiß drauf. Sie warf ihren Rucksack auf den Hänger, stieg auf einen der Reifen und schwang sich über die Ladebordwand. Sie setzte sich nicht zu der auf den Traktor. Von hier konnte sie immer runterspringen.

Die Frau atmete Rauch aus und gab Gas. Der Traktor hustete Rauch. Sally setzte sich mit dem Rücken zu beiden auf die Ladefläche, zog die Beine an und sah, wie das Dorf hinter ihr in der flimmernden Luft unscharf wurde, im gleißenden Spätnachmittagslicht verschwamm und schließlich verschwand. So sollte man sich auflösen können, dachte sie, in heißer Luft und in Licht.

2. September

Es war kurz vor halb elf, als Sally aus dem Zimmer, das ihr Liss gegeben hatte, in die Küche kam. Kein besonderer Raum. Spüle, Geschirrschränke, Kühlschrank – die Einrichtung war so, dass man sie sofort vergaß, wenn man die Küche verließ, dachte Sally. Aber wo einmal ein Fenster auf den Hof gewesen war, da gab es jetzt eine Terrassentür aus Glas. Sie stand halb offen. Ein breiter Sonnenstreifen lief schräg über den Dielenboden. Auf dem Tisch standen ein Teller, eine Tasse und eine abgedeckte Schüssel. Eine Teekanne daneben. Es sah alles sauber und aufgeräumt aus. Sally setzte sich auf die Bank, die an der Wand entlanglief und von der aus man durch die Tür auf den Hof sehen konnte. Sie nahm den Teller von der Schüssel. Klein geschnittenes Obst. Apfel. Birne. Kiwi. Ein paar Nüsse dazwischen. Und Honig. Man konnte ihn riechen. Zögernd deckte sie die Schüssel wieder ab und berührte mit dem Handrücken die Kanne. Sie war lauwarm. Sally goss sich ein. Es war schwarzer Tee, wofür sie dankbar war. Warum war es eigentlich ein Grundgesetz jeder verdammten Klinik auf der Welt, immer nur irgendwelche Kräutertees zu haben? Alles roch immer nach Kamille und Pfefferminze. Selbst, wenn man sich irgendwo andere Teebeutel organisierte, schmeckte der Tee trotzdem danach. Wahrscheinlich fraß sich der Geschmack überall hinein. Oder er war schon drin im Klinikgeschirr, und alles, was man darin kochte, wurde automatisch zu Pfefferminz- oder Kamillentee.

Sie musste lachen, als sie das dachte, und erschrak fast ein wenig, weil es sich so fremd anhörte.

Sie nahm wieder den Teller von der Schüssel, klaubte mit den Fingern ein Stück Birne heraus und steckte es in den Mund. Sie schmeckte süß und nach einem sanften Gewürz, das Sally nicht kannte. Sie fragte sich, ob es in der Birne war oder ob Liss den Obstsalat gewürzt hatte. Sie nahm ein Stück Apfel. Der schmeckte ganz anders, und sie probierte die Birne noch einmal. Vielleicht lag es auch daran, dass sie seit gestern Morgen nichts gegessen hatte, aber die Birne schmeckte besonders. Sie pickte sich eine Walnuss heraus. Die schmeckte einfach nach Walnuss und Honig. Sally trank einen Schluck lauwarmen Tee. Sie mochte, wie die Bitterkeit sich erst mit dem Honiggeschmack vermischte und es danach einfach klar und herb in ihrem Mund wurde. Hastig deckte sie die Schüssel wieder ab und stand auf. Die Tasse nahm sie mit, als sie durch die Terrassentür auf den Hof trat. Der Traktor war fort, aber der Ladewagen stand halb in der Scheuneneinfahrt; dort, wo sie ihn gestern abgehängt hatten. Sally schlenderte über den Hof. Gestern hatte sie sich nicht umsehen können. Liss hatte ihr das Zimmer gezeigt, wo sie schlafen konnte – erst, als sie in dem nüchternen Raum standen, hatte sie Sally gesagt, wie sie hieß. Sally hatte zunächst gar nicht geantwortet und erst später, als sie noch einmal in die Küche hinuntergekommen war, Liss auch ihren Namen gesagt. Liss hatte genickt, aber ohne die Befriedigung, mit der die anderen Erwachsenen das so oft taten, dass man genau wusste: Sie hatten bloß darauf gewartet, dass sie endlich zur Vernunft kommen würde, endlich einsehen würde, dass sie unrecht getan gehandelt gehabt hatte, dass sie einknickte nachgab zu Kreuze kroch. Dieses Nicken, das immer wie das Hissen einer Fahne war, wie eine Trompete, die Sieg verkündete. Dieses Nicken, das verständnisvoll aussehen sollte und in dem sich immer ein ganz langsamer Peitschenhieb verbarg.

Sally setzte einen Fuß auf die Deichsel und trank einen Schluck Tee. Liss war komisch. Sie hatte so jemanden noch nie kennengelernt. Was war das für eine Frau? Das Haus war viel zu groß für sie, aber Sally hatte sofort gespürt, dass sie dort allein lebte.

Man spürte einem Haus an, ob es belebt war. Und dieses Haus war groß und leer. Das Zimmer, in dem sie geschlafen hatte, war lange nicht benutzt worden.

Sally drehte eine Runde durch die Scheune. Sie war so schön dunkel an diesem hellen Septembervormittag. Eine Reihe von Landmaschinen stand da im Dämmerlicht, von denen sie nur die wenigsten erkannte. Was arbeitete Liss? War sie Bäuerin? Was machte sie allein auf einem so großen Hof? Sally sah nach oben. Über ihr schimmerte durch die Ritzen des Bretterbodens Licht durch. Es gab keine Treppe zum Heuboden, nur eine Leiter. Sie stellte die Tasse auf einer der Maschinen ab und kletterte hoch. Als sie durch die Luke stieg, sah sie überrascht, um wie viel heller es hier oben war. Im Dach gab es in regelmäßigen Abständen Stellen, die mit Glasziegeln gedeckt waren. Nur die Giebelwände hatten richtige Fenster. Vielleicht lag es allein an dem klaren Septembertag und der hochstehenden Sonne, aber der riesige Boden wirkte freundlich und still. Durch die Sonnenbalken fiel der Staub so langsam, dass er fast zu stehen schien. Man musste genau hinsehen, um zu merken, dass er fiel, unablässig fiel. Im hinteren Drittel des Bodens lag ein großer Haufen Heu. Von den Balken hingen Stricke und über der Luke ein großes hölzernes Laufrad, über das ein Seil lief, dessen langes Ende in weiten Schlaufen neben der Luke lag. Es war ein guter Ort. In Sally wurde es das erste Mal seit langer Zeit für einen Augenblick ganz still, und sie bewegte sich nicht, um diese Stille nicht gleich wieder zu verlieren. Sie betrachtete den Staub im Licht und fühlte sich eben so: als fiele sie ganz langsam; so langsam, dass man das Auftreffen nicht fürchten musste.

Eine Zeit lang später stieg sie wieder nach unten, nahm ihre Tasse und streifte über den Hof, am leeren Stall vorbei, auf dem Weg in den Garten an einem Hühnerstall entlang, an rund aufgeschichteten Holzstößen, zwischen denen die Hühner pickten, an einem uralten Klohäuschen, das sich schief an einen Kaninchenstall lehnte, der leer

war. Der Garten selbst war eher eine lang gestreckte Wiese – groß wie ein Feld. Ein Stück davon war als Gemüsegarten abgeteilt und eingezäunt. Sally wunderte sich erst, warum man im eigenen Garten einen Zaun ziehen sollte, aber dann fielen ihr die Hühner ein. Dem Gemüsegarten gegenüber befand sich ein flaches, fensterloses Gebäude mit breiten Schiebetüren. Sally zog eine auf und sah, dass es eine Maschinenhalle war. Ein zweiter uralter Traktor stand da, ein Pflug und noch ein paar Geräte, von denen sie nicht wusste, wozu sie dienten; es gab einen Stapel Säcke, und dann stand da ein Motorrad. Neugierig ging sie hin. Sie war schon einmal Motorrad gefahren, schwarz natürlich. Sally schwang sich auf den Sitz und probierte den Kickstarter. Die Maschine sprang nicht an. Sie probierte es noch einmal, verbiss sich darin und trat den Starter wieder durch. Nichts passierte. Sie kickte jetzt, bis ihr ein Krampf in die Waden schoss und sie abspringen musste, um das Bein durchstrecken zu können. Wütend trat sie gegen das Motorrad,es fiel um. Was machte sie hier eigentlich? Was war das für ein bescheuertes Spiel?

Sie lief aus der Halle, den Weg aus dem Garten hinunter auf den Hof, rannte durch die Küche ins Haus, die Treppe hoch in das Zimmer, in dem sie geschlafen hatte. Sie riss den Rucksack vom Stuhl, tastete automatisch nach ihrem Handy und erinnerte sich fast gleichzeitig daran, wo sie es gelassen hatte: eingeklemmt hinter der Rückwand ihres Schranks in der Klinik. Angeschaltet. Wenn es nach ihrem Handy ging, war sie immer noch dort. Sie verzog den Mund. Sie war frei. Keiner wusste, wo sie war. Sie konnte gehen, wohin sie wollte. Sie warf sich den Rucksack über und lief die Treppe hinunter. In der Küche blieb sie stehen. Wunderbar. Die Frage war jetzt allerdings, wohin sie denn eigentlich wollte.

»Weg ist keine Richtung, oder?«, fragte sie laut. Die Tür stand offen. Die Küche war leer. Der Sonnenstreifen war um den Tisch gewandert und lag jetzt eben noch so im Türrahmen. Die Sonne stand mittagshoch, und ihr Licht verließ den Raum. Für die Sonne war es einfach.

»Im Osten geht die Sonne auf nach Süden nimmt sie ihren Lauf im Westen wird sie untergehen im Norden ist sie nie zu sehen«, sang Sally tonlos den Reim aus Kindergartenzeiten. Den Kindergarten hatte sie auch gehasst.

Im Grunde war es egal, wohin sie ging. Es ging ja nicht darum, irgendwohin zu kommen. Es ging darum, von allem wegzugehen.

Als sie die Terrassentür von außen zuzog, fiel ihr die Tasse ein. Sie hatte sie beim Motorrad in der Gerätehalle stehen lassen. Irgendwie fühlte es sich falsch an wegzugehen, ohne die Tasse zurück in die Küche zu stellen. Sie ging noch einmal den Weg an den Holzstößen vorbei. Die Hühner liefen ihr zwischen den Beinen herum, als wäre sie keine Fremde. In der Maschinenhalle sah sie sich nach der Tasse um. Sie hatte sie unsicher auf den grünstaubigen Kotflügel des Traktors gestellt. Aber bevor sie nach ihr griff, machte sie ein paar schnelle Schritte zu dem umgestoßenen Motorrad und hob es auf. Dann nahm sie hastig die Tasse und rannte aus der Halle den Weg hinunter. Liss bog eben auf dem Traktor in den Hof, als Sally ihn erreichte, sprang leicht vom Sitz und griff in den Motor, um ihn abzustellen. Der Diesel tuckerte aus. Lächelnd sah Liss sie an.

»Du gehst?«, fragte sie mit Blick auf den Rucksack.

Sally schüttelte den Kopf und hob die Tasse.

»Ich war nur im Garten«, murmelte sie und ging in die Küche.

3. September

Es regnete. Das erste Mal seit Wochen. Gut für den Wein. Die Luft strömte kühl und grau in die immer noch sommerwarme, fast ein wenig stickige Küche, als Liss in der Morgendämmerung die Tür zum Hof aufstieß. Sie trank den Tee stehend, an den Rahmen gelehnt. Gleichmäßig strömte der Regen. Im Hof standen Pfützen. Die Hühner rannten vom Stall zur Scheune und zurück. Das war auch ein Leben, und wer hätte sagen wollen, dass es falsch war, bloß weil es aus ihrer Warte sinnlos aussah?

Das Mädchen schlief noch. Es schlief in dem Zimmer, das sie ihm gegeben hatte, als wäre es das Seine. Liss ging zum Herd und goss sich Tee nach. Dann lehnte sie sich wieder in den Türrahmen und sah in den Regen. Ein Tag, an dem man die Welt einfach trinken lassen und sie dabei nicht stören sollte. An dem man die Hühner rennen lassen sollte, ohne den Kopf zu schütteln. Ein Tag, an dem man ein Mädchen schlafen lassen sollte, wenn es schlief. Es gab für alles einen Grund, sie sah ihn nur nicht.

Liss trat zurück in die Küche, deckte den Tisch und holte dann ihr Regenzeug. Als sie gehen wollte, sah sie noch einmal auf den Tisch und zögerte kurz, bevor sie dann doch ein Stück von dem dunklen Brot aus der Speisekammer holte, um es neben die Obstschüssel zu legen. Dann ging sie in den Regen hinaus und atmete tief auf, als die ersten Tropfen kühl ihr Gesicht trafen.

Damals regnete es nicht. Aber es hörte sich so an. Es taute. Diese Tage im Februar waren das Traurigste, was es gab. An den Regenrinnen schmolzen die Eiszapfen und tropften unablässig auf

die Blechdächer der Hühnerhäuser, der Kaninchenställe, der Holzschuppen. Der Himmel war wie ohne jeden Geschmack. Auf dem ungepflasterten Hof standen die Pfützen knöchelhoch. Die schmutzigen, harten Schneehaufen eines ganzen Winters begruben noch immer meterhoch den Hofzaun zur Straße hin, und man konnte sich nicht vorstellen, dass es jemals wieder Sommer werden würde. Sie hatte die Schularbeiten erledigt und dabei sehnsüchtig aus dem Fenster gesehen. Jetzt war sie draußen in diesem stillen Samstagnachmittag, und es fühlte sich an, als sei sie ganz allein im Dorf. Alle anderen hätten tot sein können oder plötzlich verschwunden. Sie hörte nichts anderes als das stete Tropfen und ab und zu das schwere Rauschen, wenn eine Ladung Schnee von einem der Dächer ins Rutschen kam, und danach das Prasseln auf dem Hofpflaster. Sie stellte sich vor, wirklich ganz allein zu sein. Das Dorf war so ausgestorben wie nach einem dieser Atomkriege in einem ihrer Zukunftsromane, die sie sich aus der Gemeindebibliothek auslieh, wenn der Vater nicht daheim war. Er mochte es nicht, wenn sie las. Sie verließ den Hof und ging die Haselau hinunter, die Heldin einer Science-Fiction-Geschichte. Das Dorf wirkte im verbrauchten Schnee schwarz-weiß wie in einem alten Film. In der Bäckerei stand die Anni und räumte die Auslagen auf. Die schenkte ihr jeden Morgen eine Brezel, wenn sie mit den anderen vor dem Schaufenster auf den Bus wartete. Jetzt winkte sie ihr hereinzukommen, aber das ging nicht, denn sie war ja gerade auf einer Mission und die Anni war nur ein flackerndes Bild auf einem letzten Fernseher, der in einer entvölkerten Stadt in einem geplünderten Geschäft mit dem letzten Strom lief. Sie ging weiter die schmale Straße hinab, am Bergerhof vorbei, an der Mauer des Pfarrgartens entlang, auf der sie im Sommer manchmal auf dem Bauch lag und mit dem ganzen Leib die Hitze der sonnensatten Steine aufsog. Das waren die besonderen Nachmittage, die nur ganz selten vorkamen. Wenn sie sich fortgestohlen hatte, mit einem Buch, das sie dann doch nicht lesen konnte, weil die Bilder beim Lesen immer mächtiger wurden und die

flimmernde Luft über dem Dach des Pfarrhauses, wenn sie die Augen ein wenig zusammenkniff, ganz allmählich zum Blau eines südlichen Meeres wurde. Wenn sie sich mit der Mauer, auf der sie lag, fortbewegt hatte, unbemerkt, in die kleine heiße Stadt am Meer, und sie war nicht mehr Elisabeth, sondern Zora und hatte keine Eltern mehr, sondern war frei hinzugehen, wohin immer sie wollte. Und über den Dächern leuchtete das Meer.

Sie zog die Schultern zusammen. An so einem Februartag war es nicht nur sicher, dass sie das Meer nie sehen würde, es war auch nicht sicher, ob jemals wieder ein Sommertag kommen würde, an dem sie wenigstens anderthalb Stunden davon träumen konnte, eine andere zu sein.

Hey, Elisabeth!

Thomas.

Ich heiße nicht mehr Thomas. Ich heiße jetzt Sonny. Kommst du mit?

Thomas war seltsam. Alle im Dorf wussten, dass seinem Vater schnell die Hand ausrutschte. Trotzdem lachte er immer nur.

Was machst du?

Komm mit. Ich zeig's dir.

Er lief voran, schnell, drehte sich immer wieder um, ob sie ihm auch folgte. Beim letzten Hof, den sie eigentlich überhaupt nicht kannte, weil kein Kind da je hinging, nicht mal zum Abdanken an Karneval, wenn man in jedem Haus eine Mark bekam oder manchmal sogar zwei, lief Thomas hintenherum in den Garten.

Schau.

Stolz, als ob er es selbst gebaut hätte: ein sehr großes Betonbecken. Sie dachte zuerst, es sei für Gülle, aber als sie sich über die Mauer beugte, sah sie, dass es ganz sauber war. Unten stand Wasser, vielleicht ein Meter hoch, und darauf schwammen richtig dicke Eisschollen, groß wie Tischplatten. Thomas schwang sich schon über die Mauer, einen Stecken in der Hand, den er von einem der Holzstapel genommen hatte.

Komm!

Sie zögerte nur kurz. Dann nahm sie sich ebenfalls einen Stock, legte sich bäuchlings auf die Mauer und ließ sich aufs Eis hinab. Und war überrascht, dass die Scholle sie trug. Vorsichtig stieß sie sich mit dem Stock von der Betonwand ab und trieb langsam auf die Gegenseite. Thomas lachte. Sie wurden mutiger. Ihr Lachen hallte im Betonbecken. Sie schwankten und sprangen von einer Scholle auf die andere, schoben sich gegenseitig weg. Und dann versuchte Thomas, sie mit seinem Stecken von der Scholle zu stoßen.

Lass das!

Mach doch auch. Wer stärker ist.

Lass! Ich darf nicht nass heimkommen.

Thomas stieß mit dem Stecken nach ihr. Sie musste sich an der Wand abstützen und schob sich in die Mitte, schwankend zwischen Lachen und Ärger.

Dein Vater hat den größten Hof im Dorf! Der kann dir neue Kleider kaufen.

Sie stieß seine Scholle fort. Er schwankte, musste in die Knie gehen, um nicht zu fallen.

Gar nicht wahr.

Sie wusste gar nicht, ob sie den größten Hof hatten. Sie hatte nie darüber nachgedacht.

Thomas war hochgekommen und trat mit Wucht auf den Rand ihrer Scholle. Sie verlor das Gleichgewicht, rutschte, und dann stand sie bis zu den Hüften im eiskalten Wasser. Überrascht fühlte sie, wie das eiskalte Wasser mit Verzögerung in ihre Stiefel lief. Thomas schien viel erschrockener als sie.

Das wollte ich nicht.

Er flüsterte.

Hilf mir hoch!

Sie war wütend.

Erst jetzt merkten sie, dass sie auf dem Eis stehen mussten, um die Mauer wieder erreichen zu können. Auf einmal war die Angst da.

Hilf mir!

Aber Thomas hüpfte schon hoch, versuchte, die Mauerkrone zu fassen. Sie kämpfte mit dem Eis. Immer kippten die Schollen hoch, brachen, weil sie beide sich so wild und voller Angst bewegten, und wurden dabei immer kleiner.

Hilf mir!

Thomas hatte die Krone erreicht und zog sich hoch.

Ich hol einen Stock.

Weg war er. Vor lauter Wut und Angst warf sie sich mit einem wütenden Sprung auf eine Scholle, lag dort, bis sie sich beruhigt hatte, und stand dann vorsichtig auf. Ihre Knie zitterten. Sie schob sich an die Wand und sprang mit zitternden Knien, fasste den Rand, zog sich hoch. Ihre Hosen waren schwer vom Wasser, aber sie schaffte es. Sie sah Thomas am Holzstapel stehen. Er hatte noch keinen langen Stecken gefunden, aber er lachte schon wieder.

War doch lustig, oder?

Arschloch!

Sie rannte heim, ohne sich nach ihm umzusehen. Aber abends, im Bett, dachte sie an das Schollenfahren zurück und verstand erst da, warum Thomas gelacht hatte. Es war ja kein Abenteuer, wenn es nicht gefährlich war. Wirklich gefährlich und nicht nur wie im Buch. Von draußen kam das stete Tropfen der tauenden Eiszapfen, und sie schlief mit dem Gedanken ein, dass die Schollen nun auch immer kleiner würden.

5. September

Es war Freitag, und immer noch hatte niemand Sally gefunden und lange sanft mit ihr geredet und ihr keine Vorwürfe gemacht, voller Mitleid und voller verstecktem Hass hinter jedem sanften Wort. Hass auf sie, weil sie sich nicht fügen wollte, weil sie immer wieder weglief und weil sie nicht auf die weichen, mitleidigen, einfühlsamen Stimmen hörte, sondern ihnen immer in die Augen sah, so lange, bis die falsche Mauer aus professioneller Nettigkeit und Wärme und Verständnis bröckelte und sie dahinter die Langeweile und die Interesselosigkeit und den Hass durchscheinen sah.

Es war Freitag, und noch immer hatte sie keiner gefunden.

Sie lag im Bett in dem kargen Zimmer, dem alles fehlte, was sie dort immer zu brauchen glaubten, damit sie sich wohlfühlen sollten: Es gab keine Pastellfarben und keine geschmackvollen Bilder an der Wand, keine freundlichen Tapeten und keinen kuscheligen Teppich, auf den man am liebsten immer schon beim ersten Reingehen gekotzt hätte. Es war nur ein Zimmer mit weiß gekalkten Wänden, es gab keinen Teppich, es gab nur einen schon ein bisschen wackligen Stuhl, und es gab keine Vorhänge am Fenster. Es war ein Raum wie klares Wasser, und es fühlte sich gut an, darin zu liegen. Gestern hatte es geregnet, und sie war fast den ganzen Tag im Haus geblieben. Morgens hatte sie auf die Geräusche gehört, die Liss in der Küche und im Bad machte. Sie war nach unten gegangen, als es still geworden war, und hatte wieder Tee gefunden und die abgedeckte Schüssel mit Obst. Auch Brot stand auf dem Tisch und eine Untertasse mit Butter. Keine Aufforderung. Nur ein Angebot, das aussah, als hätte Liss am Tag zuvor die Schüssel mit dem

unberührten Obst gesehen und sich gedacht, dass Sally lieber Brot äße. Sally räumte die Butter in den Kühlschrank, der nicht in der Küche stand, sondern in der kleinen Speisekammer, deren Decke schräg war, weil sie der Treppe über dem Raum folgte. Sie hatte in die Schüssel gesehen, ob wieder Birne darin war, und sie hatte alle Stücke gegessen und zwei oder drei Walnüsse. Sie hatte den Tee mit nach oben genommen und sich ans Fenster gesetzt und den ganzen Tag auf den Hof gesehen; auf die Straße vor dem Hof und die Bäckerei auf dem kleinen Dorfplatz über der Straße. Sie hatte die Leute beobachtet, die Brot kauften. Manche unterhielten sich trotz des Regens vor dem Laden. Sie hatte die Hühner beobachtet, die im Lauf des Vormittags vom Garten in den Hof hinunterkamen und dort auf dem schmalen ungepflasterten Streifen vor dem Zaun zur Straße hin nach Regenwürmern suchten. Sie hatte Liss beobachtet, die in gelbem Regenzeug auf ihrem Traktor mittags in den Hof fuhr und dann für Stunden in der Scheune verschwand und mit sehr schmutzigen Händen wieder herauskam, ohne auch nur für einen Augenblick zu ihr hochzusehen. Sie hatte mit Liss Kaffee getrunken, als sie vor ihrer Zimmertür gerufen hatte, dass es Kaffee gab. Sie hatten nicht geredet. Dann war Liss wieder aufgestanden und nach draußen gegangen, und Sally hatte die Kaffeekanne auf den Herd gestellt und die Tassen abgespült. Später war sie wieder oben gewesen, hatte auf dem Bett in einem gefundenen Buch gelesen, und dann musste sie eingeschlafen sein, obwohl es noch nicht dunkel gewesen war, denn jetzt war es Freitag.

Es war Freitag, und keiner hatte sie gefunden.

Sie stand auf und trat ans offene Fenster. Es war noch sehr früh, aber es würde sonnig werden. Durch den Regen gestern hing ein feiner Dunst über dem Hof.

Der Hof. Warum lebte die eigentlich allein und ließ dann trotzdem einfach Leute bei sich wohnen? Kurz flackerten Bilder von Psychofilmen durch ihren Kopf. Einsamer Hof. Nebel. Wald. Ein

Garten voller junger toter Mädchen. Sie grinste die Bilder weg. Wo sie herkam, war das Haus voller toter Mädchen, bloß wussten die das nicht und bewegten sich einfach weiter. Zombies.

Außerdem war die nicht so. Aber wie war die dann? War irgendwie nicht so supereinfach … man konnte vielleicht leichter sagen, was sie nicht war: Hexe. Psychokiller. Sozialpsychopädagogen-Vertrau-mir-Schlampe. Es gab ja nicht so viele Leute, die einem wirklich vertrauten. Ohne dass sie es immer sagen mussten, damit sie es selber glaubten. Aber strange. Das war sie auf alle Fälle. Strange. Auf eine coole Art vielleicht, aber strange. Trotzdem. Sie überlegte, aber sie kannte eigentlich niemanden, der wirklich allein lebte. Noch dazu in einem so großen Haus.

Es klopfte an der Tür. Sally drehte sich um, erwartete, dass die Tür sich öffnen würde, bevor sie »Herein« gesagt hatte, weil das ja immer so war. Aber tatsächlich wartete Liss. Sally ging zur Tür und öffnete.

»Guten Morgen«, sagte Liss. Sie hatte ein blaues Kopftuch aus Leinen um, das ihr Gesicht auf seltsame Art umrahmte. Sally wehrte sich dagegen, es schön zu finden.

»Ich muss heute Kartoffeln ernten. Kannst du mir helfen?«

»Gleich?«, fragte sie.

»Ich kann gut warten, bis du fertig bist. Es gibt auf dem Hof noch genug zu tun«, antwortete Liss mit diesem kleinen Lächeln, das Sally nun schon kannte.

»Ich komme«, sagte sie.

Diesmal saß sie mit auf dem Traktor. Es gab zwei Sitze über den großen Hinterrädern; auf dem einen war eine längst glatt und glänzend gewetzte Sitzfläche aus Holzleisten angebracht, der andere war das blanke Metall des Kotflügels. Um beide Sitze lief ein Stahlrohr, das Rückenlehne und Haltegriff in einem war. Sally spürte jede Erschütterung. Sie fuhren durch das Dorf hinaus auf die

Landstraße. Nach rechts fielen die Weingärten ab. Sie konnte weit über das Tal sehen, in dem der Morgendunst noch immer über den fernen Dörfern hing, während es hier oben schon ganz sonnig war. Links lagen Felder bis hin zum Wald, der vielleicht anderthalb Kilometer entfernt war. Sie bogen in einen Feldweg ein. Hinter ihnen holperte und klirrte die Maschine, die Liss angehängt hatte. Ein Schleuderroder, hatte sie erklärt, als sie ihn aus der Maschinenhalle im Garten gezogen hatten. Was natürlich überhaupt keine Erklärung war. Der Weg führte in einem leichten Bogen an einer Hecke entlang, und dann hielten sie unvermittelt an. Rechts neben ihnen lag ein Feld. Liss nahm einen Jutesack von dem Haufen, der unter ihrem Sitz lag, und warf ihn an den Feldrand. Sie gab Sally einen eisernen Korb. Dann stieg sie über die Deichsel ab und löste einen Hebel. Der Roder senkte sich. Er sah eigentlich aus wie eine Art Pflug, aber dahinter war ein Rad angebracht, von dem in regelmäßigen Abständen leicht gebogene Zinken ausgingen – das sah ein bisschen aus wie die runden Besen der Straßenkehrwagen.

»Woher weißt du, wann die Kartoffeln reif sind?«, fragte Sally.

Liss sprang von der Deichsel und wies auf den Damm.

»Grab mal eine aus.«

Sally hockte sich in die Furche und grub ihre Finger in die Erde unter dem Kartoffelkraut. Sie war warm und vom gestrigen Regen noch ein wenig feucht. Wann hatte sie das letzte Mal in der Erde gegraben? Wann hatte sie das letzte Mal die Hände in der Erde gehabt? Sie konnte sich nicht erinnern.

»Hier«, sagte sie, als sie auf die Kartoffeln stieß und sie freigelegt hatte. Es waren acht oder neun unterschiedlich große Knollen. Sie bröckelte die Erde ab und sah sie an. Hell waren sie; in der Septembersonne leuchteten sie fast.

»Reib sie mal kräftig«, forderte Liss sie auf.

»Und?«, fragte Sally, nachdem sie eine Kartoffel vollkommen sauber gerieben hatte.

»Wenn die Haut nicht mehr abgeht, sind sie reif. Man kann auch welche ausgraben und kochen, um zu probieren, ob sie passen, aber das dauert mir jetzt zu lang.«

Sally sah überrascht auf. Es war das erste Mal, dass Liss gescherzt hatte.

»Sammle die Kartoffeln erst in den Korb und dann in die Säcke«, sagte Liss, die schon wieder auf dem Sitz saß. »Schlepp sie nicht weiter mit, wenn sie schwer werden, ich werfe dir in Abständen welche runter. Und lass dir Zeit.«

Dann gab sie Gas, und das Rad fing an, sich zu drehen. Jetzt sah Sally, wozu der Pflug da war. Er hob die Erde aus dem Damm, der Besen schleuderte sie zur Seite, und dazwischen flogen die Kartoffeln mit. Es sah ein bisschen lächerlich aus, unprofessionell, fast unbeholfen. Aber als sie langsam hinter dem Traktor die Furchen entlangging, sah sie, dass es funktionierte. Man brauchte die Kartoffeln nur aufzuheben.

Man brauchte die Kartoffeln nur aufzuheben! Als die ersten zwei Stunden vorbei waren, tat Sally der Rücken so weh, dass sie sich schon gar nicht mehr bückte, sondern einfach in der Hocke weiterrutschte. Liss war längst mit dem Roden fertig und sammelte nun auch. Sally sah sie, wie sie vom unteren Ende des Feldes in der anderen Furche hochkam und sich dabei bewegte wie eine Maschine. Bücken. Sammeln. Den eisernen Korb einen Meter vorschieben. Bücken. Sammeln. Den eisernen Korb in einen Sack leeren. Sie war viel schneller als Sally; sie merkte das, weil Liss ihr von Furche zu Furche immer weiter oben begegnete. Und sie hatten noch nicht einmal ein Drittel des Feldes geschafft.

»Scheiß drauf!«, schrie sie in plötzlichem Zorn. »Scheiß einfach drauf!«

Sie schleuderte die Kartoffel, die sie eben aufgeklaubt hatte, über den Acker, aber weil ihr die Arme wehtaten, wirkte das ein bisschen lächerlich. Sie flog nur ein paar Meter weit. Sally richtete sich auf.

Was war das hier? So eine Art Arbeitstherapie? Glaubte Liss, sie fiel auf diesen Scheiß rein? Weil sie bei ihr wohnen durfte, musste sie mitspielen und Kartoffeln klauben, um sich durch gesunde Landarbeit zu heilen? War es das, ja? Sie sah nach Liss. Die war ungefähr siebzig Meter weiter unten. Bücken. Klauben. Kartoffeln in den Korb.

»Nein!«, sagte Sally wütend. »Nein! Leckt mich alle. Leckt mich, ihr Arschlöcher!«

Sie ging zum nächsten, fast vollen Sack und versuchte, ihn umzustoßen. Es ging nicht so einfach. Er fiel nur langsam um, und die Kartoffeln rollten kaum heraus. Sally bückte sich und riss an den beiden unteren Enden; griff durch die raue Jute je eine Kartoffel und schrie vor Wut einfach ohne Worte los, während sie mit aller Kraft am Sack riss und plötzlich nach hinten umfiel, als er sich viel zu schnell leerte. Keuchend blieb sie ein paar Sekunden liegen, bevor sie, immer noch voll glühenden Zorns, aufsprang und zum Ackerrand lief, am Traktor vorbei, den Liss dort abgestellt hatte und dann auf den Wald zu, so schnell sie rennen konnte.

Liss sah dem Mädchen nach. Im ersten Augenblick war sie aufgesprungen und wollte ihr hinterherrufen, aber dann blieb sie einfach stehen und sah ihr nach. Vor der Arbeit kannst du nicht weglaufen, hatte der Vater einmal kalt gesagt, als sie auf der Waldwiese die Heureste hinter dem Ladewagen hätte aufrechen sollen. Es war die langweiligste Arbeit der Welt. Der Heuwagen im Ackergang vor einem; immer um einen Schritt schneller, als man selber rechen konnte. Das monotone, metallene Geräusch des Kratzbodens, der das Heu nach hinten schob, wenn die Zinken es aufgenommen hatten. Alle Geräusche monoton, sie woben ein Netz aus grauen Fäden, in dem sie hing, in dem sie hinter dem Wagen hergeschleppt wurde und das lächerliche bisschen Heu aufzurechen hatte, das die Zinken nicht aufnahmen. Wie viel war das gewesen,

dachte sie, und für einen Augenblick stieg mit bitterem Geschmack der Hass in ihr hoch; ein Schubkarren voll vielleicht? Oder zwei?

Irgendwann war sie einfach stehen geblieben. Der Wagen rollte weiter, und sie war stehen geblieben. Wie alt war sie da gewesen? Dreizehn? Vierzehn? Sie wusste es nicht mehr. Sie hatte dem Rechen beim Umkippen zugesehen. Die Zinken lagen nach oben. Gut. Und dann war sie in den Wald gegangen. Die Geräusche hingen an ihr wie Fäden. Das Tuckern des Motors. Das quälend kleine, schurrende Geräusch der eisernen Schwellen auf dem Boden des Ladewagens. Das schreckliche, sich immer wiederholende Pfeifen von ungeöltem Metall auf Metall der Heuspindel unter dem Wagen. Sie war in den Wald gegangen, bis sie nichts mehr davon hörte. Als sie am späten Nachmittag hungrig nach Hause gekommen war, hatte er die Küche zugesperrt. Und die Speisekammer. Sogar den Keller.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Manchmal hätte sie sich lieber eine Ohrfeige gewünscht. Oder dass er geschrien hätte. Aber das tat er nicht. Kein Schreien. Kein Lachen. Kein gar nichts.

Vor der Arbeit kannst du nicht davonlaufen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Sie hatte sich unreife Äpfel geholt. Tomaten aus dem Garten. Zwei Tage hatten sie gekämpft; lautlos, zäh. Abgesperrte Küche. Abgesperrte Speisekammer. Abgesperrter Keller. Wo die unsichtbaren Fäden nicht reichten, da gab es Schlösser. Irgendwann war sie auf den Traktor gestiegen, hatte die Schubkarre auf den Hänger geworfen und war auf die Waldwiese gefahren, um das Heu aufzurechen. Und hatte sich dabei vorgestellt, wie sie es im Winter anzünden würde, das Heu in der Scheune, und wie er unten stünde und nichts davon merkte und wie dann der durchgebrannte Boden brach und auf ihn stürzte.

Liss atmete tief ein.

Renn, Mädchen, dachte sie.

Dann bückte sie sich nach der nächsten Kartoffel.

Es war schon dunkel, als Sally zurückkam. Es war ruhig im Dorf, aber nicht still. Ab und zu fuhr ein Auto. In den Ställen, an denen sie vorbeikam, klirrten die Ketten der Kühe. Die konnten nicht wegrennen, kam es Sally, die standen da immer. Hinter vielen Fenstern flackerte es blau. Die Leute sahen fern, dachte sie mit müder Verachtung, sie saßen in ihren engen Häusern und glaubten wirklich, sie sähen in die Ferne, dabei saßen sie so angekettet wie ihre Kühe in ihren Wohnzimmern und glotzten genauso auf eine Wand wie sie.

Die Beine schmerzten ihr. Sie war sehr lange gelaufen; hatte sich immer weitergezwungen, bis sie in den Flow gekommen war, für den sie lief. Aber der war irgendwann auch vorbei, und jetzt tat ihr alles weh. Die Beine vom Laufen. Die Arme und der Rücken vom Kartoffelklauben. Und irgendwas in ihr, das auch immer wehtat, was sie nur nicht immer spürte.

Als sie auf den Hof kam, blieb sie stehen. In der Küche brannte noch Licht. Hatte sie sich auch angekettet? Sie war müde. Und sie spürte Hunger, den sie sonst immer wegschieben konnte, aber selbst dafür war sie zu müde. Die Luft war immer noch warm. Um die Straßenlaterne vor dem Hofeingang sirrte eine Wolke von Mücken. Sally lehnte sich an den Zaun und sah in den Hof. Der Traktor stand dort. Der Schleuderroder war gegen den Ladewagen getauscht worden, auf dem die Kartoffelsäcke standen. Vom Hühnerstall hörte sie ein leises, verschlafenes Gackern. Die Terrassentür zur Küche stand einen Spalt offen. Egal, dachte sie, egal. Sie gab sich einen Ruck und ging über den Hof in die Küche. Ein Teller stand auf ihrem Platz. Eine Untertasse mit Butter. Eine kleine Tasse mit Salz. Und ein schwarz emaillierter Topf. Sally blieb beim Tisch stehen, zu erschöpft, um Widerstand zu leisten. Sie hob den Deckel vom Topf. Kartoffeln. In der Schale gekocht. Sie waren noch lauwarm. Sally starrte sie an. Dann nahm sie eine heraus, brach sie auseinander und stippte ein Ende vorsichtig in das Salz. Sie schmeckte wie Heimkommen, und ihr schossen auf einmal Tränen in die Augen. Sie

aß noch eine. Mit der Schale und einem winzigen Klecks Butter. Und dann noch eine, wieder nur mit Salz. Sie legte den Deckel leise auf den Topf, löschte das Licht und stellte die Butter in die Speisekammer. Dann ging sie nach oben in ihr Zimmer.

6. September

Liss stand in der Küche und sah auf den Tisch. Der Topf stand noch da, aber die Butter war abgeräumt. Das Messer war benutzt, der Teller nicht. Sie hob den Deckel hoch und sah hinein. Dann trug sie den Topf in die kühle Speisekammer. Als sie ihn abstellte, blieb sie einen Augenblick stehen. Auf dem Hof war früher geschlachtet worden. In der Kammer stand noch immer die schwere Fleischbank aus Buchenholz; lang, dunkel und glatt gearbeitet. Darüber hingen die Ausbeinmesser; schmal und scharf, Schnüre fürs Wursten; hing ein Fleischerbeil, dem man ansah, dass es über Jahrzehnte wieder und wieder geschärft worden war. Alles Dinge, die einmal einen Zweck gehabt hatten und jetzt in ihrer Vergessenheit nur noch schön aussahen, aber nicht mehr nützlich waren.

Manche Menschen waren auch so.

Sie war so.

Das Mädchen dagegen konnte noch einen Weg in die Welt finden.

Durch das sehr kleine Fenster in der fast meterdicken Wand, dort, wo aus dem Boden die gemauerte Wölbung über der Kellertreppe wuchs, leuchtete matt ein Stück grau verhangenen Septemberhimmels. Sie sah noch einmal in den Topf. Doch. Es waren weniger als gestern. Liss stand schweigend da. Dann setzte sie den Deckel lautlos zurück auf den Topf. Die meisten Leute arbeiteten nicht mehr mit dem Boden, aus dem alles kam. Die meisten Leute hatten vergessen, dass auch im Herbst Dinge wachsen konnten; und dass man mit ihnen vorsichtiger umgehen musste als mit denen, die im Frühjahr kraftvoll aus der Erde schossen.

Wie ist das mit dir?, dachte sie durch die Decke nach oben, wo das Mädchen lag. Wie ist das mit dir? Es war noch keine Woche her, seit das Mädchen seinen Rucksack auf den Ladewagen geworfen hatte und über den Reifen hinaufgestiegen war. Es kam ihr länger vor. Für jemand, der immer an einem Ort ist, sind sechs Tage gar nichts. Ein Tag wie der andere, und sie fließen ineinander. Für jemanden, der auf der Flucht ist, sind sechs Tage viel. Das Mädchen machte, dass ihre Tage länger wurden und nicht mehr so unbemerkt verflogen.

Liss sah auf die Messer. Scharf. Schmal. Manche, die nur zu einem einzigen Zweck beim Schlachten taugten und sonst nie angefasst wurden.

Manche Menschen waren wohl auch so.

Sie war so.

7. September

Sally wachte jetzt jeden Tag ein bisschen früher auf. Eigentlich wurden die Tage doch jetzt kürzer, aber das wirkte hier irgendwie nicht so. Als sie sich anzog, stellte sie fest, dass sie waschen musste. Sie hatte keine Unterhosen mehr. Und die Jeans waren auch nicht mehr neu. Sie ging an das kleine Fenster und öffnete den angelehnten Flügel ganz. Es war ein bisschen bedeckt, aber nicht kalt. Sie konnte gut die kurzen Hosen anziehen. Die Sonne würde sicher noch ganz rauskommen. Sie warf sich das Kapuzenshirt über und ging nach unten in die Küche. Sally war überrascht, Liss am Küchentisch beim Frühstück zu sehen. Es war das erste Mal, dass sie sich morgens sahen. Sie las Zeitung, trank Tee dabei; immer nur so ein bisschen, als täte sie das geistesabwesend und wäre schon woanders. Das hatte Sally jetzt schon öfter bei ihr gesehen. Liss sah auf, freundlich, und sagte Guten Morgen. Sally murmelte etwas Ähnliches und setzte sich auf die Bank, dorthin, wo sie in den letzten Tagen immer gesessen hatte. Es war ihr ein bisschen unangenehm, dass Liss da war.

»Tee?«, fragte Liss und griff nach der Kanne. Sally nickte und schob ihre Tasse ein Stück in die Mitte des Tisches. Liss goss ihr ein. Als Sally die Tasse zu sich zog, merkte sie, dass Liss' Blick auf ihre Oberschenkel gefallen war und dort für einen Moment hängen geblieben war, bevor sie sich wieder ihrer Zeitung zuwandte. Sally holte tief Luft. Sie kannte diesen Blick.

»Was?«, fragte sie aggressiv. »Was?«

Liss legte die Zeitung auf den Tisch.

»Ich habe deine Beine angesehen«, antwortete sie offen.

»Ja, hab ich gesehen!«, fauchte Sally, aber nicht so wütend, wie sie gerne gewesen wäre. Sie hatte das übliche »Nichts« erwartet. Jetzt sah sie selbst auf ihre Oberschenkel. Auf den Innenseiten lagen die Narben wie Striche nebeneinander. Es sah gar nicht so schlecht aus, fand sie. Eine Strichliste. Scheißtag Scheißtag Ben Ben Ben Ben Scheißtag Mama Scheißtag Klinik Klinik Ben Papa Eve Scheißtag 16. Geburtstag Scheißtag. Das war der linke Schenkel. Mit dem hatte sie angefangen. Ein paar Striche hatte sie schon vergessen. Das war gut. Denn eigentlich war es ja eine umgekehrte Liste. Die Narben löschten die Tage und die Gesichter und die Gefühle.

Sie nahm einen Schluck Tee. Egal. Sollte sie doch hinsehen.

Am rechten Oberschenkel gab es zwei Striche auf der Liste, die noch ein bisschen rot waren. Das war irgendwie auch passend. Am Anfang waren die Striche rot, und irgendwann verblassten sie dann zu einem unauffälligen Hell. Und mit ihnen die Tage, für die sie standen.

Sollte sie doch hinsehen.

Liss schob ihr die Zeitung hin.

»Du wirst gesucht.«

Wenn sie richtig erschrak, fühlte sich das immer an, als würde ihr von innen kaltes Wasser gegen die Magenwand geschüttet. Und ihr Mund war auf einmal trocken. Sie nahm die Zeitung und las die kleine Meldung. Vermisst wird Sally … so und so alt … so und so groß … aus dem Therapiezentrum in W… Hinweise unter …

Sally las die Meldung noch einmal. Und dann noch einmal. Klar. Was hatte sie denn gedacht? Dass sie wirklich einfach verschwinden könnte? Dass sie sie wirklich in Ruhe lassen würden? Arschlöcher. Alle.

»Vielleicht solltest du jemandem eine SMS schreiben. Oder eine Mail.«

Liss hatte eines ihrer langen Beine zu sich auf den Stuhl gezogen und betrachtete Sally.

»Ich hab … mein Handy hab ich verloren«, sagte Sally viel zu laut. »Und ich will niemandem schreiben.«

Es gab eine lange Stille. Liss trank Tee. Dann stand sie auf, ging an Sally vorbei und öffnete die Tür zum Hof.

»Willst du gehen oder bleiben?«, fragte sie, ohne sich nach Sally umzudrehen.

»Die sollen mich in Ruhe lassen. Die sollen mich einfach in Ruhe lassen.«

Jetzt drehte sich Liss um.

»Dann solltest du ihnen eine Chance dazu geben«, riet sie mit dieser ruhigen Stimme, die Sally eigentlich cool fand. »Schreib ihnen, dass du in Ruhe gelassen werden willst.«

»Klar!«, fuhr Sally hoch. Die Teetasse fiel um. Der Tee floss auf die Zeitung. »Klar! Was denkst du, warum ich mein Handy … warum ich es weggeschmissen hab? Ich will nicht, dass mich jemand findet. Ich will in Ruhe gelassen werden. Warum checkt das eigentlich keiner?« Sie schrie jetzt fast. »Ich will, dass die mich einfach in Ruhe lassen und dass die nicht immer noch mal und noch mal und noch mal an mir rumspielen und mich zutexten und irgendwas rausfinden wollen, was gar nicht da ist. Ich will tot sein für die. Die brauchen nicht zu wissen, dass ich lebe. Das sind verfickte Arschlöcher und ….«

Liss lächelte auf einmal. Das regte Sally noch mehr auf, aber Liss unterbrach sie.

»Es muss ja keiner wissen, wo du bist. Ein Brief zum Beispiel hat den Vorteil, dass er keine Signale an Funkmasten sendet und dass man ihn einwerfen kann, wo man will.«

Sally sah sie lange an. Was wollte die? Warum machte die das?

»Schreib einen Brief«, wiederholte Liss, ohne zu drängen. »Wenn du dich erfolgreich tot stellst, hat das die unangenehme Folge, dass die Leute irgendwann glauben, dass du wirklich tot bist. Und das macht alle nervös. Ich mag aber keine nervösen Leute auf meinem Hof.«

Sally tupfte den Tee mit der Zeitung auf, damit Liss nicht sah, dass sie sich … dass sie überrascht war. So viel hatte Liss überhaupt noch nie gesprochen.

»Bist du nicht …« Sie wusste nicht, wie sie die Frage richtig stellen sollte, ohne dass es sich blöd anhörte. »Hast du ein Problem damit, wenn ich noch hierbleibe?«, schoss sie schließlich los; in dem Ton, den ihre Lehrer immer frech genannt hatten, weil sie nie irgendwas kapierten.

»Nein«, antwortete Liss. Sie drehte sich brüsk um und begann, den Tisch abzuräumen. Die Schüssel mit dem Obst ließ sie stehen. Wie immer. Sally sah ihr zu. Liss stellte die Tassen in die Spüle und wandte sich halb zu Sally.

»Ich muss in den Wald heute. Auszeigen. Willst du mit?«

Sally nickte, obwohl sie nicht wusste, was Auszeigen war, und nahm ein Stück Birne aus der Schüssel.

»Wieso schmecken deine Birnen immer nach Gewürz?«, fragte sie.

»Tun sie das?«, fragte Liss ein wenig überrascht zurück. Sie nahm auch ein Stück.

»Ach, ich bin schon so lange daran gewöhnt. Es ist eine alte Sorte, die keiner mehr kennt. Petersbirne. Oben im Garten stehen viele alte Bäume. Der … Vorbesitzer«, sie zögerte etwas, »mochte solche Sachen. Alte Obstsorten. Lauter uraltes Obst. Man nennt die auch Honigbirne.«

»Die haben Namen?« Sally war überrascht.

»›Andenken an den Kongress‹. ›Herzogin Elsa‹. ›Madame Verté‹.« Liss musste grinsen, als sie die Namen aufzählte: »›Präsident Drouard‹. ›Schweizer Wasserbirne‹ … «

»Wasserbirne? Echt?«

»Echt.« Liss lachte auf einmal laut los.

Sally sah sie das erste Mal so befreit.

»Zeigst du sie mir mal?«

Liss nickte lächelnd.

»Ich dachte, wir nehmen den Traktor«, sagte Sally etwas überrascht, als Liss ein total verstaubtes Mountainbike aus der Scheune schob und vor sie hinstellte.

»Brauchen wir nicht«, antwortete Liss kurz. Sie nahm einen Sack vom Haken neben dem Tor und wischte über Stange, Sattel und Lenker.

»Aber es muss aufgepumpt werden«, sagte sie und ging zurück ins Haus. Sally sah auf die Reifen. Das Rad war lange nicht mehr benutzt worden. Für Liss war es eigentlich zu klein, merkte sie, als sie probehalber ein Bein über die Stange schwang, für sie selber dagegen perfekt.

Liss kam zurück und kniete sich neben das Fahrrad. Sally mochte ihre Bewegungen. Sie waren auf eine lässige Art genau. Präzis, aber nicht wie eine Maschine … akkurat. Akkurat war das Wort.

»Fertig«, sagte Liss nach ein paar Minuten, stand auf und schob die Luftpumpe zusammen. »Fahr mal Probe.«

Sally trat an und fuhr eine Runde im Hof.

»Okay«, sagte sie, »ist okay.«

Liss nickte und holte ihr Rad.

Dieses Mal fuhren sie auf der Hauptstraße aus dem Dorf, in südlicher Richtung, vorbei an der einzigen Bäckerei, an den alten Höfen. In einem der Vorgärten stand eine alte Frau und harkte in ihren Beeten. Als sie Liss sah, schaute sie auf, lächelte und nickte ihnen beiden zu. Dann harkte sie weiter, und erst jetzt fiel Sally auf, dass alle anderen Leute im Dorf Liss nicht grüßten.

Im Norden gab es eine Siedlung mit lauter neuen Häusern und rechtwinkligen Straßen, aber hier sah das Dorf so aus, wie es wahrscheinlich auch vor sechzig Jahren ausgesehen hatte, wenn man von den Autos absah, die in den kopfsteingepflasterten Höfen vor den massiven Scheunen mit den Steindächern standen. Und es war nicht wie in der Stadt. Dort, wo das Dorf aufhörte, war es auch wirklich zu Ende. Zur Rechten bog ein Feldweg ab, der zum Wald

führte. Manchmal stand zu beiden Seiten Mais, mannshoch, dann war es, als führe man durch eine Gasse. Dann wieder fuhren sie an leeren Feldern entlang. In der grauen Luft sahen sie traurig aus, und obwohl es überhaupt nicht kalt war, musste Sally an den Herbst denken.

»Woher hast du das Fahrrad?«, fragte sie Liss, die schweigend zwei Längen voraus fuhr.

Liss antwortete erst nicht und ließ sich auch nicht zu einem Gespräch zurückfallen.

»Auf so einem Hof sammelt sich alles Mögliche«, rief sie dann über die Schulter zurück.

Sally hatte das erste Mal das Gefühl, Liss wiche ihr aus.

»Von deinem Mann oder was?«

Liss antwortete nicht.

»Von deinem Mann? Oder deinem Freund? Warst du mal verheiratet?«

Liss antwortete wieder nicht. In Sally stieg eine kleine kalte Lust hoch. Sie trat fester in die Pedale und schloss auf. Sie fuhr jetzt neben Liss.

»Was ist mit dem? Wo ist der? Sag!«

Liss bremste. Sally reagierte schnell, aber kam doch erst ein paar Meter vor Liss zum Stehen. Sie wendete ihr Fahrrad, um Liss anzusehen. Ihre gebräunte Haut sah in dem diesigen Licht kupfern aus. Sie atmete schnell und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloss ihn wieder und sagte dann mit einer Stimme, in der eine große Spannung sirrte:

»Wir reden nicht über dieses Fahrrad.«

Sally starrte sie an. Das kannte sie. Manchmal hatte man die anderen so weit. Manchmal hatte man durch die Rüstung getroffen.

»Warum nicht? Was ist mit dem Fahrrad? Was ist mit deinem Mann? Warum reden wir nicht darüber?«

Liss sah einen Augenblick nach unten. Sally bemerkte, dass sie die Fahrradgriffe so fest hielt, dass die Knöchel hell leuchteten.

»Ich habe mich falsch ausgedrückt«, sagte Liss dann wieder mit dieser fast metallischen Stimme. »Ich rede nicht über dieses Fahrrad. Wenn du willst, kannst du zurückfahren.«

Sie hob den Kopf und sah Sally an. Sally konnte nichts in ihren Augen lesen. Sie hielt den Blick aus. Das konnte sie. Das konnte sie gut. Die anderen sahen immer zuerst weg. Aber Liss nahm den Kampf gar nicht auf. Sie hob sich unvermittelt in den Sattel und trat in die Pedale, fuhr an Sally vorbei auf den Wald zu, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Hast du Angst vor mir?«, schrie Sally ihr nach. »Hast du Angst? Was ist mit dem Scheißfahrrad? Hat der das Fahrrad vergessen, als er weg ist?«

Liss sprang so schnell vom Rad, dass sie stolperte und ihr Fahrrad scheppernd auf die Straße fiel. Mit ein paar Schritten war sie bei Sally.

»Nicht!«, zischte sie. »Tu es nicht. Fahr oder fahr nicht, aber sprich nicht über dieses Fahrrad!«

Dann drehte sie sich um, hob ihr Rad auf und fuhr weiter.

Sally dagegen stieg ab und ließ das Mountainbike umfallen. Plötzlich hatte sie nasse Augen und hasste sich dafür. Weinen weichte alles auf. Weinen machte schwach. Sie trat nach dem Rad, aber traf mit dem Knöchel das Pedal. Heiß und scharf schoss der Schmerz ihr Bein hoch. Ja. Immer noch besser als weinen, dachte sie und biss die Zähne zusammen, immer noch besser als weinen.

Sie riss das Fahrrad hoch und stieg wieder auf. Die sollte nicht denken, dass sie jetzt zurückfuhr. So weich war sie nicht. Der Knöchel brannte bei jedem Tritt, und das war gut. Sie trat schneller und härter, stand auf und fuhr im Stehen. Der Fahrtwind trocknete ihre Augen. Als sie den Waldrand erreichte, schmerzten ihre Lungen so sehr, dass sie den Knöchel nicht mehr spürte, und sie sah eben noch, wo Liss zwischen den Bäumen verschwand.

»Was heißt das, auszeigen?«, fragte Sally schroff, als sie Liss eingeholt hatte. Die stand an einem Baum und sprühte zwei Linien in Neonfarbe auf die Rinde. Liss sah sie eine Sekunde lang an, dann drehte sie sich halb zum Baum um, den sie gerade markiert hatte.

»Man zeichnet die Bäume an, die gefällt werden sollen. Und die anderen, die man stehen lassen will.«

»Wieso die auch? Wenn man sie nicht anzeichnet, bleiben sie doch sowieso stehen.«

Liss schob ihr Fahrrad ein Stück weiter und sah in die Wipfel der Bäume. Sally folgte ihrem Blick. Der Himmel hatte begonnen, ein wenig aufzureißen. Hie und da sah man blaue Flecken. Die Kronen der Bäume waren noch dicht; nur ganz vereinzelt sah man erste gelbe Blätter. Liss sprühte wieder ein Zeichen auf einen Stamm.

»Manchmal möchte man, dass ein Schössling genug Licht hat zum Wachsen«, erklärte sie kurz. »Dann muss man Platz schaffen. Wenn man bestimmte Laubhölzer im Wald haben will, zum Beispiel. Fichten und Kiefern wachsen schneller als Eichen oder Buchen.«

Sally kam ein Gedanke. Sie lächelte spöttisch.

»Das heißt, du fällst die großen, alten Bäume, damit die jungen wachsen können? Das gefällt mir.«

Liss lächelte trocken. Es war kaum zu sehen.

»Wenn sie krank sind oder zu alt, ja. Und den Jungen markiert man deshalb, damit er beim Rücken nicht versehentlich gefällt wird.«

Sie schoben die Fahrräder über den weichen Waldboden weiter. Ab und zu holperten die Reifen über Wurzelwerk. Es roch hier anders. Und es war viel stiller.

»Wo sind die Vögel? Ich höre gar nichts.«

Liss sah sie überrascht an.

»Das fällt dir auf?«

Sally war auch überrascht, aber sie wollte nicht, dass Liss das sah. War sie so … merkte man so sehr, dass sie ein Stadtkind war?

»Sind sie schon weg?«

»Manche ja«, sagte Liss. »Aber die meisten haben nur aufgehört zu singen. Fast alle Vögel singen nur während der Paarungszeit und der Brut. Für mich ist der Frühling vorbei, wenn ich keine Lerchen mehr höre. Die singen nur bis Juli.«

Sally überlegte, wann sie das letzte Mal in einem Wald gewesen war. Musste schon eine Zeit her sein. Ihr fielen immer nur die Ausflüge in der Grundschule ein. Da hatten sie dann so auf alternativ gemacht und ihnen Käfer gezeigt und Maden und so Zeug, das unter der Rinde lebte. Und Feuer hatten sie gemacht; mit Stockbrot. Hatte sie das immer schon gehasst? Vielleicht hatte sie noch nie irgendetwas schön finden können, was die anderen mochten.

Liss ging schweigend neben ihr. Jetzt hörte man doch ab und zu einen Vogel, aber er sang nicht. Nur so ein kurzer Ruf. Unter den Reifen knackten trockene Zweige. Manchmal blieb Liss stehen und sprühte ihre Linien. Dann wartete Sally. Das Schweigen um sie wurde tiefer, aber nicht schwerer. Es war gut, dass sie beide nichts sagen mussten. Der Wald änderte sich jetzt. Er wurde lichter, aber die Bäume waren größer und sahen viel älter aus. Es waren alles Laubbäume. Sally stolperte über einen Stein, der aus dem weichen Boden ragte.

»Du solltest ein Kopftuch umlegen«, sagte Liss, »du bist in der Kirche.«

Sally sah sie verständnislos an. Liss zeigte auf den Stein.

»Wir sind in einer Wüstung. Hier war mal ein Dorf. Vor ein paar Hundert Jahren. Und du stehst in der Kirche.«

Sally kniete sich fasziniert hin. Hier war ein Dorf gewesen. Man sah nichts mehr davon. Irgendwie hatte sie bisher gedacht, dass Städte und Dörfer immer da waren. Klar, irgendwann waren sie entstanden, aber sie hatte noch nie von untergegangenen Dörfern in ihrem eigenen Land gehört. Es gab ja keine Vulkane hier oder das Meer oder so.

»Okay. In so einer Kirche stehe ich gerne«, sagte sie und stellte den Fuß auf den Stein. Das war vielleicht der Glockenturm

gewesen – untergegangen in Laub und Erde.

»Dachte ich mir«, sagte Liss.

Als sie nach fast zwei Stunden am Rande eines Maisfelds aus dem Wald herauskamen, hatte Sally keine Ahnung, wo sie waren. Liss stieg auf. Für Sally fühlte sich die Richtung falsch an, aber als sie eine kleine Kuppe genommen hatten, sah sie das Dorf, und sie konnte sich wieder orientieren. Hier hatten sie Kartoffeln geerntet. Anscheinend hatten sie im Wald fast einen Halbkreis geschlagen. Als sie am Acker vorbeikamen, sah Sally den Sack. Liss hatte alle Kartoffeln geklaubt, nur die nicht, die Sally ausgeschüttet hatte. Der Sack lag noch in den Furchen in einem kleinen See aus Kartoffeln. Es sah unfertig aus. Sally sah zu Liss, die vor ihr fuhr und keinen Blick für den Acker hatte. Sally wurde langsamer, und für einen Moment spürte sie die Wut wieder, wie ein Echo. Hatte Liss sie extra hier entlanggeführt? Tat sie das aus Rache? Aber dann sah sie Liss einfach weiterfahren, ohne sich umzudrehen. Sally dagegen wurde immer langsamer, bremste schließlich, stieg ab und ließ das Fahrrad am Feldrand ins Gras fallen. Eine Weile lang stand sie vor dem Acker. Sie wusste nicht genau, was sie fühlte. Vielleicht einfach, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Hier dagegen war es leicht. Es war leicht zu sehen, was nicht in Ordnung war. Sie hockte sich in die Furche und begann, die Kartoffeln in den Sack zu klauben, eine nach der anderen, bis keine mehr übrig war. Sie fand den Strick, den Liss mit jedem Sack hinuntergeworfen hatte. Er war feucht und ließ sich schwer knoten. Dann versuchte sie, den Sack voller Kartoffeln hochzuheben. Sie konnte ihn ein Stück vom Boden lupfen, aber er war viel zu schwer zum Tragen. Sie überlegte. Dann holte sie ihr Fahrrad, legte es in die Furche, sodass die Räder gegen den Damm standen. Sie zerrte den Sack halb über die Stange des Rads, dann packte sie Sattel und Lenker und zog den Sack mit dem Fahrrad als Hebel hoch. Atemlos hielt sie das Rad einen Augenblick im Gleichgewicht, dann begann sie, es aus dem Feld zurück auf den Weg zu schieben.

Liss rollte die Fässer in die Mitte und hob sie auf die niedrigen Gestelle. Hier im Keller war es so kühl, dass sie ein wenig fröstelte, obwohl die Sonne jetzt endgültig durchgekommen war und durch die Schütte einen breiten Balken Licht schräg in den Raum stellte. Die Flaschen in den Regalen schimmerten grün auf. Der weiche Geruch nach dem Holz der Fässer stieg einen Augenblick zart durch die feuchte Luft, als sie die Deckel abnahm, aber dann bewegte sie sich, und schon verging er. Liss richtete sich auf und atmete tief. Es gab Tage, an denen es schwerer fiel, nur auf das zu sehen, was war. Nicht zurück, nicht vor. Nur auf das, was eben war. Weil ja auch alles, was gerade war, nicht aus dem Nichts kam und nicht ins Nichts ging. Alles hatte eine Geschichte. Selbst Dinge, die sich nicht bewegten, bekamen eine Geschichte.

Was hatte das Mädchen für eine Geschichte? Sie wollte eigentlich nicht darüber nachdenken, aber das ging nicht. Das Mädchen war da und mit ihm eine Geschichte. Da waren die Narben an den Beinen. Manche hatten außen Narben, manche innen. Ob sie Geschwister hatte? Sie schüttelte den Kopf über sich selbst. Nicht fragen. Es war immer besser, man kannte die Geschichte nicht. Jede Frage und jede Antwort spann einen Faden zwischen dem Mädchen und ihr. Wenn man von jemandem alles wusste, dann konnte man ihn an tausend Fäden halten.

Wie der Vater sie.

Sie zündete den ersten Schwefelfaden an und gab ihn in das Fass. Die Fässer waren nicht dieselben wie vor einem Jahr. Sie hatten sich mit Leben angereichert. Hefen. Bakterien. Pilzen. Es war eben nur ein Leben, das schlecht für den Wein war. Man musste es ausbrennen, wenn der Wein nicht verderben sollte.

Überall waren diese Fäden, Stricke, Bänder gewesen. Sichtbare und unsichtbare. Um einen jungen Baum, dass er gerade wachsen sollte. Als sie einmal gefragt hatte, warum Bäume eigentlich gerade sein mussten, weil die doch auch so Früchte trugen, hatte sie zwei Nachmittage die Fugen am Straßenrand von Unkraut freikratzen

müssen. Weil es sich so gehört. Weil es so ist. Weil es nicht geht, dass alles gerade so wächst, wie es mag. Jetzt noch, nach all den Jahren, schoss wie aus dem Nichts der Hass brennend aus ihrem Magen hoch in die Kehle, und sie musste schlucken. Sie hatte die Fäden viel zu spät zerschnitten. Ein Baum wuchs nicht mehr, wie er wollte, wenn er schon groß war.

Es begann, intensiv nach Schwefel zu stinken. Sie zündete den zweiten Faden an. Es war eine verlockende Vorstellung, dass man das falsche Leben aus sich selbst ausbrennen könnte wie aus einem Fass.

Ein Schatten im Sonnenstreifen veränderte für einen Augenblick das Licht im Keller. Oben ging jemand über den Hof. Liss stieg auf eines der Regalbretter, hielt sich an einer der Stützen fest und hob sich kurz, um durch die Schütte sehen zu können. Es war Sally – sie konnte die Beine sehen und die feinen Narben an den Oberschenkeln. Sie schob das Rad in die Scheune.

Das Rad.

Das Rad war neu, als Peter sich damit im Weinberg lachend hinunterstürzte, das Haar vom Fahrtwind verweht. Der erste warme Tag in einem Frühjahr, das nach Aufbruch und Neubeginn roch. Die Sonne in seinen Haaren, als er oben auf der Kuppe in den Pedalen stand, das Rad in der Balance hielt, ohne loszufahren. Ein Augenblick, in dem man voller Lust das Glück noch hinauszögerte. Der Weinberg war noch märzleer, aber der kommende Frühling überall zu spüren, und vom Fluss herauf kam der Wind, fuhr durch Peters helle Haare, der in den Pedalen stand und Liss' Blick auf sich spürte, die Bremse losließ und zu rollen begann. Es ging ihm nicht schnell genug. Es ging ihm nie schnell genug. Er trat kraftvoll, begann, den schmalen Weg hinabzustürzen, als wollte er unten über den Fluss fliegen. Liss folgte ihm auf ihrem Rad, lachte, wenn Weinranken sie peitschten, ließ sich mit dem Rad die steile Straße hinabfallen, Peter hinterher, der die Arme vom Lenker nahm und

ausbreitete, als wollte er wirklich fliegen, und Liss schoss es für einen Moment durch den Magen, als sie das sah. Fliegen, schleuderte sie ihm einen Gedanken hinterher, nicht stürzen! Nur fliegen. Und er stürzte nicht, sondern bremste am Fuß des Berges schleudernd in einer kleinen Sandfontäne. Und fiel mitsamt dem Fahrrad in das trockene, noch vom Winter gelbe Gras, und sie musste lachen, weil solche Tage voller Wind und Sonne und Freiheit so selten waren.

Liss schwankte einen Augenblick auf dem Brett. Es war nicht gut, so zu denken. Sie stieg vom Regal. Sie holte die Wannen für die Maische und stapelte sie ineinander. Sie holte die Lesekörbe und legte sie in die Wannen. Sie holte die Rebscheren. Dann fasste sie die Wannen und wuchtete sie hoch, um sie in den Hof zu tragen. Sie waren schwer, aber das passte gerade.

Als sie die äußere Kellertür mit den Hüften aufdrückte, sah sie Sally, die gerade ins Haus gehen wollte. Sie sah sie und kam ohne ein Zögern zu ihr herüber, um ihr mit den Wannen zu helfen.

»Wohin?«, fragte sie, als sie an der anderen Seite der Wannen anfasste.

»Einfach in die Mitte zum Gully«, sagte Liss. »Wir müssen sie auswaschen und in der Sonne trocknen lassen.«

»Wofür sind die?«, fragte Sally.

»Für die Maische. In ein, zwei Wochen brauchen wir sie für die Birnen, wenn das Wetter so bleibt.«

Sie sah, dass Sally nicht gleich wusste, was sie meinte.

»Maische«, sagte Liss. »Daraus brennt man Schnaps.«

Sally zog die Wannen auseinander und stellte sie im Halbkreis um den Gully auf. Liss ging zur Scheune hinüber, um den Schlauch zu holen. Als sie das Tor aufschwang, sah sie den Kartoffelsack neben dem Rad stehen und brauchte einen Augenblick, um zu verstehen. Dann, ohne nachzudenken, ging sie hinüber und fuhr mit der einen Hand zart über den glatten, kühlen Stahl des Rads und mit der anderen über die raue Wärme des Jutesacks. Die beiden

Empfindungen zusammen fühlten sich an wie ein Schmerz, ein seltsam schöner Schmerz.

8. September

Sally kam aus dem Hühnerhaus, den Arm voller Eier, als der Golf auf den Hof fuhr. Sie wusste nicht, ob der Fahrer sie gesehen hatte, und eigentlich sollte es ihr auch egal sein. Wenn schon. Dann sah man sie halt. Was sollte schon sein? Alles klar. Rede dir ein, dass es dir egal ist. Es ist mir egal.

Nein.

Es war ihr nicht egal. Sie wollte nicht gesehen werden. Sie hatte einfach keine Lust weiterzulaufen. Heute nicht. Sie ging rasch hinüber zu dem alten Holzsilo. Außen ging eine Leiter hoch, und in regelmäßigen Abständen gab es Luken, die alle offen standen. Es gab keine Kühe mehr, also brauchte Liss das Silo wohl nicht. Sie wunderte sich immer wieder, wie viele Gebäude es auf so einem Hof gab. Ställe. Scheune. Schuppen. Die Eier ließ sie auf den Boden gleiten und stieg dann ein Stück die Leiter hoch. Bei der zweiten Luke setzte sie sich auf den Rand und hakte die Füße in die Sprossen. Von hier aus konnte sie am Giebel des Stalls vorbei gerade noch in den Hof sehen und war selbst fast unsichtbar. Als sie sich ein wenig zurücklehnte, musste sie überrascht lächeln. Alle Geräusche aus dem Dorf hörten sich in dem leeren Turm auf einmal an wie aus einem alten Radio.

Der Fahrer war gar nicht ausgestiegen. Er hupte nur zweimal kurz. Sally wartete, aber es geschah nichts. Nach einer Minute hupte es wieder. Diesmal etwas länger, und jetzt erschien Liss. Ihr Gesicht war so hart, wie Sally es noch kein einziges Mal gesehen hatte. Irgendwie gefiel ihr das. Aber spooky war es schon. Sie sah zu, wie Liss sich zum Autofenster vorbeugte. Sie konnte nicht hören, was der

Fahrer sagte, aber das schroffe Nein von Liss hörte sie sehr gut. Es hallte im Turm nach. Sally hielt sich mit einer Hand an der rostigen Leiterstrebe fest und beugte sich ein Stück vor. Liss war ins Haus gegangen und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen. Der Fahrer stieg aus dem Auto. Seiner Körperhaltung nach war er ziemlich alt. Ein alter Sack, dachte Sally. Das passte irgendwie. Die Hosen waren zu weit und der blaue Kittel, den der Mann anhatte, war auch zu groß. Er ging Liss ins Haus hinterher. Es war ganz still im Ort. Über ihr sirrten ein paar Mauersegler durch die Luft. In der Stadt hatte sie immer geglaubt, das seien Schwalben. Erst Liss hatte ihr erklärt, dass es Mauersegler waren. Auf dem Land gab es meistens nicht viele, weil sie Türme brauchten oder hohe Häuser, aber der Hof lag ja neben der Kirche. Neun Monate. Sie glaubte das immer noch nicht, aber Liss hatte gesagt, dass Mauersegler neun Monate in der Luft bleiben konnten, ohne je zu landen. Schlafen. Essen. Trinken. Alles geschah in der Luft. So müsste man sein. Niemals zurück auf die Erde müssen.

Die Küchentür ging auf, und der Mann kam wieder heraus. Er hatte einen Karton im Arm. Liss folgte dicht hinter ihm. Zum ersten Mal hörte Sally sie laut werden.

»Das nicht!«, sagte sie laut mit einer metallischen Stimme. »Das nimmst du nicht mit.«

»Es gehört dir doch längst nicht mehr!«, gab der Mann wütend zurück. »Das ist alles seins!«

Er stellte den Karton auf die Rückbank und wollte einsteigen. Liss stand ihm im Weg. Sally sah fasziniert zu, wie der Alte sie wegzuschieben versuchte. Liss stand einfach da. Schließlich bewegte er sich überraschend flink, duckte sich unter ihr durch und sprang ins Auto.

»Du bleibst!«

Liss schrie wütend, aber der Wagen setzte schon zurück. Sally sah, wie sie, fast ohne hinzusehen, nach der Schaufel griff, die an die Hauswand gelehnt stand, und die scharfe Kante über die gesamte

Länge des Wagens zog, als er an ihr vorbeifuhr. Die Lacksplitter sprühten glitzernd in der Sonne. Die Bremslichter leuchteten auf. Die Tür öffnete sich halb, aber Liss hieb mit der Schaufel auf den Kofferraumdeckel, in dem der Karton stand, und schrie:

»Was willst du jetzt machen? Die Polizei holen?«

Da schlug die Tür wieder zu, und der Motor röhrte auf. Liss schleuderte die Schaufel quer über den Hof.

Wow. Was war das gewesen? Sally lehnte sich vorsichtig weit in die Luke zurück. Besser, wenn Liss sie jetzt nicht sah. Dass die sich das traute! Die hatte dem einfach den kompletten Wagen zerkratzt.

»Komm runter!«

Fuck. Sie hatte sie doch gesehen. Aber ihre Stimme war wieder ganz normal. Sally stieg die Leiter hinunter und ging langsam hinüber zu Liss.

»Wer war das?«

»Ein Arschloch«, antwortete Liss völlig ruhig.

»Und was war in dem Karton?«

»Bücher«, antwortete Liss kurz. Ihr Gesicht sagte, dass sie nicht weiter gefragt werden wollte. Sally wartete einfach.

»Sie …«, Liss zögerte kurz. »Sie sind mir wichtig, aber eigentlich gehören sie mir nicht. Ich habe bloß gedacht … ich hätte nicht gedacht, dass sie jetzt noch abgeholt werden«, fügte sie schnell hinzu. »Willst du einen Tee?«

»Eigentlich will ich wissen, wer der Mann war«, antwortete Sally.

»Habe ich doch gesagt«, lächelte Liss völlig überraschend, »ein Arschloch. Komm Tee trinken.«

Sally folgte ihr in die Küche. Wie ging das zusammen? So war die doch eigentlich nicht. Aber okay, irgendwann würde sie es schon sagen. Und – ganz ehrlich – sie hatte auch keine Lust, immer gefragt zu werden. Es war okay. Sie kannte das. Es gab einfach Arschlöcher, die besser nie einen Namen gekriegt hätten. Es war okay.

Als der Tee fertig war, nahmen sie ihn mit hinaus in den Hof. Sally setzte sich auf die Mauer, die um den leeren Misthaufen lief, und sah

in den Himmel zu den Mauerseglern und dann wieder zu Liss, die ganz ruhig dastand und ihren Tee trank. Vielleicht wollte die auch manchmal ein Mauersegler sein.

9. September

Liss betrachtete sich im Spiegel des Kleiderschranks. Es war lange her, seit sie dieses Kleid getragen hatte. Über fünfzehn Jahre. Wie sehr Kleider einen veränderten. Nur Stoff und Farbe – und dann stand da ein fremder Mensch. Aber es war auch gut, dass sie anziehen konnte, was sie wollte. Sie kam sich nur fremd vor. Sie stand ganz still und sah sich selbst ins Gesicht, als begegnete sie einer alten Schulfreundin, die sie seit damals nicht mehr gesehen hatte. Was war da noch von dem verschlossenen Mädchen von damals, das manchmal so einen festen Mund machte, wenn es etwas unbedingt wollte?

Im Glas glitt an der halb offenen Tür ein Schatten vorbei. Sally war aufgestanden und auf dem Weg ins Bad, hielt inne und sah zu ihr ins Zimmer.

»Ganz in Schwarz?«

Liss nickte und sah sie im Spiegel an.

»Ich muss zu einer Beerdigung.«

Sie konnte sehen, dass Sally darüber nachdachte, was sie sagen sollte. Kein automatisch gemurmeltes »Tut mir leid«, ohne überhaupt zu wissen, wer gestorben war.

»Jemand, den du gut gekannt hast?«

Sally sprach auch mit der Frau im Spiegel. Es war, als könnte man auf diese Art leichter reden.

»Der Heuberger. Als Kind habe ich immer auf seinem Hof gespielt, wenn …«

Sie beendete den Satz im Kopf. Wenn ich es hier nicht mehr ausgehalten habe. Wenn ich wenigstens eine Straße weiter in eine

kleine Freiheit reisen wollte. Wenn ich den alten Geruch in diesem Haus nicht mehr ertragen habe.

»Er hat schon lange nicht mehr im Dorf gewohnt«, sagte sie stattdessen, »er ist im Heim gestorben. Aber er hat bestimmt, dass er hier beerdigt wird.«

»Kann ich mit?«

Liss sah überrascht vom Spiegel weg direkt zu dem Mädchen.

»Du wirst nicht …«, begann sie zögernd, um dann fest zu sagen: »Du kannst wahrscheinlich nicht in deinen Kleidern gehen. Das ist hier anders als in der Stadt.«

»Du kannst mir was leihen«, sagte das Mädchen, immer noch in der Tür stehend.

Liss öffnete die Tür des Kleiderschranks. Das ganze Zimmer glitt über den Spiegel, und sie winkte Sally herein.

Sie mochte die Glocken. Schon als sie die erste Nacht hier geschlafen hatte, hatte sie das gemerkt. Obwohl die Kirche so nah war, hörten sie sich nie zu laut an. Sie hatte in der Stadt nicht darauf geachtet, aber hier fiel es ihr auf: Ihr Schlag hörte sich weicher an als der von den Kirchen daheim. Es läutete hier auch viel länger.

Kirchen. Sie hatte gar nichts mit Kirchen am Hut. Und jetzt ging sie zur Beerdigung eines Mannes, den sie gar nicht gekannt hatte. Liss hatte ihr einen schwarzen Rock gegeben. Er passte nicht ganz, weil er unten am Saum farbige Linien hatte – sah irgendwie ein bisschen indianisch aus –, aber insgesamt war er schon schwarz. Viel eigenartiger fühlte sich die weiße Bluse an, die sie trug. Mehr wie ein Hemd, eigentlich. Liss hätte die nie gepasst, sie wäre ihr viel zu klein gewesen. Noch so etwas …

Es waren vom Hof nur ein paar Schritte zur Kirche, aber auf dem kurzen Weg waren mehr Leute unterwegs, als sie bisher in einer Woche im Dorf gesehen hatte.

»Was glotzen die so?«

In Liss' Mundwinkeln saß ein kleines böses Lächeln.

»Weil sie dich nicht kennen.«

Sally sah, wie manche sie lange unverhohlen musterten und andere schnell den Kopf wegdrehten, wenn sie herausfordernd zurückstarrte.

»Und vielleicht, weil sie Angst vor mir haben. Ich gehe nicht oft in die Kirche.«

Das hatte sich Sally schon gedacht. Liss wirkte nicht, als wäre sie eine Kirchgängerin. Angst? Tatsächlich schauten manche Liss scheu an.

»Und warum dann jetzt?«

Sie hatten das eiserne Tor in der Kirchenmauer erreicht und standen auf einmal unter lauter schwarz gekleideten Frauen. Viele von ihnen trugen Kopftücher. Sally hatte plötzlich Bilder im Kopf; die schwarz-weißen Fotos aus Italien, die ihr Vater im Flur hängen hatte. Da waren auch solche Frauen drauf – in Schwarz, mit Kopftüchern. Und jetzt war sie mitten darin.

»Ich habe den Heuberger gemocht.«

Liss' Stimme war trocken.

»Dann gehört es sich auch so, dass man an seinem Grab steht.«

Es gehört sich so. Was gehörte sich?

»Nichts gehört sich!«, sagte Sally unerwartet scharf. »Bloß weil man irgendwas immer schon so gemacht hat, muss man doch nicht …«

Sie ließ den Satz unvollendet. Liss blieb in der Kirchentür stehen. Die Glocken läuteten, und von innen hörte man schon die Orgel.

Die Herbstsonne macht ihr Gesicht schön, dachte Sally völlig zusammenhanglos.

»Ja«, sagte Liss, »du hast recht. Aber manche Sachen stecken so tief in einem drin, dass man sie doch macht. Ich habe ihn gemocht. Hat er vielleicht gar nicht gewusst, aber deshalb bin ich jetzt hier. Du musst nicht mit.«

Sally sagte nichts, aber sie ging an Liss vorbei in die Kirche. Sie war nicht groß. Eine Dorfkirche eben. Nur in den hintersten Bänken

waren noch ein paar Plätze frei. Liss machte eine Kopfbewegung nach links, und Sally glitt in die Bank. Liss blieb einen Augenblick stehen, bevor sie sich setzte. Alle anderen, die nachkamen, taten das auch.

»Was machen die?«, fragte Sally leise.

»Ein Vaterunser beten, bevor sie sich setzen.«

»Das ist nicht wahr, oder?«, fragte sie ziemlich laut. Liss schaute sie fragend an. Sie deutete auf die Bänke, die rechts des Mittelgangs standen. Dort saßen nur Männer. Hier, auf der linken Seite, saßen nur Frauen und Kinder. Fast hätte Sally gelacht.

Liss lehnte sich zu ihr hinüber und sagte leise:

»So ist das hier. Immer noch.«

Sally war überrascht, dass sie sich nicht ärgerte. Es war ein ganz anderes Gefühl. Wieder wie das Gefühl, wenn sie die Fotos bei ihrem Vater angesehen hatte. Als ob man in eine alte Welt eingetaucht wäre, die ganz dicht neben der echten Welt lag, ohne dass sie es jemals gemerkt hätte. Ein Gefühl wie … Faszination. Ja. Als ob man um eine ewig vertraute Ecke ginge, und dann war man plötzlich in einem anderen Land.

Sie bekam nichts von der Predigt mit. Sie kam sich vor wie eine Forscherin. Sie stand auf, wenn Liss aufstand, und setzte sich, wenn Liss sich setzte. Sie betrachtete die Frauen in ihrer Bankreihe und das bunte Licht, das durch die Fenster auf das schwarze Tuch der Kleider fiel. Sie sah sich die Gesichter der Männer an. Kam ihr das bloß so vor, oder hatten die hier auf dem Land wirklich einen anderen Ausdruck als in der Stadt?

Liss sang nicht, aber das Buch lag aufgeklappt vor ihr. Sally las den Text der Lieder mit. War das für Liss immer so gewesen, seit sie klein gewesen war? Immer schon in dieser Kirche, immer links vom Eingang in den Bänken, immer dieselben Lieder? Wenn man hier aufwuchs, hatte man nicht nur die eigene Geschichte, man hatte immer auch die ganze Dorfgeschichte hinter sich. Vielleicht fühlte es

sich manchmal sogar gut an, einfach nur ein Teil des Ganzen zu sein. Das Dorf zu sein und nicht sie selbst. Sie erschrak bei dem Gedanken.

Vorne stand der offene Sarg auf zwei Böcken, die man schwarz umhüllt hatte, leicht nach vorne zur Gemeinde geneigt. Sally hatte noch nie einen Toten gesehen. Das Gesicht war gelb und hatte etwas von einem Raubvogel. Scharf. Nicht böse, aber scharf. Sie war überrascht, als vier Männer vortraten, den Deckel auf den Sarg hoben, ihn mit raschen Bewegungen zuschraubten und dann anhoben.

»Was geschieht jetzt?«, fragte sie Liss leise.

»Wir ziehen zum Friedhof«, antwortete sie, während sie aufstand. Das Gesangbuch ließ sie liegen.

Die Männer mit dem Sarg gingen den Mittelgang entlang, und alle standen auf. Die hundert Kleider und hundert Anzüge hörten sich in der Bewegung wie das Rauschen einer Welle an, das durch die Stille der Kirche brandete.

Krass, dachte Sally für sich, krass. Sie hatte keine Ahnung, was ihr daran gefiel. Vielleicht, dass keiner sagen musste, was zu tun war. Alle wussten, wann sie aufstehen sollten. Alle wussten, dass sie warten mussten, bis der Sarg vorbei war, und dann erst traten sie aus den Bänken; die vordersten Reihen zuerst und dann Bank für Bank die anderen. Es hatte was von … ja, wie von einem Ballett.

Weil sie ganz hinten gesessen hatten, waren sie ziemlich am Ende des Zuges.

»Schön, dass du da bist, Elisabeth«, sagte eine alte Stimme neben Sally. Eine alte, ganz kleine Frau war es, die Liss angesprochen hatte. Elisabeth also. Alles klar. Sie hätte sich auch Liss rufen lassen, wenn ihre Eltern sie so genannt hätten.

Liss nickte nur.

»Hätt’s aber wirklich nicht gebraucht«, murrte eine andere Stimme, »Anstand. Anstand!«

Sally sah, dass Liss sich straffte, aber sie drehte sich nicht zu der anderen Frau um. Die war vielleicht ein bisschen älter als Liss. Gehässiges Gesicht. Und sie hatte es laut genug gesagt, dass auch die Umstehenden es alle hören konnten. Sally wollte irgendetwas sagen, aber da kam wieder die alte Stimme:

»In der Kerch? Schämen solltest du dich, Weber Katti.«

»Danke, Anni.«

Liss sagte es laut und sehr deutlich.

Die alte Frau nickte.

»Es geht weiter«, sagte sie mit dieser dünnen alten Stimme, die aber immer noch etwas Festes hatte. Die Prozession setzte sich in Bewegung.

Sie gingen die Dorfstraße entlang: ein langer schwarzer Zug. Es war heiß, und Sally schwitzte in dem schwarzen Zeug. In den Gärten, an denen sie vorbeikamen, standen Apfel- und Birnbäume. Im sattgrünen Laub leuchteten die Äpfel wie Farbtupfer. Wie gut es sich manchmal anfühlte, einfach am Leben zu sein. Nichts sonst. Einfach nur am Leben zu sein.

»Wer war das?«

Liss sah fragend zu ihr herüber.

»Wer?«

»Die alte Frau.«

Liss lächelte schmal.

»Die Anni.«

Die Anni. Sally sah Liss herausfordernd an, aber die sagte nichts mehr. Okay. Dann nicht.

Der Zug kam nur langsam vorwärts. Sally hatte Zeit, die Häuser zu betrachten. Viele waren deutlich älter als das von Liss. An manchen Mauern fiel der Putz ab, und man konnte sehen, dass sie aus dem schweren grauweißen Kalkstein der Gegend gebaut waren. Kaum eine Mauer war ganz gerade, weil der Putz die Unebenheiten der Natursteine nicht ausgleichen konnte. Viele der Dächer waren mit

Steintafeln statt mit Ziegeln gedeckt. Sie mussten ungeheuer schwer sein, und Sally fragte sich, wie es wohl war, mit so einer Last über dem Kopf aufzuwachsen. Andererseits … es brauchte kein Steindach, um über sich eine Last zu spüren. Zu Hause war manchmal schon die Luft so schwer wie Stein. Sie zuckte unwillkürlich mit den Schultern … sie hatte heute keine Lust auf Scheißbilder von zu Hause.

An der Straße standen in etwa hundert Meter Abstand voneinander Kinder mit weißen Taschentüchern in der Hand bis zum Eingang des Friedhofs.

»Was machen die?«

Liss folgte ihrem Blick.

»In der Friedhofskapelle gibt es keine Glocke«, antwortete Liss. »Wenn sie in der Kapelle das Vaterunser beten, muss es aber läuten. Dann gibt die Anni dem ersten Jungen ein Zeichen, und jeder winkt mit seinem Taschentuch dem nächsten, bis zur Kirche, und da schaltet dann der Mesner die Glocken an.«

»Das ist nicht wahr, oder? Gibt's hier keine Handys?«

Liss lächelte wieder. Wieder nur ein ganz schmales Lächeln.

»Das haben sie hier immer schon so gemacht.«

Es hörte sich böse an. Aber dann lächelte sie richtig und deutete nach vor.

»Davon mal abgesehen: Kannst du dir die alte Anni mit einem Handy vorstellen, wie sie beim Segen eine SMS schreibt?«

Sally musste grinsen.

Es war wie ein Film. Die Sonne auf den Grabsteinen. Die mächtigen Kastanien auf dem Friedhof, in deren Kronen der Wind wie am Meer rauschte. Der Pfarrer auf dem schmalen Brett, das man quer über die Grube gelegt hatte, weil das Grab direkt an der Mauer lag. Das Murmeln der Gebete. Die mit dem Taschentuch winkenden Kinder. Die Glocken, die richtig mit dem Vaterunser einsetzten. Das Poltern der Erde auf dem Sarg in der Grube. Und Liss, die sich ohne ein

Wort zum Gehen wandte, als die anderen anfingen, den Angehörigen ihr Beileid zu sagen. Sally war von den Bildern so fasziniert, dass sie ihr nicht gleich folgte. Sie sah ihr nach, wie sie zwischen den hohen Bäumen auf den Ausgang des Friedhofs zuschritt. Irgendwie konnte man es nicht anders sagen. Eine große schlanke Frau, ganz allein auf dem Weg. Das Mittagslicht flimmerte um sie herum, und dann musste Sally ihr folgen.

Sie gingen schweigend nebeneinanderher. Es war heiß, und es roch nach Staub und nach Stroh, als ein Traktor, hoch beladen mit Ballen, an ihnen vorbeituckerte.

»War das immer so?«, fragte Sally schließlich, als sie in Liss' Hof abbogen.

»Immer«, sagte Liss und stieg nach oben, um sich umzuziehen. Sally blieb im Hof stehen und sah zur Kirche hinüber. Auf der Turmspitze leuchtete die goldene Kugel im makellosen Blau des Himmels. Wozu war die eigentlich? Und wie hatte sich Liss gerade angehört? Stolz? Traurig? Spöttisch? Oder einfach nur bitter?

Sie hätte es nicht sagen können.

11. September

Sie hatte Liss gefragt, ob sie das Rad leihen könnte. Das Rad. Wieso hatte die nicht einfach gesagt, wem das Rad gehörte? Wieso hatte sie nicht mit ihr darüber geredet? Sie hätte doch einfach sagen können … Was hätte sie einfach sagen können? Mein Ex-Mann? Mein Freund? Im Bad gab es keine zweite Zahnbürste. Oder doch, die eine, die sie jetzt benutzte, aber die war verpackt gewesen. Kein Rasierapparat. Kein Männerdeo oder so. Aber in den Zimmern waren Möbel, nicht viel, aber immerhin ein Bett oder ein Schreibtisch, und Sally konnte sehen, dass da mal gewohnt worden war. Vielleicht ja auch eine WG. War schwer zu sagen, ob in den anderen Zimmern Männer oder Frauen gelebt hatten. Die war also allein auf einem Hof, auf dem mal mehr Leute gelebt hatten. Was war passiert? Und warum redete die nicht darüber? Sally hatte das Gefühl, als ob Liss schon viel mehr von ihr wusste als sie von Liss. Je länger sie darüber nachdachte, desto komischer war das. Sie wollte mehr von ihr wissen. Das erste Mal seit Langem wollte sie mehr von einem anderen Menschen wissen. Vielleicht musste man das anders angehen. Liss antwortete anscheinend nicht gern auf Fragen.

Aber dann hatte sie keine Lust gehabt, auf dem Hof zu bleiben, und hatte Liss gefragt, ob sie ihr das Rad leihen könnte. Liss hatte nichts gesagt, und Sally hatte es schließlich einfach genommen und war damit so lange über Land gefahren, bis sie zu einer kleinen Stadt gekommen war, in der es wenigstens ein Internetcafé gab. Seit über einer Woche hatte sie ihr Handy nicht mehr, und obwohl sie sich dagegen wehrte, fehlte es ihr. Das Handy war so lange Teil ihres Lebens gewesen … auf dem Hof hatte sie einfach das Gefühl,

vollkommen abgeschnitten zu sein. Liss hatte zwar einen Laptop, aber Sally hatte keine Lust gehabt zu fragen, ob sie ihn benutzen durfte. Und außerdem musste sie raus. Es war nie gut, wenn sie sich nicht bewegte. Vielleicht war sie auch schon viel zu lange auf dem Hof. Aber andererseits war es gut, dort zu sein: Sie kannte keinen anderen Ort, der so wie Liss' Hof keinen Versuch machte, sie zu halten.

Sie kannte keinen Ort, der nicht irgendwie versucht hatte, sie zu fesseln. Ihr Zuhause. Die Schule. Die Kliniken. Man ging hinein, und dann wuchsen aus den Wänden und aus dem Boden und von der Decke herab die Leinen und Ketten und Schnüre und Netze, und es wurde immer schwerer, in den Häusern umherzugehen, und es wurde immer unmöglicher, sich von zu Hause und aus der Schule und aus den Häusern der Freunde und überhaupt von überall wegzubewegen. Es waren biegsame Ketten und elastische Schnüre und Gumminetze, aber je weiter man fort wollte, desto mehr zogen sie an einem, zogen einen sachte zurück; wurden nachts klebrig und schwer und krochen, wenn man den Mund nicht geschlossen hielt und durch die Nase atmete, in einen hinein. Oder sie klebten am Essen, und man schluckte sie versehentlich wie ein Haar hinunter, ein Haar, das nicht aufhörte und immer dicker und fester wurde und dann von innen an einem zog, bis man kotzen musste. Deshalb war es manchmal besser, nicht zu essen.

Aber als sie mit dem Rad durch die Felder und die Dörfer gefahren war, durch die klare Herbstluft, da hatte sie kein Ziehen gespürt. Liss' Hof zog nicht an ihr. Sie war immer noch frei. In der Stadt hatte sie sich Kaffee gekauft, und im Internetcafé hatte sie die Gruppen gecheckt, in denen sie war. Es fühlte sich komisch an zu sehen, dass sie gar kein großes Thema war. Irgendwo hatte einer geschrieben, dass sie aus der Klinik abgehauen sei. Und Eve – scheiß auf Eve – hatte in dieser »Wow-die-tut-mir-so-voll-leid-Alter«-Mode alles kommentiert. Sally hatte das gelesen und sich aus der Gruppe gelöscht. Dann hatte sie ihren Kaffee getrunken. Als sie schließlich

ihr Rad durch die Nachmittagssonne auf den Straßen einer fremden Stadt schob, hatte sie sich im Eiscafé eine Kugel Erdbeereis gekauft und hatte an einem Brunnen gesessen, bis sie sie ganz aufgegessen war. Sie war mitten in der Nacht zurückgekommen und hatte lang geschlafen und den ganzen Tag gelesen. Das hatte sie nicht mehr getan, seit sie zehn gewesen war.

Heute dagegen war sie früh wach geworden. Klar – sie hatte ja nichts getan, wovon sie hätte müde werden können. Sie hörte Liss im Bad, also war es wirklich früh. Sie blieb liegen, obwohl sie wirklich dringend pissen musste. Erst als sie Liss nach unten gehen hörte, sprang sie aus dem Bett und ging hinüber ins Bad. Es wurde gerade erst hell, aber sie machte das Licht nicht an. So waren die Farben noch so leise wie der Morgen. Sie ging zum Waschbecken, drehte das Wasser auf, sah den Blutstropfen am Rand und dachte, sie hätte sich vielleicht unbemerkt verletzt, im Schlaf vielleicht; manchmal kratzte sie sich Mückenstiche auf, ohne es zu merken, aber sie hatte nichts im Gesicht. Sie schöpfte mit beiden Händen Wasser darüber, und der Tropfen löste sich zäh auf, wusch in den Ausguss und verschwand. Sie warf sich Wasser ins Gesicht, kaltes Wasser. Wenn kaltes Wasser die Stirn berührte, löste das einen Reflex aus. Der lange Arzt hatte das mal erzählt. Kaltes Wasser in der Nase oder an der Stirn. Wie bei Säuglingen. Das Herz wurde langsamer, und die Atmung stoppte. Wenn Babys ins Wasser fielen, dann ertranken sie nicht. Jedenfalls nicht gleich. Und bei ihr … sie spürte immer, wie ihr Herz langsamer wurde, wenn sie sich das Gesicht mit eiskaltem Wasser wusch. Wie die Atmung stoppte und sie für einen Augenblick nicht atmen konnte, auch wenn sie wollte. Es war ein gutes Gefühl.

Sie zog sich an und ging hinunter in die Küche. Liss saß am Tisch, ein Bein auf den Stuhl hochgezogen, aß Obst mit Joghurt und trank Tee.

Sally murmelte einen Morgengruß und setzte sich auf die Bank. Sie streckte die Hand nach der Teekanne aus, aber Liss war schneller

und reichte sie ihr. Liss hatte einen Verband um den linken Unterarm, nicht durchgeblutet, aber an drei Stellen rötlich, länglich durchschimmernd. Sally erkannte sofort, was es war, weil sie es bei sich selbst so oft gesehen hatte.

Der erste Impuls war, aufzustehen und die Teekanne umzuwerfen oder auf den Boden zu schmeißen. Was sollte das? War das so eine Art … was war das? Wie krank war das? Wollte sie …

»Ey!«, sagte sie laut. »Ey, was … was soll … was ist das für ein Scheiß? Machst du einen auf …« Sie wusste nicht, was es war. Sie deutete auf Liss' Arm.

»Findest du das irgendwie witzig oder was? Ist das … was soll die Scheiße?«, wiederholte sie, weil ihr die Worte fehlten.

Liss hatte die Zeitung hingelegt. Sie strich sich mit der rechten Hand leicht über den Verband.

»Ich wollte wissen, wie es ist«, sagte sie ruhig. »Ich konnte mir das nicht vorstellen … ich wollte wissen, wie es sich anfühlt.«

»Und?«, schrie Sally, aber es war gar nicht die Wut, die sie kannte, es war eine andere Wut. Wie … wütendes Mitleid. Sie hasste es. Sie wollte wütend sein. Nur wütend. »Und? Fühlt sich geil an, ein Psycho zu sein, oder? Willkommen im Club! Willkommen im Ritzerclub.«

Liss stand auf und holte den Honig aus dem Küchenschrank, bevor sie antwortete.

»Es tut weh.«

»Klar tut es weh!«, rief Sally. Sie wollte schreien, aber sie war nicht mehr wütend genug. Sie war jetzt nur noch laut. »Klar tut es weh. Was hast du gedacht?«

»Nichts. Deshalb hab ich es ausprobiert. Willst du Honig?«

»Nein!«

Sally trank einen Schluck.

»Doch.«

Liss reichte ihr das Glas. Sally schraubte es auf und tunkte ihr Messer hinein, drehte es im Herausnehmen, damit der Honig nicht

tropfte, und rührte ihn dann mit dem Messer in den Tee. Liss sah ihr zu. Sally starrte herausfordernd zurück. Sie legte das Messer auf den Teller. Plötzlich musste sie grinsen:

»Das musst du nicht auch noch nachmachen.«

Liss lachte wie befreit.

»Willst du sehen, wo er herkommt?«

»Wer?«

Liss deutete auf den Honig.

»Du machst den selbst?«, fragte Sally überrascht, bevor sie schief lächelte und schnell fortfuhr: »Das war dumm, okay. Aber hast du wirklich Bienen?«

Liss stand auf.

»Im Garten.«

Sally trank ihren Tee aus und folgte ihr nach draußen.

Dass diese Septembertage so leuchten konnten! Sie konnte sich nicht erinnern, dass sie den Herbst irgendwann so schön gefunden hatte. Als sie klein gewesen war, ja, da hatte es manchmal letzte Urlaubstage gegeben, die ein bisschen von dem hatten, was sie heute spürte. Aber es war so, als wäre es umgekehrt; als hätte sie damals das schwache Echo des Gefühls empfunden, das sie heute so intensiv spürte. Was war in diesem Septemberleuchten, in diesem hohen Himmel, in diesem Morgen? Es war, als wollte die Welt noch einmal zeigen, wie schön sie sein konnte, wie viele Farben sie hatte, wie frisch sie riechen konnte.

Liss ging vor ihr, mit diesen lässig-ruhigen langen Schritten einer großen Frau, die mit ihrer Größe kein Problem hatte. Ein Gang, den sie manchmal ziemlich cool fand. Es war blöd, vor sich selber so zu tun, als ob nicht. Merkte ja keiner. Bis Liss plötzlich stolperte und Sally lachen musste. Die Hühner schafften es immer, einem so unfassbar blöd zwischen die Beine zu laufen, dass es echt schwierig war, nicht auf sie zu treten. Liss drehte sich mit einem Lächeln um.

»Die meisten Unfälle passieren in Haus und Hof … auch den Hühnern.«

»Ja«, antwortete Sally boshaft, »ist schon ein Wunder, dass Hühner die Evolution bis heute überlebt haben.«

Liss ging an der Maschinenhalle vorbei um die Ecke.

»Hier.«

In dem Eck zwischen dem Zaun und der grob verputzten, fensterlosen Wand der Maschinenhalle stand eine Reihe von Kisten auf Ständern im Halbschatten eines großen Strauchs.

»Da sind die Fluglöcher.« Liss zeigte auf den schmalen Schlitz, den alle Kisten unten hatten. Sally hatte ihn zuerst kaum erkennen können, weil überall so viele Bienen waren, die an- und abflogen, dicht an dicht aneinandergedrängt summten, übereinanderkrabbelten und eine kompakte Traube vor jeder Kiste bildeten. Sally ging vor einer Kiste in die Hocke. Es sah fast so aus wie morgens in der U-Bahn. Alles drängte heraus, alles drängte hinein. Sie hatte so viele Bienen noch nie so nah gesehen. Nach einer Weile erkannte sie so etwas wie eine Ordnung. Auf jeden Fall funktionierten An- und Abflug mit weniger Zusammenstößen als ihre morgendlichen U-Bahnfahrten.

»Können wir Honig ernten?«, fragte sie, weiter die Bienen beobachtend.

Liss schüttelte den Kopf.

»Viel zu spät. Honig erntet man im Juli. Das Bienenjahr ist fast vorbei. Aber wir müssen trotzdem mal reinsehen. Ach, ich habe was vergessen. Kannst du Puderzucker aus der Speisekammer holen? Da steht ein Paket auf der Wurstbank.«

»Für die Bienen?«, fragte Sally.

»Ja«, sagte Liss lächelnd, »aber nicht, was du denkst.«

Sally lief den Weg zum Haus zurück. Ich bin gerade ein Teil von irgendwas, dachte sie. Ich weiß nicht genau, wovon. Ich bin gerade ein Teil von diesem sonnigen Tag. Ich bin gerade ein Teil von Liss' Arbeit. Ich bin gerade ein Teil von diesem Haus.

Sie war sich überhaupt nicht sicher, ob das gut war. Aber in diesem Augenblick fühlte es sich richtig an.

Puderzucker. Sie war erst einmal in der Speisekammer gewesen. Hier sah man noch, dass in diesem Haus früher noch ein viel älteres gewesen sein musste. Unter dem Fenster wölbte sich der Boden einfach hoch – wahrscheinlich war die Kellertreppe darunter. Es sah irgendwie archaisch aus. Als sie die Schachtel mit dem Puderzucker von der Wurstbank nahm, sah sie die Messer mit den dunkel verfärbten Holzgriffen hängen. Ohne nachzudenken, griff sie nach einem und hielt es in der Hand. Man spürte am Griff, dass es schon zehntausendmal benutzt worden war. Es fühlte sich sehr gut an. Für einen Augenblick wollte sie es einfach haben, einfach einstecken, aber dann hängte sie es zurück. Sie konnte ja … sie konnte Liss ja danach fragen.

Als sie wieder bei den Bienenkästen ankam, hatte Liss ein Stück Plane auf dem Boden ausgebreitet. Daneben standen eine weiße Plastikschüssel mit Wasser und zwei durchsichtige Messbecher, von denen der eine einen Siebdeckel hatte. Sally hatte keinen Schimmer, was das werden sollte.

»Du hast keine Angst vor Stichen, nehme ich mal an.«

Liss sah nur kurz zu Sally auf, die den Kopf schüttelte.

»Aber die ziehen wir trotzdem über«, sagte Liss und griff nach den zwei Hüten neben ihr im Gras. Sally setzte einen auf. Der Schleier fiel ihr weich über das Gesicht. Liss reichte ihr noch ein paar Handschuhe.

»Falls du versehentlich in die Bienen greifst.«

Jetzt war sie gespannt.

»Wir müssen jetzt schnell arbeiten«, erklärte Liss. »Wir zuckern nämlich die Bienen.«

Was? Zog Liss sie auf? War das so eine Art Geheimsprache? Aber dann sah sie, dass Liss halb spöttisch einen Mundwinkel nach oben zog.

»Doch. Im Ernst. Du wirst es gleich sehen. Pass auf, du musst mir den Messbecher – also nicht den großen, sondern den da«, sie zeigte auf den deckellosen Becher, »genau unter die Plane halten, damit ich

die Bienen reinschütten kann. Wir brauchen genau hundert Milliliter.«

»Echt jetzt?« Sally sah misstrauisch hoch. »Wir brauchen hundert Milliliter Bienen?«

»Ja«, sagte Liss kurz, »das sind dann ziemlich genau fünfhundert Bienen.«

»Was immer du sagst«, meinte Sally und nahm den Becher. Er fasste genau hundert Milliliter. »Und was mach ich dann?«

»Du schüttest sie in den großen Becher und tust den Deckel drauf. Fertig?«

Liss wartete gar nicht auf ihre Antwort. Sie bewegte sich auf einmal sehr flüssig, sicher und so, als säße jeder Griff genau dort, wo er sein sollte. Sie öffnete eine der Kisten, zog eine Tafel heraus, die über und über mit Bienen besetzt war, und stieß sie mit einer Kante wuchtig auf die Plane. Die Bienen prasselten auf die Plane. Liss stellte die Tafel weg, nahm die Plane auf und faltete sie zusammen, sodass die Bienen jetzt wie in einem Beutel waren.

»Jetzt!«, befahl Liss, und Sally hielt den Becher unter eine Ecke der zusammengefalteten Plane, Liss kippte sie und schüttete Bienen in Sallys Becher.

»Halt«, sagte Sally, als der Becher voll war, hatte den anderen schon zur Hand, als sie einen scharfen Schmerz am Unterarm spürte. Eine Biene hatte sie gestochen. Sie widerstand der Versuchung, sie wegzuwischen, schüttete den Messbecher in den großen Becher um, ließ den kleinen fallen und setzte den Siebdeckel auf. Liss ließ die restlichen Bienen aus der Plane fast nachlässig zurück in die Kiste fallen. Sally rieb sich den Arm. Es war … es tat weh, aber es war ein eigenartig gutes Gefühl. Liss nahm ihr den Becher aus der Hand.

»Jetzt den Zucker! Schnell. Wenn die Bienen zu lange im Becher sind, wird es feucht.«

Sally reichte ihr den Zucker. Liss stäubte ein wenig – vielleicht einen Löffel voll – auf das Sieb und schüttelte. Der Zucker fiel auf die

Bienen im Becher herab, stäubte sie ein, alle wurden weiß überzuckert.

»Was … wozu machst du das?«

Sie war jetzt nicht mehr misstrauisch, sondern nur noch fasziniert.

»Gleich«, antwortete Liss und sah auf die Uhr an ihrem Handgelenk. Es war eine Herrenuhr. Sie passte gut zu ihr. Sie schüttelte den Becher kräftig, wartete eine ganze Zeitlang, schüttelte wieder und dann, nach der Uhr, noch einmal.

»Die Schüssel«, sagte sie.

Sally griff nach der weißen Plastikschüssel mit Wasser und wollte sie ihr reichen, aber Liss machte eine abwehrende Handbewegung, drehte den Becher über der Schüssel um und puderte das Wasser. Der Zucker löste sich sofort auf. Ein paar schwarze Pünktchen schwammen im Wasser.

»Soll ich's wegschütten?«, fragte Sally.

»Nein!«, rief Liss fast erschrocken. »Nein! Warte kurz.«

Sie hob den Deckel ab, trat zur Bienenkiste und schüttete die Bienen vorsichtig zurück. Dann nahm sie Sally die Schüssel aus der Hand und stellte sie auf die Kiste daneben.

»Die schwarzen Punkte«, erklärte sie, »sind Milben. Varroa-Milben. Die können ein Bienenvolk in einem Jahr vernichten. Und sie sind überall. Damit ich weiß, ob die Bienen behandelt werden müssen, muss ich wissen, wie groß der Befall ist. Zähl mal.«

Sally beugte sich über die Schüssel.

»Fünfzehn«, sagte sie. »Nein, sechzehn. Wozu ist der Zucker?«

»Die Milben klammern sich an den Arbeiterinnen fest. Der Puderzucker macht, dass sie den Halt verlieren. Und weil er sich im Wasser sofort auflöst, kann man die Milben erkennen.«

Sally fragte sich, wie irgendjemand auf die völlig wirre Idee kam, Bienen mit Puderzucker einzustäuben, um Milben zu erkennen. Das Bizarrste war, dass es anscheinend funktionierte.

»Und jetzt?«

Liss zählte noch einmal nach.

»Ja. Sechzehn. Das ist genau an der Grenze. Wir müssen sie behandeln, aber nicht unbedingt heute. Und wir müssen bei den anderen noch nachsehen.«

»Okay«, sagte Sally. Sie rieb sich den Stich. Er hatte schon aufgehört zu ziehen. Sie sah in die Bienenkiste. Das war abgefahren! Das war wirklich abgefahren! Die eingezuckerten Bienen wurden von anderen Bienen gesäubert. Sie begann zu ahnen, warum Liss Bienen hatte. Es ging ihr vielleicht gar nicht nur um den Honig. Es ging ihr vielleicht um … darum, etwas zu entdecken. So wie ihr gerade.

»Fertig?«, fragte Liss. Sie hatte die Plane vor dem nächsten Stock ausgebreitet. Sally nahm den Messbecher zur Hand.

»Fertig«, sagte sie.

Zum ersten Mal seit Monaten war sie einen Augenblick lang glücklich.

So scheiße sind deine Eltern gar nicht.

Du hast keine Ahnung.

Nein. Die sind nett.

Ja. Genau.

Sie saß mit Ben auf den Fahrradständern vor dem Einkaufszentrum. Alle kamen dahin. Sie hörten Musik. Sie sahen YouTube-Videos von tanzenden Katzen und kleinen Kindern, die von ihren Eltern auf Dreirädern auf das Einmeterbrett gesetzt wurden und die dann bis zum Ende des Bretts strampelten und ins Wasser fielen. Es war irgendwie gemein, aber sie mussten trotzdem immer wieder darüber lachen.

Wieso lachen wir da drüber?

Weil es lustig ist.

Ben hatte recht. Irgendwie war es lustig. Und irgendwie nicht.

Das ist wie mit meinen Eltern, sagte sie.

Was?

Was du gesagt hast. Dass sie nett sind. Irgendwie stimmt es und irgendwie überhaupt nicht.

Alle Eltern sind so. Meine auch.

Nein, sagte sie, du verstehst das nicht. Bei euch ist das anders.

Willst du ein Eis? Ich bring dir eins mit.

Nein. Sag mal, hörst du mir überhaupt zu?

Ben war schon auf dem Weg zum Kiosk, Eis holen. Gegenüber lag der Busbahnhof. Die wartenden Busse kamen Sally manchmal vor wie große schlafende, langsam atmende Tiere. Aber so was sagte sie nie. Nicht mal zu Ben.

Die anderen Mädchen sahen flüchtig zu ihr herüber. Wenn Ben nicht bei ihr war, waren die Blicke anders. Dann waren sie so wie immer. Wenn er da war, hießen sie: Wieso hat die den abgekriegt? Sie wusste es selbst nicht. Ben spielte tatsächlich Tennis. Sie hatte nie einen Freund gewollt, der Tennis spielte. Aber vielleicht musste sie sowieso nehmen, was sie kriegte, dachte sie spöttisch und musste grinsen.

Was geht bei euch?

Eve schlenderte vorbei. Ich-spiel-erwachsen-hübsch. Sogar mit Clutch, in der wahrscheinlich seit Monaten dieselben Kondome neben ihrem rosa Handy lagen. Eve hätte Ben gerne gehabt, und wahrscheinlich verstand sie immer noch nicht, was er von Sally wollte.

Sag, was geht bei euch?

Nichts.

Sieht man.

Verschwinde, Eve. Hast du noch einen anderen Plan im Leben, als mich zu nerven? Was willst du machen, wenn ich mal tot bin?

Eve grinste.

Ben trösten.

Fick dich, Schlampe.

Fick dich selbst. Ach nein, lass mal. Mit dir will eh keiner. Also wieso solltest gerade du das tun müssen?

Sie schlenderte weiter. Arsch auf und ab. Supergelassen. Superpseudosexy. Sally sprang vom Fahrradständer. Am liebsten

hätte sie ihr etwas hinterhergeworfen, aber hier lagen nicht mal Steine herum. Schöne saubere Stadt.

Ben kam zurück. Er leckte an einem Eis und hielt ihr das andere hin.

Ich habe dir trotzdem eins mitgebracht. Magst du?

Du kannst es Eve schenken, fauchte sie.

Was? Was ist los?

Wieso checkst du das mit meinen Eltern nicht?

Ich weiß gerade nicht, um was es geht, sagte Ben.

Nein, weißt du nicht!

Sie lief zwischen den Bussen hindurch zu dem Fußgängersteg, der über das lächerliche Flüsschen zum Friedhof führte. Ben folgte ihr.

Sal, warte! Warte doch mal.

Sie lief weiter den Fahrradweg entlang. Rechts und links hohe Pappeln. Am Friedhofseingang stand eine Bank, die sie mochte. Sie beobachtete gerne die Leute, die auf den Friedhof gingen. Wenn man hierherkam, war alles klar. Auf beiden Seiten. Die einen waren tot. Die anderen kamen zu Besuch. Man konnte sich nicht mehr missverstehen.

Alter, keuchte Ben, was rennst du denn so?

Ich fühle mich nicht zu Hause!

Sally sagte es unvermittelt und fast bittend. Sie wollte, dass Ben sie verstand. Sie stieg auf die Bank und setzte sich auf die Lehne.

Weißt du, wie das ist? Ich bin nicht zu Hause, wenn ich zu Hause bin.

Ich versteh schon.

Er verstand nicht, das sah Sally. Aber sie wollte, dass er sie verstand. Es gab sonst niemanden.

Ich bin wie … wie ein Gast. Meine Eltern sind nett zu mir wie zu einem Gast. Ich kann nichts anfangen mit dem, was die machen. Gar nichts. Das ist nicht nur … das ist nicht nur, weil die andere Musik hören und andere Sachen machen und so. Die verstehen nicht, was in mir drin passiert. Die verstehen nicht …

Sie zögerte.

Manchmal höre ich ein Lied, und dann ist es, wie wenn irgendwo auf der ganz anderen Seite des Hauses eine Tür einen winzigen Spalt aufgeht, und ich höre das von meinem Zimmer aus und renne los, weil ich weiß, hinter der Tür ist es, da ist das richtige Zuhause. Aber ich bin noch nicht mal die Treppe runter, dann ist sie schon wieder zu.

Aber ihr habt doch bloß die Haustür.

Hörst du nicht zu?

Sally schrie fast vor Verzweiflung.

Das ist doch bloß … geht dir das nie so? Manchmal macht das die Musik und manchmal ein Bild und manchmal nur so ein Platz wie der hier zwischen den hohen Bäumen. Dann weißt du, dass da irgendwo das richtige Leben ist und nicht das hier. Dann weißt du auf einmal, dass hier alles wie ein … ein Film ist oder ein Theaterstück oder so. Dass alles nicht echt ist. Hast du das nie?

Manchmal.

Du hast es nie.

Sally fühlte sich leer.

Doch, hab ich. Aber es ist nicht so wie bei dir, glaube ich.

Ja. Das glaube ich auch. Kannst du … willst du dich hierhersetzen? Zu mir? Ich mag es, wenn die Leute auf den Friedhof gehen. Die haben dann alle ein bestimmtes Gesicht. Wollen wir Leute beobachten?

Wollen wir nicht wieder zu den anderen?

Sally sah in das junge Laub der Pappeln. Über ihnen war der Himmel noch hell. Die langen Frühlingsabende waren am schlimmsten. Es zog dann an ihr; von ganz tief innen, und sie dachte, dass es irgendwann ihr Inneres herausziehen würde, wenn sie dem Ziehen nicht irgendwann folgte. Vielleicht war Heimweh so. Sie hatte nie Heimweh gehabt, wenn sie im Schullandheim oder auf Freizeit oder im Sommercamp war. Es war wahrscheinlich Heimweh nach dem Ort, wo man eigentlich sein sollte. Nach einem Zuhause, das

man noch gar nicht kannte, aber das auf einen wartete. Sally hatte Angst, dass es nicht für immer warten würde und sie irgendwann kaputtging, weil es so stark an ihr zog, dass sie irgendwann umgestülpt sein würde, und dann wäre ihr ganzes empfindliches Inneres außen, und dann würde es zu spät sein, weil man nicht leben konnte, wenn man umgestülpt war.

Okay. Gehen wir wieder zu den anderen.

13. September

Liss war mit dem Fahrrad im Dorfladen gewesen. Im Korb auf dem Gepäckständer klapperten das Päckchen mit dem neuen Refraktometer, das sie von der Post abgeholt hatte, und die Milchflaschen, während sie über das regennasse Kopfsteinpflaster fuhr. Die Tüte mit den Hörnchen hüpfte raschelnd, als sie die Abkürzung über den Gehsteig nahm und das Rad über den Bordstein springen ließ. Es klang fröhlich, und Liss merkte überrascht, dass sie sich auf das Frühstücken mit Sally freute. Wie schnell man sich wieder daran gewöhnte, nicht allein zu sein. Wie schön es manchmal sein konnte, für jemand anderen als für sich selbst einzukaufen und Frühstück zu machen. Denk ordentlich, ermahnte sie sich sofort. Klar. Gerade.

Das Mädchen konnte nicht für immer bleiben. Die Eltern mussten sie irgendwann finden. Und es war wahrscheinlich auch richtig so. Sie trat stärker in die Pedale. Nein. Es war nicht richtig. Das Mädchen war gerade da, wo es sein wollte. Und wo es sein sollte. Für heute gab es keinen anderen Platz. Nur hier. Und heute. Irgendetwas hatte angefangen, das es vorher nicht gegeben hatte. Und nicht alle Eltern … manche Eltern würden ihre Kinder nicht suchen.

Sie dachte an die Bienen. Manchmal fühlte es sich gut an, zusammenzuarbeiten. Weil der andere bewirkte, dass man seinen eigenen Platz im Ganzen erkannte. Dass man auf einmal Bedeutung in einem Ganzen hatte und nicht einfach nur existierte. Ja. Sie freute sich auf das Frühstück mit Sally.

Als sie auf den Hof abbog, verflog ihre gute Laune augenblicklich. Ein Streifenwagen stand neben ihrem Traktor, und ein Polizist ging

gerade suchend um ihr Haus herum. Liss sprang vom Rad.

»Suchen Sie etwas?«, fragte sie fast unfreundlich knapp. Sie ärgerte sich über ihre unvermittelte Nervosität. Es war ja nicht so, als hätte sie etwas verbrochen.

Der Polizist wandte sich ihr zu.

»Guten Morgen«, grüßte er höflich, »ich wollte bloß … wir suchen ein Mädchen. Ihr Nachbar«, er zeigte mit dem Daumen über die Schultern, »er hat gemeint, dass bei Ihnen seit ein paar Tagen ein Mädchen wohnt.«

Liss verzog den Mund zu einem freudlosen Lächeln.

»Mein Nachbar. Wie schön es doch ist auf so einem Dorf. Heile Welt. Jeder kümmert sich um jeden.«

Der Polizist nickte.

»Das ist in der Stadt schon anders«, meinte er ernsthaft.

»Wen suchen Sie denn?«, fragte Liss, um Zeit zu gewinnen. Sie wollte nachdenken, aber ihre Gedanken waren zäh wie kalter Honig.

»Die vermisste Person ist siebzehn, sehr schlank, braune Haare. Ich habe ein Foto, warten Sie.« Er holte sein Handy heraus. Liss lehnte ihr Fahrrad an die Hauswand und hoffte, dass Sally nicht gerade jetzt auf den Hof kam. Wie gestelzt der Polizist redete. Man dachte immer, dass es so was gar nicht wirklich gab.

»Hier«, meinte er und hielt ihr das Handy hin. Liss erkannte Sally sofort, obwohl sie das Haar anders trug und das Foto bestimmt ein Jahr oder noch älter war. Sie schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie so bestimmt, wie sie konnte, »kenne ich nicht. Habe ich auch nicht gesehen. Ist sie … hat sie was angestellt?«

Der Polizist klappte sein Handy zu und machte ein abfälliges Geräusch.

»Ach nein. Aus einer Klinik abgehauen. Keine Ahnung – Depression, Drogen, Magersucht … irgend so was. Suizidgefahr. Deshalb müssen wir jetzt rumfahren. Und was ist jetzt mit dem Mädchen bei Ihnen?«

Liss hoffte inständig, dass er ihr rasches Schlucken nicht gehört hatte.

»Ach so«, sie hoffte, nachlässig zu klingen, »die. Meine Nichte. Die ist für den Rest der Ferien hier.«

»Na, dann wird's aber Zeit«, sagte der Polizist, während er auf sein Auto zuging.

Liss schaute ihn verständnislos an.

»Na, morgen geht's wieder los, oder? Für meine Große ist morgen der erste Tag.«

Liss sah, dass er irgendeine Antwort erwartete.

»Glückwunsch«, sagte sie trocken.

Der Polizist stieg lächelnd ein, startete den Motor und fuhr vom Hof. Liss lehnte sich für einen Augenblick, schwach vor Erleichterung, an die Wand. Und dann spürte sie, wie es tief innen in ihr wild kratzte, wie das lange eingesperrte Tier in ihr zu toben anfing und dann, wie ein plötzlich aufloderndes Feuer, die Wut in ihr hochschlug. Sie hieb mit der Faust gegen den rauen Putz der Wand. Sie ging ins Haus. Es brauchte all ihre Beherrschung, damit sie nicht rannte.

»Sally!«, schrie sie schon im Flur. »Sally!«

Ob es der ungewohnte Ton war oder die Tatsache, dass sie überhaupt noch kein einziges Mal die Stimme erhoben hatte, seit das Mädchen im Haus war, Sally erschien jedenfalls sofort oben an der Treppe und sah erschrocken aus.

»Ist was passiert?«

Liss nahm zwei Stufen auf einmal und stand dicht vor ihr; näher, als sie sich bisher überhaupt je gekommen waren. Sie kämpfte darum, ihre Stimme ruhig zu halten, aber es gelang ihr nicht.

»Hast du den Brief geschrieben?«

Sally sah sie verständnislos an.

»Ob du den Brief geschrieben hast?«

Sie schrie wieder. Sally wich ein kleines Stück zurück.

»Ich hab’s vergessen«, antwortete sie in einem Ton zwischen Trotz und Verwunderung, der Liss noch wütender machte.

»Wie?«, zischte sie in roter Wut. »Wie kann man so was vergessen? Wie?«

Sally trat noch einen Schritt zurück und sah Liss kalt an.

»So eben. Ich hab’s einfach vergessen.«

Liss bebte. Sie kämpfte mit sich selbst, um Sally nicht zu packen und zu schütteln, aber sie konnte auch nicht tief durchatmen. Es flimmerte ihr vor den Augen.

»Ich habe einen Scheißpolizisten auf dem Hof gehabt! Gerade eben. Du wirst gesucht, und du sagst einfach: Ich hab’s vergessen.«

Sie ahmte Sallys Ton in beißendem, tief ätzendem Hohn nach und wartete darauf, dass Sally sie anschrie; sie zitterte vor Kampfbereitschaft und Wut, war bereit zuzuschlagen, bevor sie verletzt wurde; war bereit, alles zwischen ihnen zu zerschlagen.

Sally sah sie an. Sah sie lange an, und dann setzte sie sich einfach vor ihr auf den Boden.

»Hast du mich entführt? Hältst du mich im Keller gefangen? Hast du mich umgebracht? Du hast mir Essen gegeben. Du hast mir ein Zimmer gegeben. Das Einzige, was du nicht getan hast, ist zu fragen, woher ich komme. Glaubst du, dafür kommst du ins Gefängnis?«

Sally sprach bestimmt und laut, aber nicht aggressiv. Ihre Worte drangen wie zeitverzögert durch den roten Nebel, in dem Liss stand. Trotzdem, ihre Worte und die Tatsache, dass Sally vor ihr auf dem Boden saß und zu ihr hochsah, während sie sprach, begannen, den Nebel aufzulösen. So, wie die Sonne an einem kalten Herbstmorgen, sehr langsam, nach und nach.

Liss holte tief Luft. Sie suchte nach Worten. So war es ihr immer schon gegangen. Immer hatten ihr die Worte gefehlt. Immer kamen sie erst viel später. Aber diesmal erlaubte ihr die eigene Sprachlosigkeit, Sallys Worte zu verstehen. Ja. Sie hatte kein Verbrechen begangen. Alles Verbotene war nur in ihrem Kopf. Keiner konnte sie zwingen, Sally nach ihrem Alter zu fragen. Sie

hätte genauso gut achtzehn sein können. Aber das allein war es ja nicht. Immer noch brannte der Zorn in ihr hell.

»Ich verlange nichts von dir«, presste sie wütend heraus, »nichts. Ich weiß, wie das ist, wenn man … wenn sie immer etwas von einem wollen. Aber wir hatten … du hast gesagt, du schreibst den Brief.«

Sally saß immer noch. Liss konnte sehen, dass sie zitterte, obwohl ihre Stimme kontrolliert klang.

»Ich habe es vergessen«, wiederholte sie langsam und klar. »Vergessen. Es war keine Absicht. Verstehst du das? Verstehst *du* das?«

Liss hatte Wörter in der Brust und im Hals; zu viele, die sich aneinander vorbeidrängen wollten, jedes wollte vorne sein, und sie blockierten sich so alle gegenseitig. Sally sah zu ihr auf. Ihre Blicke verfingen sich ineinander.

»Ich schreibe den Brief«, sagte Sally.

»Ja«, antwortete Liss schließlich. Das Wort machte ihre Kehle frei. Jetzt konnten auch andere Wörter hindurch. Aber, wie das so ist, plötzlich hatten sie es nicht mehr eilig. »Ist gut.«

Sie drehte sich um und ging die Treppe hinunter. Schwach in den Beinen, als ob sie gerannt wäre. Die Wut in ihr floss ab wie Wasser aus einem Fischteich, dessen Schleusen man geöffnet hatte. Als sie am Fuß der Treppe angelangt war, fühlte sie sich leer und schmutzig.

Sie war lange nicht mehr so wütend gewesen, dachte sie bedrückt, als sie wieder auf den Hof ging, um die Sachen aus dem Fahrradkorb zu holen.

Sie war aber auch sehr lange allein gewesen, dachte sie weiter, als sie mit dem Refraktometer in den Keller hinunterstieg.

Vielleicht war es doch besser, wenn das Mädchen bald wieder ginge.

Vielleicht war es besser, allein zu sein.

16. September

Liss stand in der Speisekammer und maß Roggen für den Brotteig ab. Sie buk immer für zwei Wochen, und irgendwie war es ein gutes Zeichen, dass es das letzte Mal nur für neun Tage gereicht hatte. Sie band den braunen Papiersack wieder zu und schob ihn unter die Wurstbank. Als sie sich aufrichtete, meinte sie, den schalen Geruch von Blut auf Holz zu riechen, und schüttelte unwillig den Kopf. Dann beugte sie sich noch einmal vor, bis sie mit der Nase beinahe das Holz berührte. Nein. Es roch nach Holz. Sonst nichts. Der Geruch war nur in ihrem Kopf. Sie sah hoch zu den Ausbeinmessern, die über der Bank hingen. Eines fehlte. Aber es fehlte schon lange. Der Wetzstahl hing an einer Schnur neben den Messern. Sie nahm ihn herunter, griff nach einem der Messer und zog es ab, wie sie es damals gelernt hatte.

Elf Jahre? Zwölf? Sie war zwölf. Wahrscheinlich war sie zwölf. Ja. Der erste Schnee war gefallen und gleich wieder weggetaut, und der Hof war noch nicht gepflastert und stand voller kalter Pfützen. Anfang Dezember.

Kommst du bald?, hatte er über den Hof geschrien. Er hatte die weiße Gummischürze an, die er nur trug, wenn geschlachtet wurde. Früher, als sie noch kleiner gewesen war, hatte es ihr nichts ausgemacht. Aber jetzt war es anders. Es war nicht, dass sie kein Fleisch essen mochte. Sie liebte den Schinken. Sie mochte die großen Bratwürste, die im Herbst an den Weinfesten unten in der Stadt im halben Meter und im Meter verkauft wurden. Sie wusste, dass Schweine dafür sterben mussten oder Rinder, aber das war es nicht. Es war die Art, wie er es machte. Sie zog sich langsam an, aber

trotzdem war sie zu schnell fertig. Sie ging durch den hinteren Gang, nahm den Zinkeimer und den Holzlöffel mit und trat ins Freie. Der Himmel war grau und tief, und ein paar einzelne nasse Flocken fielen in die Pfützen, auf die Mauer des Misthaufens und auf seine graubraune Kappe. Sie schmolzen sofort.

Die Mutter zerrte die Wanne neben das Reck, das er aus Wasserrohren zusammengeschweißt hatte. Aus dem halb offenen Küchenfenster lief der Schlauch mit dem heißen Wasser über das Fensterbrett in den Hof; die Mutter nahm ihn auf und begann, die Wanne zu füllen. Das Wasser dampfte so, wie es im Bad dampfte, wenn sie baden sollte. Der Gedanke war widerlich.

Er hatte einen Strick in der Hand und schrie ihr etwas zu, was sie nicht verstand, aber sie wusste ja, was sie tun musste, und machte das Hoftor zu, damit das Schwein nicht wegrennen konnte, falls es auskam. Er verschwand im Stall, und die Schweine quiekten, weil sie dachten, sie würden gefüttert. Aber dann kam er auch schon wieder, zerrte die Sau hinter sich her, die sich mit beiden Vorderbeinen gegen den gespannten Strick spreizte. Ja, dachte sie, du hast den Hof noch nie gesehen. Ich hätte auch Angst. Du warst noch nie draußen. Noch nie. Andere Bauern hielten ihre Schweine wenigstens das halbe Jahr draußen. Darüber lachte er nur: Zerwühlen dir die Obstwiesen, und du hast nur Arbeit! Aber bei ihm fraßen die Muttersauen auch manchmal den ganzen eigenen Wurf und bei den anderen nie. Wenn sie als Schwein geboren wäre, hätte ihre Mutter sie dann auch … Vielleicht war das bei den Schweinen gar nicht falsch. Wenn der Wurf nicht zu den Eltern passte, dann war es vielleicht besser, er wurde aufgefressen. Ihr war flau. Der Holzlöffel roch nach Blut. Jetzt schon. Man konnte ihn spülen, wie man wollte, er hatte immer den Eisengeruch von Blut an sich.

Die Sau schrie. Sie wollte zurück in den Stall. War ja das Einzige, was sie kannte. Und sie war stark. Sie riss ihm den Strick durch die Hand, und er fluchte, als sie losrannte, um ihn herum, aber da hatte die Mutter schon den Rechen in der Hand und stand vor der Stalltür,

um die Sau abzuwehren. Die machte kehrt und galoppierte durch den Hof, rutschte aus, als sie um die Wanne einen Haken schlagen wollte, und schlitterte ein paar Meter durch den Schlamm auf dem Hof. Elisabeth!, schrie er, Elisabeth.

Nein, dachte sie. Er rannte der Sau hinterher, die schon wieder hochgekommen war, und warf sich auf sie. Warf sich wirklich auf sie. Zwei Schweine im Dreck, dachte sie und musste lachen. Die Sau schrie.

Aber dann hatte er schon den Bolzenschussapparat aus der Tasche gezogen, angesetzt und abgezogen. Die Sau fiel um. Ihre Vorderbeine zuckten. Er stand auf, zog das Messer aus dem Gürtel und sah sich nach ihr um.

Der Eimer! Den Eimer tu her!

Sie brachte ihn, und er sah auf, dann sah er sie an. Das muss man können, sagte er grob, Zeit wird es eh. Er drückte ihr den glatten Griff des Messers in die Hand, schloss seine Faust um ihre Hand und führte sie der Sau in den Hals, zielgenau und ohne Zögern. Sie spürte in der Hand, in den Fingern, wie das Messer durch Haut und Fett und Fleisch fuhr – ganz leicht. Das dunkle Blut sprudelte in den Eimer, und sie zog das Messer heraus, ließ es fallen und begann zu rühren, damit das Blut nicht gerann. Der Geruch nach Eisen war so stark, dass sie am liebsten gespien hätte. Auf ihn und auf die Sau und in die dreckigen Pfützen. Aber sie schluckte und rührte. Die Sau war tot. Fünf Minuten. Das war das Glück. Der Tod kam so schnell. Sie sah hoch zu ihm und dachte, wie es wäre, wenn er dort läge. Im Dreck. Statt der Sau. Rühren, dachte sie, während sie den Holzlöffel durch das dicke Blut bewegte, rühren.

Brot backen. Das war jetzt. Brot backen.

Sie schaltete die Mühle ein, und erst als sie den Roggen in die Mulde rinnen ließ und der Lärm einsetzte, fiel ihr ein, dass es noch so früh war und sie das Mädchen wecken würde. Aber es war schon zu spät. Grau lief der Schrot in die Schüssel, und der Duft des

Roggens breitete sich aus und löschte die Erinnerung an den Blutgeruch. Sie roch Roggen lieber als Weizen. Es war nicht so, dass sie den Geruch von Weizen nicht mochte, aber wenn Roggen gemahlen wurde, roch man noch das Gras, das er einmal gewesen war. Ein guter Geruch.

Als sie die Stimme des Mädchens hinter sich hörte, schrak sie zusammen. Sie hatte die Tür im Lärm der Mühle nicht gehört.

»Was machst du da?«, fragte Sally, die direkt aus dem Bett gekommen sein musste. Sie war noch im T-Shirt und hatte nicht mal ihre kurze Hose übergezogen. Erst nach einer Sekunde registrierte Liss, dass das gut war; dass Sally sich keine Gedanken mehr über vorgestern machte. Sie rief, um den Lärm zu übertönen.

»Ich habe erst gedacht, du bohrst. Ist das eine Mühle?«

Liss nickte, wartete aber ab, bis der Roggen durchgelaufen war, bevor sie antwortete.

»Eine Schrotmühle. Über hundert Jahre alt. Die hat mein Großvater schon benutzt. Eigentlich ist sie für Futter, aber ich benutze sie fürs Brotbacken. Kuchen kannst du mit dem Mehl nicht backen.«

Sally trat neben sie und fasste in die Schüssel, griff sich eine Handvoll Schrot und ließ ihn durch die Finger laufen.

»Kann ich mal probieren?«, fragte sie.

»Bitte«, sagte Liss.

»Du backst immer selbst, oder?«

Sally kaute langsam auf dem Schrot.

»Es schmeckt nach … irgendwie grün«, sagte sie dann. »Oder ein bisschen, wie Heu riecht.«

»Das ist Roggen«, erklärte Liss. Sie holte die Schüssel mit dem Sauerteig, die sie mit einem Geschirrtuch abgedeckt hatte.

»Wie geht das? Brotbacken, meine ich.«

Sally setzte sich auf die Wurstbank. Völlig unbefangen, als hätte es kein Vorgestern gegeben. Sie stützte die Hände neben sich. Sie überkreuzte die Beine auf Höhe der Knöchel. Liss sah flüchtig die

weißen Striche der Narben, aber sie sah auch, dass die Knie nicht mehr so hervorstachen wie vor drei Wochen. Sie sah, was sie vorgestern so getroffen hatte: die raue, kraftvolle, spröde Schönheit, die in dem mageren Mädchenkörper steckte.

»Ich zeige es dir«, sagte Liss. Sie reichte ihr die Sauerteigschüssel. »Deck sie auf und riech daran«, forderte sie Sally auf. Sally nahm sie, zog das Tuch weg und hob die Schüssel unter ihre Nase.

»Essig«, sagte sie, »oder … vergorener Apfelsaft?«

»Dann ist er richtig.«

Liss roch auch daran. War es nicht seltsam, dass alles, was sie gerne machte, damit zu tun hatte, dass Süßes verwandelt wurde? Brotbacken. Wein keltern. Schnaps brennen.

»Es sind Essigsäuren und ein bisschen Alkohol. Roggen muss man säuern, sonst kann man ihn nicht backen.«

Sie nahm ein paar Esslöffel vom Sauerteig ab und gab sie in einen Steinguttopf, den sie abdeckte. Dann reichte sie den Löffel Sally.

»Probieren?«

Sally nahm ihn und schob ihn sich in den Mund.

»Es schmeckt nicht nach Brot«, sagte sie dann. »Gut, aber nicht nach Brot.«

»Das kommt jetzt«, sagte Liss. Es war seltsam, etwas zu erklären.

»Was ist mit dem Mehl?«, fragte Sally und zeigte auf den Roggen, den sie gerade geschrotet hatte. »Muss das nicht säuern?«

»Man gibt eine Hälfte ungesäuert dazu. Zusammen mit dem Salz und den Gewürzen. Hier. Willst du?«

Sally kam näher. Sie ließ sich die Gewürze zeigen, kaute auf Anis und Fenchelsamen, gab zu viel Koriander in den Teig, bevor Liss sie stoppen konnte, und dann begann sie, den Teig in der Schüssel zu kneten. Es sah kraftvoll aus. Und wieder war es so, als täte sie es nicht zum ersten Mal. Oder, dachte Liss, sie verstand so schnell, worauf es ankam. Man musste ihr Dinge nicht oft zeigen.

Sie holte die Töpfe. Sally, bis zu den Unterarmen im Teig, sah überrascht auf.

»Kochst du das Brot?«

Liss sah auf die Töpfe in ihrer Hand. Wie seltsam Gewohnheiten doch wirken konnten, wenn jemand anderes sie infrage stellte.

»Nein«, sagte sie kurz, »man kann auch in Töpfen backen. Ich mag die Form.«

Sally befreite ihre Hände vom Teig, sah Liss zu, wie sie die Töpfe mit Butter einfettete, und probierte wieder.

»Es schmeckt noch immer nicht nach Brot.«

»Du bist ungeduldig«, lächelte Liss.

»Nicht so sehr wie du«, antwortete Sally.

Ja, dachte Liss nach einem Moment der Überraschung, ja. Mein ganzes Leben lang schon. Aber es war eigenartig, dass das Mädchen es so klar sehen konnte. Sie warf in den einen Topf eine Handvoll Sonnenblumenkerne, in den anderen eine Handvoll Sesam.

»Schwenk die Töpfe.«

Sally verstand sofort, was sie wollte, und ließ die Töpfe kreisen, damit die Samen gleichmäßig an der gefetteten Innenseite haften blieben. Dann, ohne zu fragen, stellte sie sie hin und gab den Teig hinein.

»Man kann den Roggen auch so essen«, dachte sie laut nach. »Den Sauerteig auch. Das Mehl. Aber man will Brot. Der Roggen muss gemahlen und gesäuert und geformt und gebrannt werden. Dann mögen wir ihn.«

Sie sah Liss an.

»Manchmal möchte ich wie ein Tier sein. Alles so nehmen, wie es kommt. Essen, was da ist und wie es eben ist. Roh. Mich wie ein Tier bewegen und wie ein Tier leben. Ohne Gedanken und …«, sie zögerte, »ohne Ängste. Ohne immer an irgendetwas gebunden zu sein.«

Liss schnitt schweigend zwei Kreuze in den Teig, damit das Brot beim Aufgehen nicht riss.

»Ja«, sagte sie dann langsam, »das möchte man manchmal. Aber dafür sind wir nicht gemacht. Wir können werfen.«

»Was?«, fragte Sally verständnislos und öffnete ihr die Tür. Sie hatte die Töpfe in beiden Händen. Sally folgte ihr in die Küche. Liss deutete auf den Herd, den sie schon ein wenig vorgeheizt hatte, und Sally öffnete ihn. Liss stellte die Töpfe hinein.

»Jetzt muss der Teig noch eine Stunde gehen.« Sie drehte sich zu ihr um. »Werfen. Das unterscheidet uns von allen Tieren. Wir können gezielt werfen. Das kann kein anderes Tier. Und wir können Dinge formen. Mehl und Traubensaft vergären. Wein machen. Brot backen. Das ist nichts Schlechtes.«

»Aber es ist nicht natürlich!«

Sally holte sich ein Glas Wasser, setzte sich auf die Bank und zog die Beine hoch. Liss lehnte sich an den Rahmen der Terrassentür.

»Was denkst du, was du bist?«, sagte sie belustigt. »Du bist genauso ein Stück Natur wie eine Kartoffel. Du bist so sehr Teil der Natur wie Elefanten und Biber und Menschen. Alle verändern etwas. Elefanten haben aus großen Teilen Afrikas Savanne gemacht, weil sie die Wälder zerstört haben. Biber stauen Flüsse und zerstören die Lebensräume von Mäusen, wenn sie Wiesen überschwemmen. Wir Menschen sind Tiere. Schlaue Tiere, die unglaublich geschickt im Manipulieren sind. Denken scheint für eine gewisse Zeit ein Überlebensvorteil zu sein. Ob auf Dauer … Aber wir sind genauso Tiere wie Elefanten und Biber. Wir stehen nicht außerhalb der Natur, bloß weil wir Atomkraftwerke bauen können.«

»Wow«, sagte Sally. »Ich glaube, so viel hast du noch nie geredet. Du meinst also, man kann sowieso nichts einfach so lassen, wie es ist, oder? Man verändert alles um sich herum schon dadurch, dass man einfach da ist. Und dann macht es keinen Unterschied mehr, ob man mehr oder weniger kaputt macht.«

Sie sah sie herausfordernd an. Liss überlegte, bevor sie antwortete. Das hier ist nicht nur ein Gespräch über Natur, dachte sie.

»Alles, was man tut, wirkt sich irgendwie auf die anderen aus. Das muss man wissen, denke ich. Und kaputt … mache ich etwas kaputt, wenn ich den Bienen beim Überleben helfe?«

»Ja. Du machst die Milben kaputt.«

Sally grinste.

»Du kannst nicht gewinnen«, sagte sie. »Gib es zu.«

Liss lächelte.

»In solchen Gesprächen gewinnt man nie. Man führt sie doch nur, um sich seiner Überzeugungen zu vergewissern.«

Das Grau der Dämmerung löste sich allmählich auf. Der Himmel über der Scheune wurde heller, und die zerfaserten Wolken wurden allmählich rosa.

»Wieso wohnst du allein?«, fragte Sally.

Liss spürte, wie es sich in ihr schloss.

»Ich möchte nicht darüber reden. Ich stelle dir auch keine Fragen.«

Sally knabberte an ihrer Birne. Unbeeindruckt. Ruhig. Liss fragte sich, wie es sein konnte, dass dieses Mädchen manchmal beim geringsten Anlass vor Wut explodierte und dann wieder so gelassen sein konnte wie ein Stein in der Sonne.

»Das ist was anderes. Du weißt doch sowieso alles über mich.«

Liss war erstaunt.

»Ich? Über dich?«

Sally zog die Schultern hoch und ließ sie wieder fallen.

»Nicht so schwer«, sagte sie. »Du liest die Zeitung. Du hast mit dem Polizisten geredet. Du siehst mich. Und du sagst, ich erinnere dich an dich selbst, als du jung warst. Nicht so schwer, oder?«

Liss dachte kurz nach. Vielleicht war da etwas dran.

»Ich mag es, allein zu wohnen. Und die meisten halten es nicht mit mir aus. Ist das wichtig?«

Sally legte die Reste der Birne auf eine Untertasse. Liss mochte, wie Sally aß. Es hatte immer etwas sehr Bewusstes, sie tat es nie nur nebenbei.

»Wäre es nicht, wenn du glücklich wärst«, sagte sie und stand auf. »Bist du aber nicht. Können wir das Brot jetzt anstellen?«

Liss fühlte es heiß in ihr hochsteigen, aber sie hielt sich zurück.

»Du bist doch auch nicht glücklich!«, gab sie kontrolliert zurück. »Wieso wärst du sonst hier?«

Sally sah sie groß an.

»Was?«, fragte sie vollkommen überrascht. »Denkst du das? Als ich hergekommen bin, war ich nicht glücklich. Wirklich nicht. Aber jetzt gerade … oder im Weinberg, im Wald … ich wäre doch gar nicht mehr hier!«

Liss öffnete die Terrassentür. Sie wusste nicht, was sie fühlte. Im Hinausgehen sagte sie: »Das Brot braucht noch eine halbe Stunde.«

Während sie über den Hof ging, klang der Satz des Mädchens in ihr nach.

Ich wäre doch gar nicht mehr hier.

17. September

Liss hatte manchmal Angst, nicht funktionieren zu können. Arbeit war alles. Es war gut zu arbeiten, weil der tägliche Ablauf der Dinge so war wie ein markierter Weg in den Bergen. Man wusste, wohin man zu gehen hatte. Alles andere war gefährlich, wenn man nicht abstürzen wollte.

Sie stand unter dem Walnussbaum und sah nach oben in die Krone. Der Baum war so alt wie sie. In dem Alter trug eine Walnuss die reichste Frucht. Es war so viel, dass sie für den Likör die Hälfte der Nüsse grün, im Juni schon, hatte ernten können. Und jetzt waren immer noch genug da. Die ersten hatten schon zu fallen begonnen.

»Ein gutes Fruchtjahr!«

Liss drehte sich zum Zaun um. Die Anni war vom Fahrrad gestiegen. Obwohl sie steinalt war, fuhr sie immer noch mit dem Fahrrad zur Kirche, wenn es eine Taufe oder eine Hochzeit oder eine Beerdigung gab, um sie zu schmücken. Liss kam es vor, als sei das schon immer so gewesen. Und auch, dass die Anni immer das blaue Kopftuch der Bäuerinnen trug; die schwarze Schürze über dem schwarzen Arbeitskleid. Damals hatte sie ihr Brezen geschenkt. Heute sprach sie noch mit ihr. Das taten nicht alle. Die Anni stand für alles, was Liss an ihrem Dorf immer noch liebte. Es war, als sei sie aus der Zeit gefallen. Ihr Fahrrad hatte keine Gänge und war so schwarz wie ihre Kleidung, seit sie verwitwet war. Wie lange war das her? Liss rechnete zurück. Sie war neunzehn gewesen. So lange schon trug die Anni schwarz.

»Ein gutes Jahr«, antwortete sie und hob eine Nuss auf.

War die Anni früher auch schon so klein gewesen? Sie schien kaum über den Zaun sehen zu können.

»Was ist es denn? Beerdigung oder Taufe?«

Eine Hochzeit konnte es nicht sein. Hochzeiten waren immer samstags.

»Der Gutmann ist gestorben. Hast es nicht gehört?«

Liss rieb die Nuss zwischen den Fingern.

»Von wem denn?«, fragte sie kurz.

Die Anni nickte. Liss versuchte, in ihrem Gesicht die Frau zu finden, die ihr die Brezen geschenkt hatte, vor fast vierzig Jahren. Die Frau, die damals so alt gewesen war wie sie heute.

»Fährst ins Holz heute?«, fragte die Anni, während sie schon wieder mit erstaunlicher Mühelosigkeit auf ihr Rad stieg.

Liss nickte und fragte sich nicht, woher die Anni das wusste. Vielleicht war es ja auch so, dass die Anni es einfach fragte, und dann hatte man vorher schon ins Holz gewollt und es nur noch nicht gewusst.

»Hast du eine Breze für mich?«, fragte sie unvermittelt.

Die Anni, als ob sie nichts überraschen könnte, stieg noch einmal ab, drehte sich um, das Fahrrad zwischen den krummen, uralten Beinen, und kramte aus dem Korb auf dem Gepäckständer eine altbackene Breze heraus, die sie über den Zaun reichte.

»Pass auf das Mädchen auf«, sagte sie mit ihrer brüchigen Altweiberstimme, als sie aufstieg und weiter zur Kirche fuhr; langsam und in Schlangenlinien.

Ja, dachte Liss, als sie in die zähe Breze biss, mach ich.

Als sie am frühen Nachmittag den Hänger aus der Scheune zog, kam Sally von irgendwoher und stellte das Rad im Hof ab.

»Der Herbst kommt«, sagte Liss. »Ich muss Holz laden. Es geht schneller, wenn du mir helfen könntest.«

Manchmal war es schwierig, das Richtige im richtigen Ton zu sagen. Alles konnte missverstanden werden. Sie kannte das. Sie hatte

immer so vieles missverstanden.

Sally stieg ohne Zögern auf den Traktor. Aber sie schwieg auf der Fahrt in den Wald. Liss lenkte den Traktor von der Landstraße auf den Wirtschaftsweg durch die leeren Felder. Die Maisfelder lagen grobstoppelig da. Auf den weiten gelben Weizenfeldern suchten Krähen ungestört nach liegen gebliebenem Korn. In der Luft stand ein Schwarm Singvögel. Liss konnte nicht erkennen, welche es waren. Obwohl die Luft warm war, merkte man, dass der Herbst kam. Die Kreissäge auf dem Hänger sprang scheppernd auf der Ladefläche, als sie den Feldweg am Wald entlangholperten, und der Lärm hätte ohnehin jedes Gespräch unmöglich gemacht, bis sie bei dem lang gestreckten Stapel ankamen, den sie vor zwei Jahren aufgerichtet hatte. Sie stieg vom Traktor, stellte den Motor ab und öffnete das Ladebrett des Hängers. Das Mädchen kletterte vom Traktor über die Deichsel direkt auf die Ladefläche, und Liss hatte ein seltsam wehmütiges Gefühl: Sally bewegte sich schon so selbstverständlich praktisch, als sei sie auf dem Hof groß geworden. Sie packte mit an, als sie die Säge herunterhoben, Liss den Hänger abkuppelte und den Traktor wendete.

»Brauchen wir keinen Strom für die Säge?«

Die Stimme des Mädchens klang ein bisschen rostig; so, als hätte sie den ganzen Tag noch nicht gesprochen. War vermutlich auch so. Liss hatte heute außer mit der Anni ja auch noch mit niemandem gesprochen. Sie wies auf die Zapfwelle.

»Das ist der Unterschied zwischen einem Traktor und einem Auto«, erklärte sie, »wenn du mit dem Traktor unterwegs bist, hast du auch immer einen Motor für alle Fälle dabei. Früher hat man das mit Lokomobilen gemacht. In der Scheune vom Heuberger steht noch eine.«

»Was ist eine Lokomobile?«

Das Mädchen fragte, während es mit Hand anlegte, um die Kreissäge anzuschließen. Den Sicherungsstift steckte sie durch die Welle, ohne fragen zu müssen, und Liss erinnerte sich an den Tag,

als sie das Mädchen das erste Mal getroffen hatte. Es schien länger her zu sein, als es das in Wirklichkeit war.

»Eine Dampfmaschine. Sieht ein bisschen aus wie eine Lokomotive, aber sie fährt nicht selbst. Man hat sie mit Pferden zum Feld gebracht, aber dann hat sie das Gleiche gemacht wie hier der Schlepper. Sägen angetrieben oder Dreschmaschinen oder sogar Pflüge übers Feld gezogen.«

Das Mädchen richtete sich auf.

»Du kannst sie mir ja mal zeigen«, sagte sie nachlässig, aber für Liss hörte es sich an, als ob sie eben das Richtige gesagt hätte.

Als sie den Motor auf die richtige Drehzahl gebracht hatte, wurde der Nachmittag von dem traurigen Ton der Kreissäge angefüllt. Schon immer ein Wintergeräusch, dachte Liss, als sie begann, Viertelholz um Viertelholz vom Stapel zu nehmen und zu schneiden. Das monotone Singen des leer laufenden Blattes, das kurze Kreischen, wenn es sich durch den Stamm fraß, danach wieder das Singen. Sie konnte nicht anders: Für sie war dieses Geräusch mit Schnee und kurzen Tagen, mit Kälte und Winter verbunden. Dabei war es ein warmer Nachmittag und die Kühle, als die Schatten des Waldes lang wurden, willkommen. Sally, die leuchtend roten Ohrenschützer auf dem Kopf, warf die Scheite auf den Wagen, unermüdlich und konzentriert. Ab und zu stieg sie auf die Ladefläche, um den Haufen weiter nach hinten zu räumen, kam wieder herab und war schon wieder im selben Rhythmus. Bücken. Zwei Scheiter aufnehmen. Auf den Wagen werfen. Trotz ihrer Hilfe schmolz der Stapel nur sehr langsam, wuchs der Haufen auf der Ladefläche erst über die Bordwand, als die Schatten der Bäume so lang wie das Feld waren. Die Sonne war schon lange hinter dem Wald verschwunden, und nur die Färbung des Himmels zeigte an, dass sie am Untergehen war. Liss gab dem Mädchen ein Zeichen, dass sie aufhören sollte. Sie entkoppelten die Säge und schoben sie an den Waldrand. Liss wollte morgen noch einmal kommen. Sie wendete wieder, und Sally koppelte den Hänger an. Im Wald hingen

auf einmal feine weiße Schleier zwischen den Bäumen, und es wurde richtig kühl.

»Bürgerliche Dämmerung«, sagte Sally, als sie auf ihren Sitz kletterte. Liss spürte, wie sich bei diesen zwei Wörtern eine den ganzen Tag unbemerkte Spannung tief in ihrem Körper löste. Als spränge eine Feder zurück. Sie hatte den Fuß auf der Kupplung, legte aber den Gang nicht ein.

»Bürgerliche Dämmerung«, wiederholte das Mädchen ruhig. »Wenn die Sonne untergegangen ist, kommt zuerst die bürgerliche Dämmerung, dann die nautische.«

Liss stellte den Motor noch einmal ab und wandte sich Sally zu.

»Bürgerliche Dämmerung: Die Sonne steht ein bis sechs Grad unter dem Horizont. Noch ist draußen kein künstliches Licht nötig, fast keine Sterne sind sichtbar.«

Es ist wie ein Gedicht, dachte Liss, so flüssig, als könnte sie es auswendig.

»Nautische Dämmerung«, fuhr Sally fort, und Liss hörte einen spöttischen Ton. »Die meisten Sterne sind sichtbar. Die Sonne steht sechs bis zwölf Grad unter einem geraden Horizont, der mit uns beiden auf einer gedachten Linie ist. Leider steht hier ein Wald dazwischen.«

»Woher weißt du so was?«, fragte Liss.

Sally sah sie schief lächelnd an.

»Wenn man die Beste sein soll, dann muss man Dinge wissen, die die anderen nicht wissen. Dann muss man wissen, dass es in diesem Land nicht genügt, dass es einfach dunkel und wieder hell wird. Weil alles seine Ordnung haben muss.«

Liss verstand immer noch nicht ganz, aber es war gut, dass das Mädchen mit ihr sprach. Sie ließ den Motor an. Die Schnauze des Traktors hob sich ein wenig, bevor der schwer beladene Hänger auf dem weichen Waldboden ins Rollen kam. Sally hielt sich mit einer Hand an der eisernen Lehne fest, als sie sich vorbeugte und die Stimme hob, damit Liss sie verstehen konnte.

»Wenn in einem Gesetz steht, dass du bei Dunkelheit die Scheinwerfer anschalten musst, dann musst du auch sagen können, wann die Dunkelheit anfängt. Alles ist geregelt. Dunkelheit beginnt mit der nautischen Dämmerung, und du kannst den Beginn für jeden Tag ausrechnen. Du bist nicht die Einzige, die einen klugen Vater hat.«

Sally lehnte sich auf ihrem Sitz zurück. Liss sah zu ihr hinüber. Auf den Feldern stieg der Nebel hoch, über der schwarzen Silhouette des Dorfes ging ein roter Mond auf, und es war genau in diesem Augenblick, dass das erste Reh aus dem Wald brach. Liss sah es und deutete darauf. Sally sah hin, als das zweite folgte und dann, direkt, vor ihnen noch eins. Liss sah Sally an, und beide mussten lächeln, als unvermutet ein viertes hinterhersprang und gegen den Motor prallte, stürzte und fiel und unter das Vorderrad geriet, bevor das schwere Gespann zum Stehen kam, obwohl Liss sofort auf die Bremse getreten war.

»Scheiße!«, sagte Sally und kletterte vom Traktor. Liss war schon unten, als das Reh schrie. Der Schrei war wie ein Schlag. Liss biss die Zähne zusammen, als sie sich bückte. Sie hatte noch nie ein Tier überfahren. Und jetzt mit dem Traktor!

Das Tier versuchte, auf die Beine zu kommen, aber es lag zwischen den Vorder- und den Hinterrädern, und Liss sah sofort, dass beide Hinterläufe und wahrscheinlich das Becken gebrochen waren. Es war nichts mehr zu machen. Sie sah Sallys Gesicht auf der anderen Seite.

»Soll ich es rausziehen? Was … was machen wir jetzt?«

Liss schüttelte den Kopf und stand auf.

»Hat keinen Sinn mehr.«

Sie stellte den Motor aus. Das Reh schrie wieder. Liss fühlte, wie es in ihr ruhig und kalt wurde. Sie griff unter den Sitz des Traktors nach der Blechkiste, die von einem Gummiseil am Platz gehalten wurde. Sally kam zu ihr herüber. Liss deutete auf den Ladewagen.

»Hol den Gehörschutz! Beide.«

Das Mädchen stellte sich auf die Deichsel und reichte den Gehörschutz herunter, den sie an die Bordwand geklemmt hatten. Liss hatte die Kiste geöffnet und die Pistole herausgenommen. Sally stand wieder neben ihr, als sie den Weckgummi von der Zigarrenkiste zog und eine Patrone ins Magazin schob.

»Willst du …«

Sie beendete den Satz nicht. Wieder schrie das Reh, und das Eigenartigste war, dass die drei anderen Rehe nur hundert Meter entfernt auf dem Feld standen, ästen und einfach ab und zu den Kopf hoben.

So ist es immer, dachte Liss. Am Ende ist man immer allein. Sie nahm Sally den Gehörschutz aus der Hand und setzte ihn auf. Sally tat zögernd dasselbe. Dann nahm sie die Pistole vom Sitz, schob das Magazin ein und zog den Schlitten zurück, als sie neben dem Reh in die Hocke ging.

»Stell dich hinter mich!«, rief sie Sally zu, nahm die Pistole in beide Hände, atmete aus und zog ab. Trotz des Gehörschutzes hallte der Schuss betäubend laut nach. Von dem Tier fiel im selben Augenblick alle Spannung ab, nur die gebrochenen Hinterläufe zuckten ein-, zweimal nach.

»Scheiße«, sagte Liss, als sie das Reh an einem Vorderlauf zwischen den Rädern hervorzerrte, sich dann aufrichtete und den Gehörschutz abnahm. »Scheiße.«

»Und jetzt?«, fragte Sally. Liss konnte sehen, wie durcheinander sie war. Sie bemühte sich, nicht schroff zu sein. Das Mädchen konnte nichts dafür, dass sie selber nicht schnell genug reagiert hatte. Dass sie schon beim ersten Reh hätte bremsen können, statt nichts zu denken.

»Es wird dir nicht gefallen«, warnte sie sie leise, »du kannst schon vorgehen. Ich muss es ausnehmen.«

Das Mädchen sah sie an und dann auf die Pistole in ihrer Hand. Dann schüttelte es den Kopf.

Wie krass! Die hatte das Reh einfach so erschossen, wie man vielleicht den Müll runterbringt oder duschen geht. Völlig selbstverständlich. Und der Schuss war so unglaublich laut gewesen … im Film klang das nie so. Sie hatte den Knall im Bauch gespürt.

»Kannst du mir zwei Stricke geben?«

Liss reichte ihr die Pistole mit der einen Hand, mit der anderen zerrte sie den Körper des Rehs über den Weg zum Waldrand. »Und leg die Pistole wieder in die Kiste, ja?«

Sally fühlte die Pistole schwer und warm in ihrer Hand liegen. Es war das erste Mal, dass sie eine echte Waffe hielt. Irgendwie cool. Schrecklich irgendwie und trotzdem cool.

»Die Stricke!«

Liss klang ungeduldig. Sally beeilte sich, die Pistole in die Blechkiste zurückzulegen und zwei der dünnen rauen Seile vom Handlauf zu lösen, wo sie immer hingen. Sie brachte sie Liss, die sich neben das Reh kniete und den ersten Strick um den Hinterlauf knotete. Sally zögerte kurz, aber dann kniete sie sich auch hin und schlang das Seil um den anderen Lauf. Erst war es komisch, das Bein anzufassen, aber dann tat sie es doch.

»Hoch«, sagte Liss kurz und stand schon auf. Sie deutete auf die Kiefer vor ihr, wo zwei Äste ungefähr in Kopfhöhe rechts und links aus dem Stamm wuchsen. Liss warf ihr Ende des Strickes über den linken Ast und Sally tat dasselbe. Dann zogen sie das Reh hoch. Das dumpfe Geräusch, als sein Rücken gegen den Stamm schlug, war komisch, und es sah krass aus, wie das Reh mit dem Kopf nach unten am Baum hing. Es dämmerte jetzt richtig. Sally fröstelte. Sie sah, wie Liss ihr Taschenmesser aus der hinteren Tasche ihrer Jeans holte, aufklappte und in einer ruhigen Bewegung zwischen den Beinen des Rehs einen kreisförmigen Schnitt machte, dann das Messer vorsichtig unter das Fell schob und es von unten bis oben auftrennte.

»Boah!«, sagte Sally, und plötzlich musste sie würgen, aber sie hatte es gleich wieder unter Kontrolle. Liss drehte sich zu ihr um.

»Man darf den Pansen nicht verletzen«, sagte sie fast entschuldigend, »sonst ist das Fleisch verdorben.« Sie drehte sich wieder um. Wie kühl die das alles machte. Wie genau! Als hätte sie es schon tausendmal getan. Sally kam widerstrebend näher, als Liss das Messer erneut ansetzte und die weißlich schimmernde Unterhaut auftrennte. Das Geräusch war scheiße. Es hörte sich an, als ob man mit einer Schere durch dicken Stoff schnitt. War es so bei Operationen? Hörte sich das so an, wenn man einem den Bauch aufschnitt? Jetzt war ihr flau.

»Was machst du da?«, fragte sie. Ihre Zunge watete in Spucke. Ihr ganzer Mund war auf einmal voll davon.

»Die Jäger sagen aufbrechen. Man muss die Innereien herausnehmen.«

»Warum … warum lassen wir's nicht einfach liegen?«

Liss hielt kurz inne. Ihre Hände waren blutig. War das Liss? Die Frau war so … sie wusste nicht, wieso sie so fasziniert war, wie Liss so einfach töten konnte, so einfach den warmen Tierkörper aufschneiden, die Hände voller Blut haben konnte.

»Es ist doch sowieso schon nutzlos gestorben«, antwortete sie ruhig, »wenn wir's liegen lassen, ist es völlig sinnlos. So kann man es noch essen.«

Sie hatte den Bauch und die Brust aufgeschnitten. Das Tier klaffte auf, und auf einmal war Sally gegen ihren Willen fasziniert. Sie hatte noch nie eine Lunge in Wirklichkeit gesehen; noch nie echte Därme. So ähnlich sah es in ihr aus. Sie trat näher.

»Kannst du das halten?«, fragte Liss und wies auf die Speiseröhre.

Sally griff danach. Sie wollte sich keine Blöße geben und dann … wollte sie es auch. Sie wollte wissen, wie das war. Das Innere des Rehs war viel weniger blutig, als sie sich das vorgestellt hatte, aber klar … Liss hatte ja nicht auf das Herz geschossen. Es überraschte sie total, wie die Speiseröhre sich anfühlte. Sie hatte mit etwas Weichem, leicht Verletzlichem gerechnet, aber in Wirklichkeit fühlte sie sich an wie ein warmer, fester Schlauch. Liss machte einen

knirschenden Schnitt im Kiefer des Tieres. Dann trat sie etwas zurück.

»Du kannst das Gescheide jetzt rausnehmen. Vorsichtig, damit der Pansen nicht reißt.«

Sally zog an der Speiseröhre, und die Innereien fielen auf den Waldboden. Sie dampften leicht in der kühlen Luft. Sally schluckte wieder und wieder. Das Reh blutete jetzt nicht mehr. An der Wurzel des Baumes war ein kleiner tiefdunkler Fleck, wo das Blut stand und langsam versickerte.

»Woher kannst du das alles?«, fragte sie Liss, um irgendwas zu sagen. Sie hatte noch nie zugesehen, wie ein Tier geschlachtet wurde. Sie hatte noch nie gesehen, wie leicht das alles war und wie winzig der Augenblick war, der zwischen Leben und Tod lag. Zehn Minuten, und aus dem springenden Reh war Fleisch geworden, das am Baum hing und nichts mehr fühlte.

Liss wischte ihre Hände und das Messer im Moos ab, klappte es zu und steckte es ein.

»Wir verstecken es unter dem Holz. Eigentlich hätten wir den Jäger rufen müssen. Du und ich«, sie lächelte Sally auf einmal an, »wir haben gerade gewildert.«

Und du hast eine Pistole unter dem Sitz deines Traktors, dachte Sally, als sie Liss half, das Reh auf den Hänger zu werfen und dann ein paar Scheite darüberzuschlichten. Du hast einfach eine Pistole auf dem Traktor.

18. September

Sally saß in der Luke des Heubodens und las. Liss' Haus war voller Bücher. Überall lagen sie herum. Aufgeschlagen und umgedreht, mit gebrochenem Rücken oder mit einem Bleistift zwischen den Seiten, mit eingeklapptem Umschlag als Lesezeichen oder einfach einem welken Blatt. Nicht nur im Haus. In der Küche, auf Schränken und Fensterbrettern, in ihrem Fahrradkorb und natürlich im Bad. Sally hatte sogar einmal eines im Hühnerstall über eine der Stangen gehängt gefunden, als sie Eier eingesammelt hatte. Ein vergessener, vollkommen verstaubter Abenteuerroman. Es war schwer festzustellen, was Liss mochte, anscheinend las sie einfach alles querbeet. Kinderbücher oder Science-Fiction genauso wie Sachbücher über Maschinen oder anstrengend aussehende Romane. Sally war sich nicht sicher, ob das cool oder komisch war. In ihrer Familie las keiner. Außer vielleicht Zeitung auf dem iPad oder so. Aber hier waren so viele Bücher, und es gab so viel Zeit, dass die Bücher wahrscheinlich von selbst zu einem kamen. Vielleicht lag es daran, dass die Tage hier so schwebend gleichförmig wirkten, und es kam ihr so vor, als sei sie schon eine sehr lange Zeit hier und nicht erst seit ungefähr zwei Wochen.

Sie saß in der Luke des Heubodens, und die Sonne schien auf ihre Beine. Sie mochte es, so hoch über dem Hof zu sitzen. Als Liss sie das erste Mal da oben sitzen gesehen hatte, war ihr Blick länger an ihr hängen geblieben als sonst, aber sie hatte nichts gesagt. Kein: Geh da weg das ist viel zu hoch du kannst runterfallen spinnst du das ist gefährlich geh da weg geh sofort da weg geh da weg. Dabei hatte sie selber ein mulmiges Gefühl gehabt, als sie die schmale Holztür

entdeckt und das erste Mal geöffnet hatte. Es war so komisch, dass eine Tür ins Nichts gehen konnte. Einfach in die leere Luft in acht oder zehn Metern Höhe. Das erste Mal hatte sie sich flach auf den Bauch gelegt und hinuntergesehen. Dann hatte sie sich auf den Rücken gedreht und nach oben gesehen. Über der Tür ragte ein Balken einen Meter vor, in den war eine hölzerne Rolle eingesetzt, über die man ein Seil laufen lassen konnte. Später hatte sie sich auf die Bretter des Heubodens gesetzt und war langsam an die Luke herangerutscht, bis sie ihre Beine über die Schwelle nach draußen hängen lassen konnte, die eine Hand noch immer am Rahmen. Ihre nackten Fersen berührten die warme Mauer. Sie brauchte eine Weile, bis sie wusste, warum sich das so gut anfühlte, aber dann wurde ihr fast erstaunt klar, was es war: Freiheit. Es war ein Gefühl von Freiheit, obwohl sie eigentlich gar keine Ahnung hatte, wieso das so war. Wenn sie hinunterfiel, war sie tot. Oder gelähmt. Und das war auf keinen Fall der Plan, auch wenn die das immer alle glaubten. Sie hatte keine Lust, tot zu sein. Oder kaputt. Es war ja genau andersherum. Sie wollte klar sein, rein, genau, perfekt, und das war nie möglich. Aber hier oben zu sitzen, auf der Grenze zwischen Fall und Sicherheit, das fühlte sich frei an und gut.

Sie saß in der Luke des Heubodens, und die Sonne schien auf ihre Beine, und sie las. *Die rote Zora* hieß das Buch, und zuerst hatte sie gedacht, es sei ein Kinderbuch, aber es war in Wirklichkeit gar keines. Sie mochte, wie die Geschichte erzählt wurde. Man hatte das Gefühl, dass es gar nicht viele Worte brauchte. Die Sprache war karg wie die Landschaft in dem Buch. Sally fühlte sich manchmal wie gefunden, wenn sie von Branko las, den keiner haben wollte. Bei ihr taten alle so, als wollten sie sie haben; sehr gern haben, auf alle Fälle haben, aber was sie wirklich haben wollten, war ein Spiegelbild, das sie Sally nennen konnten, damit es nicht so peinlich war, dass sie sich eigentlich immer nur selber ansahen und wahrscheinlich am liebsten immer nur mit sich selber gefickt hätten, damit sie sich nicht auf jemand anderen einlassen mussten. Keiner wollte sie so, wie sie

war, dachte sie ohne große Gefühle, das aufgeschlagene Buch auf den Beinen.

Unten ging Liss über den Hof. Sie trug ein paar ineinandergestapelte Weidenkörbe und verschwand in der Scheune. Sally hörte sie unten, dann kam sie wieder heraus. Sie schob eine Schubkarre, in der die Körbe lagen.

»Womit verdienst du eigentlich dein Geld?«, rief sie hinunter. »Ich meine, wovon lebst du eigentlich?«

Liss sah zu ihr nach oben. Sie musste die Augen gegen die Sonne zusammenkneifen.

»Erpressung«, antwortete sie nach einer ganzen Weile trocken. »Und Mädchenhandel.«

Sally musste lachen. Liss machte so selten Witze, dass sie immer überraschend kamen.

»Ich gehe Birnen ernten«, rief sie hoch. »Du wolltest doch, dass ich dir ein paar Sorten zeige. Kommst du mit?«

Sally legte das Buch weg und griff nach dem Seil, das sie vor ein paar Tagen in die Rolle eingehängt hatte. Die Beine um das eine Seilende wie in der Sportstunde. Die Hände an das andere. Und dann der atemlose, zauberische Moment, in dem sie von der Schwelle rutschte und in der Luft hing. Hand über Hand ließ sie sich herunter, während sie sich langsam um sich selber drehte.

»Ich weiß nicht, ob es dir aufgefallen ist«, meinte Liss, als sie unten angekommen war, »aber es gibt eine Leiter im Inneren dieser Scheune.«

Sally grinste und blies auf ihre Hände. Anscheinend hatte Liss ihren komischen Tag.

Erst als sie im Garten waren, fiel ihr wieder ein, dass dort ja nur Apfelbäume standen. Aber Liss blieb auch nicht stehen. Sie schob die Schubkarre um die Ecke der Gerätehalle, wo die Bienenkisten standen, und erst jetzt bemerkte sie, dass dort zwischen dem Zaun und der Rückwand der Halle ein schmaler Weg lief, der von

Holunder fast ganz überwuchert war. Das Blech des Schubkarrens schurrte am Putz entlang. An den Riefen im hellgrauen Mörtel konnte man sehen, dass es nicht das erste Mal war. Kurz vor dem Ende der Halle hielt Liss an, langte über die Schubkarre und hakte ein Gartentor auf, das Sally in der Hecke kaum erkannt hätte. Liss schob den Karren hinein und musste sich unter den Zweigen ducken. Sally folgte ihr und blieb fast erschüttert in dem fast kniehohen Gras stehen. Sie hatte gedacht, dass sie das Dorf um Liss' Hof herum längst kannte. Im Leben nicht hätte sie geglaubt, dass sich hinter dem benachbarten Schulhaus ein Garten dieser Größe verstecken könnte. Und das hier war nicht einfach nur ein Garten. Das war ein Garten wie aus einem Buch. Verwildert. Mannshohe Brennnesseln in den Ecken. Völlig eingeschlossen von Hecken. Voller Blumen und Unkraut. Voller wilder, süßer Gerüche.

»Scheiße«, sagte sie ehrfürchtig.

»Ja«, antwortete Liss knapp.

Sie pflügte mit der Schubkarre einen Pfad durch das hohe Gras zum ersten der vielen Birnbäume, die akkurat in Reihen standen, was in dieser Wildnis merkwürdig aussah.

»Esperens Herrenbirne«, sagte sie und zeigte auf die Früchte, die eigentlich gar nicht wie Birnen aussahen.

»Das sind keine Birnen«, sagte Sally, als sie näher kam, »das sind große Eier.«

Liss verzog den Mund. Sally konnte nicht sagen, ob das ein Lächeln war oder nicht.

»Das ist das Schöne an der Natur. Sie richtet sich nicht nach dem, was wir für richtig halten. Auch, wenn manche versuchen, sie sich so hinzuzüchten, wie es ihnen gefällt. Belgien. 1831. Probier mal.«

Sie löste eine der graugelben Birnen mit braunen Streifen vom Zweig, holte ein Messer aus ihrer Tasche, schnitt ein Stück ab und reichte es Sally. Es war gelblich, und im Mund fühlte es sich eigenartig süß an, weil das körnige Fleisch zwischen Zunge und Gaumen schmolz.

Liss nahm die Körbe aus der Mulde des Schubkarrens, warf sie ins Gras und hielt inne.

»Komm!«, zischte sie unvermittelt eindringlich. »Komm, schau!«

Sally trat ein Stück näher und folgte Liss' Blick. Sie sah gerade noch, wie eine kleine Schlange im Gras verschwand.

»Nee, oder?«, fragte Sally zwischen Erschrecken und Faszination. »Schlangen? Du hast Schlangen im Garten?«

»Blindschleichen. Das sind eigentlich keine Schlangen. Und sie sind nicht gefährlich.«

Dann lachte sie plötzlich.

»Was?«, fragte Sally über die Schulter. Sie ging der Spur der Schlange nach, vorsichtig, aber voller Neugier.

»Hat so was Symbolisches«, sagte Liss wieder sehr trocken. »Ich gebe dir eine Birne vom Baum, und dann taucht die Schlange auf. Ich weiß bloß nicht, wofür.«

Sally antwortete nicht. Die Schlange war weg. Wie abgefahren das war! So einen Garten hatte sie noch nie gesehen. Die Sonne ließ einen Mückenschwarm flirrend zwischen den Bäumen tanzen.

Liss war ihr nachgegangen und stand jetzt bei einem Baum, der zwischen den anderen hoch aufragte. Es gab zwar tief hängende Früchte, die man erreichen konnte, aber Liss sprang ein Stück hoch, griff einen Ast und schwang sich ziemlich geschickt in den Baum, stieg rasch zwei, drei Meter hoch und pflückte dann aus der sonnenbeschienenen Krone eine Birne heraus.

»Da«, rief sie und warf sie Sally zu.

Das war wieder so ein Moment. Sally kannte keine Erwachsenen, die einfach so in einen Baum kletterten. Die, die sie kannte, die machten Sport. Aber eben nur Sport. Ernsthaft. Die bewegten sich nicht, um irgendwohin zu kommen. Die bewegten sich, um irgendetwas zu sein. Schlanker oder schneller oder besser. Aber eigentlich liefen die auch immer nur in einem großen Kreis.

Sie hatte gerade die Birne aufgefangen, da blitzte neben ihr noch etwas im Fallen auf, dann steckte das Messer in der Erde, nicht

einmal einen halben Meter vor ihren Schuhen. Liss sagte im Herunterklettern:

»Schneide sie in der Mitte durch.«

Die Frucht war schwer und sonnenwarm. Sally bückte sich, zog das Messer aus der Erde und wischte es an ihren nackten Beinen ab. Dann schnitt sie die Birne durch.

»Wow«, sagte sie.

Es war, als hätte man eine seltene Blume geöffnet. Die Kerne lagen schwarzbraun glänzend in leuchtend roten Kammern. Um sie herum wie ein Bett weißes Fleisch, das wieder umgeben war von einer rosenroten Glocke. Vom Stiel her teilte sie ein schmaler weißer Strich. Und alles in einer dünnen, warmen rotbraunen Schale.

»So was habe ich noch nie gesehen«, sagte Sally.

»Alexander Lucas«, sagte Liss, als sie unten angekommen war. »Man weiß nicht, seit wann es sie gibt. Probiere.«

Sally schnitt sich diesmal ein größeres Stück ab. Sie wollte das Rot und das Weiß schmecken. Es war schwer, ein Wort für diese Mischung aus fest und zergehend zu finden, die das Fleisch im Mund hatte. Und sie meinte, das Rot süßer zu schmecken und im Weiß eine winzige Spur Bitterkeit, und zusammen war es ein Geschmack, der … vielleicht würde Sonnenlicht so schmecken, wenn es einem nach einem langen Sommer durch das weite Blau des Himmels und dann durch das alte Grün hoher Bäume direkt auf die Zunge fiele.

»Du auch?«, fragte sie und bot Liss die Hälfte an. Die schüttelte den Kopf.

»Ich mag andere lieber.«

Sie ging zu einem anderen Baum, an dem die Birnen lang und sehr grün hingen.

»Die sind noch nicht reif, oder?«

Liss pflückte eine, biss den Stiel ab und spuckte ihn aus.

»Boscs Flaschenbirne. Eine Zufallskreuzung. Im Wald von Apremont entdeckt, irgendwann während der Französischen Revolution. Manche nenne sie auch Kaiser-Alexander-Birne.«

Sie hielt sie Sally hin. Sie biss ein Stück ab. Diesmal war das Fleisch fest und der Geschmack herb.

»Ich mag sie, wenn sie noch nicht ganz reif sind«, sagte Liss.

»Woher weißt du das alles?«, fragte Sally. Sie streifte mit der Hand über die Brennnesseln. Manchmal mochte sie das Brennen in den Handflächen. »Das mit dem Wald und den Jahreszahlen und dem ganzen anderen Zeug.«

Liss biss noch einmal von der Birne ab, dann schleuderte sie den Rest mit einer weit ausholenden Armbewegung über die Hecke.

»Ich habe das alles mal auswendig gelernt.«

Sie ging zurück zur Schubkarre, um einen der Körbe zu holen.

»Oder, um genauer zu sein, ich musste das alles mal auswendig lernen. Jeden Baum, jede Birne, jeden Namen.«

Sie riss im Vorbeigehen eine Birne von einem weiteren Baum und warf sie Sally zu, ohne hinzusehen. Sally fing sie. Sie sah aus wie aus einem alten Bild. Sally hatte so eine Birne noch nie in irgendeinem Supermarkt gesehen. Rote, glänzende Flammen zogen sich über die Sonnenseite, gingen orangefarben über in das Gelb der abgewandten Seite. Es war eine sehr große, schwere, fast exotisch unregelmäßige Birne.

»Margarete Marillat«, sang Liss jetzt fast, spöttisch leiernd. »Eine französische Züchtung. Hochmodern, als ich dreizehn war. Eine Schaufrucht. Sieht viel besser aus, als sie schmeckt. Und sie geht schnell kaputt.«

Sally lehnte sich an den Baum neben ihr. Die raue Borke in ihrem Rücken fühlte sich auch durch das dünne T-Shirt gut an.

»Wer hat dich das auswendig lernen lassen?«, fragte sie.

»Der Vorbesitzer«, antwortete Liss und fing an, die Marillatbirnen zu pflücken. Sie warf sie achtlos in den Korb.

»Kriegen die keine Stellen?«, fragte Sally, als sie sich vom Stamm löste, um mitzuhelfen.

»Die werden sowieso vermostet. Die geben nicht mal guten Schnaps. Die sind nur für Saft gut. Aber bei den anderen ist es auch

egal. Wir essen sie nicht. Die sind für die Maische.«

Sie arbeiteten schweigend. Der Garten war voller Bienengesumme und Septemberlicht und dem Duft der Birnen.

»Der Vorbesitzer war dein Vater, oder?«

Liss antwortete zunächst nicht. Die Birnen waren so groß, dass der Korb sich schnell füllte, ohne dass sie eine Leiter gebraucht hätten. Sally sah Liss zu, wie sie arbeitete. Schnell, aber nicht so, wie bei den Kartoffeln. Hier arbeitete sie wütend und nicht so gleichmäßig. Als der Korb schon über den Rand gefüllt war, wuchtete Liss ihn in einer einzigen schnellen Explosion von Kraft auf die Schubkarre, ohne dass Sally eine Chance gehabt hätte mitzuhelfen.

»Er war ein Arschloch«, sagte sie zwischen zwei schnellen Atemzügen, »das ist alles. Wenn er ein Vater sein sollte … kein Mensch braucht so einen.«

Sie ging zur Hecke, wo eine Leiter lag, die Sally jetzt erst bemerkte. Liss zog sie aus dem Gestrüpp und lehnte sie zwischen den Ästen an den Stamm.

»Willst du hoch?«

Sally nickte und stieg die Leiter hoch, dann stellte sie sich breitbeinig auf zwei auseinanderstrebende Äste, lehnte den Rücken an den Stamm und konnte von dort gut in die Krone greifen. Die Früchte hingen leuchtend schön zwischen den Blättern. Gleichmäßig warf sie Birne um Birne zu Liss hinab. Sie brauchte ein wenig Zeit, bis sie das fragte, was sie wissen wollte.

»Hat er dich geschlagen?«

Birne vom Zweig. Birne in Liss' Hände fallen lassen.

»Musste er nicht.«

Birne in den Korb.

»Alles musste genau sein. Perfekt genau. Perfekt ordentlich. Ich weiß noch, wie er die Bäume gepflanzt hat. Ein rechteckiges Schnurgerüst hat er gespannt, wie für ein Haus. Alle fünf Meter längs ein Baum, alle vier Meter quer ein Baum. Solche Gitter waren überall gespannt, auch wenn man sie nicht gesehen hat. Im Hof und im Dorf

und in meinem Zimmer, als ich endlich eins hatte, und sogar noch, als ich schon sechzehn oder siebzehn oder achtzehn war. Da ganz besonders.«

Es war gut, dass sie gerade im Baum war, dachte Sally. Es war das erste Mal, dass Liss etwas von sich erzählte. Sie stieg noch zwei Äste höher, um an die obersten Früchte zu kommen.

»Lesen war nicht in der Ordnung. Musik hören war nicht in der Ordnung. Dinge sein lassen, wie sie sind, war schon gar nicht in seiner Ordnung. Bäume kann man an einen Pfahl binden, damit sie gerade wachsen. Er hat sein Leben lang gedacht, dass man das auch mit Menschen machen kann.«

Der zweite Korb war ebenfalls voll, aber es hingen noch immer viele Birnen in der Krone. Liss holte einen weiteren. Sally wartete, den Rücken am Stamm, die Beine gespreizt auf zwei Ästen stehend, das Gesicht in der Sonne. Als Liss den Korb ins Gras stellte, fragte sie:

»Wann ist er gestorben?«

Liss sah zu ihr hoch.

»Er ist nicht tot«, sagte sie mit kalter Stimme. »Er ist weggezogen. Zusammen mit seiner Frau, die ihr ganzes Leben lang mit ihm in Vierecken zugebracht hat. Deshalb gehe ich auch nur einmal im Jahr in seinen Garten. Nur zur Ernte. Weil mich die Birnen sonst reuen.«

Sally hatte die meisten Birnen geerntet und hinabgeworfen. Nur ein paar an den Ästen ganz außen hatte sie nicht erreichen können. Sie stieg hinunter, hängte sich an einen Ast und ließ sich das letzte Stück fallen. Sie wischte die Hände an der kurzen Hose ab. Dann sah sie Liss an.

»Das hier ist der schönste Garten, den ich überhaupt jemals in meinem Leben gesehen habe. Ich meine, ich verstehe, dass du ihn … dass er mal etwas … anderes war. Dass er für dich …«, sie suchte nach Worten. Liss schwieg, während sie sich nach ein paar Birnen bückte, die ins Gras gefallen waren. Sally fiel das richtige Wort ein.

»Ich kann sehen, dass der Garten mal wie ein Käfig für dich war. Aber du siehst doch, was daraus geworden ist!«

Sie drehte sich im Kreis und versuchte, alles in sich aufzunehmen. Die von den Hecken wild überwucherten, sanft nach innen gedrückten verwitterten Latten des Zauns. Die parallel stehenden Bäume, die in ihren breit aufgefächerten Kronen, ihren geneigten Stämmen und in ihren Blätterwolken längst alle Rechteckigkeit zu einer verblassenden Erinnerung gemacht hatten. Das Meer aus Gras, aufgeschossenen Kräutern und Brennnesseln, durch das im leichten Septemberwind hellgrüne Wellen von einem Ende des Gartens zum anderen liefen.

»Das ist alles …«, wieder suchte sie nach dem richtigen Wort, »das ist alles wie eine wunderbare Strafe für den Versuch, Sachen, die wachsen, in eine Form zu pressen. Verstehst du das nicht?«

Sally hatte plötzlich das Gefühl, etwas entdeckt zu haben, und wollte unbedingt, dass Liss es auch verstand.

»Dadurch, dass du den Garten nie betrittst, dass du alles einfach hast wachsen lassen, alles in Ruhe gelassen hast, ist das ein Zaubergarten geworden!«

Das letzte Wort war ihr einfach entschlüpft. Sie hatte es gar nicht sagen wollen, es klang so kitschig. Aber es war gesagt.

»Du musst ihn dir zurückholen!«, fügte sie noch an, weil Liss keine Regung zeigte. »Jetzt gehört er dir!«

Liss packte die Griffe der Schubkarre, in die sie jetzt auch den zweiten Korb gestellt hatte.

»Mach mir mal das Tor auf«, sagte sie.

Es war schwierig, das Gartentürchen über das hoch aufgeschossene Unkraut zu drehen. Sally zog kräftig an dem Riegel, stolperte rückwärts und fiel ins Gras, weil sie die Schrauben aus dem morschen Holz gerissen hatte.

»Siehst du«, lachte sie, »jetzt kann man ihn nicht mal mehr zumachen!«

Liss’ Gesichtszüge entspannten sich, und Sally konnte sehen, dass sich in ihren Mundwinkeln ein Lächeln zeigte.

»So habe ich nicht … ich habe das noch nie so gesehen«, sagte sie nachdenklich.

Viel später, als die Körbe mit den Birnen in Säcke umgefüllt worden waren, als die Säcke allmählich die ganze Ladefläche des Hängers ausfüllten und Liss den Traktor anließ und Sally bedeutete aufzusteigen, rief sie ihr, ohne ihren Blick zu suchen, ein »Danke« über das Geräusch des langsam anlaufenden Diesels zu.

19. September

Bin unterwegs.

Liss stellte einen Fuß auf den Stuhl und stützte ihren Ellbogen auf die Knie, ihr Kinn in die Hand, während sie den Zettel wieder auf den Küchentisch legte. Es war das erste Mal, dass ihr das Mädchen eine Nachricht geschrieben hatte. Bisher war sie da gewesen oder fort, oben oder in der Scheune, ohne dass sie etwas gesagt hätte.

Liss versuchte nachzudenken, aber über Gefühle nachdenken ging nicht, Gefühle hatte man. Manchmal mehr als eines zur gleichen Zeit. So wie jetzt. Der Zettel sagte: Ich will, dass du etwas über mich weißt. Es ist mir nicht egal, was du denkst.

Liss wusste nicht, ob sie das wollte. Das abgerissene Eck aus der Zeitung, das Bleistiftgekritzel, das so gar keine Mädchenschrift war, sagte auch: Ich bin ein Faden, den das Mädchen zwischen euch geknüpft hat, ohne zu fragen. Spinnwebfein, aber du spürst ihn, wenn daran gezogen wird. Aus einem Faden werden Fäden und aus Fäden Schnüre und aus Schnüren ein Netz.

Liss richtete sich auf, nahm den Zettel und warf ihn in den kalten Küchenherd.

Fast drei Wochen ist sie jetzt hier, dachte sie und hatte wieder zwei gegensätzliche Gefühle, die sie schwer einordnen konnte, weil ihr die rechten Worte dafür fehlten, und das war wahrscheinlich schon immer so gewesen.

Ein Januarmorgen von blauer Kälte. Die Weinstöcke erstarrt in schwarzem Frost. Der Strom im Tal vom Nebel dampfend. Ein Lastkahn mit Kohlebergen zog still flussaufwärts, das Wasser teilte

sich träge, als wäre es dick von der Kälte. Auf der anderen Seite des Tals stand die Sonne rot über den Hügeln.

Sie wartete, den schweren Rucksack aus graugrünem Segeltuch auf den Schultern. Sie musste ihn nicht abnehmen. Sie war stark. Sie konnte den ganzen Tag mit ihm auf dem Rücken wandern, wenn es sein musste. Sie hatte ihn aus der Kammer geholt, wo er seine Sachen von der Bundeswehr aufbewahrte. Den Schlüssel hatte sie vor Jahren schon, als sie vierzehn war, beim Schlosser nachmachen lassen. Er wusste nicht, dass sie alle seine Schlüssel kannte, alle seine Verstecke in der Küchenschublade zwischen den Einweckgummis und im Gebälk des Schweinestalls über dem kleinen Fenster und im Klo oben im Wasserkasten an einer Schnur. Sie lächelte bitter. Wenn man oft eingesperrt ist, fängt man an, in Schlüsseln zu denken.

Sie spürte den Rucksack gut und schwer auf den Schultern. Jetzt nicht mehr, dachte sie. Mich sperrt keiner mehr ein. Sie war nicht weggelaufen. Sie hatte es ihm gesagt. Sie war in die Küche gegangen, wo sie saßen und den dünnen Kaffee mit der Milchhaut tranken, den sie so hasste. Er riecht schon wie ein alter Mann, hatte sie gedacht, als sie in die Küche trat, noch keine sechzig ist er und riecht schon wie ein alter Mann.

Ich gehe weg.

Keiner geht weg, hatte er gesagt. Dann stand er schon, dann war schon die Tasse in Scherben, und der Kaffee tropfte von der Wand über dem Herd, und er hatte geschrien. Keiner geht weg. Keiner geht weg.

Und sie hatte seinen Rucksack aufgenommen; so, dass er ihn sehen konnte. Hatte den Rucksack aufgenommen und gesagt: Stimmt schon. Ihr nicht.

Dann war sie gegangen und er hinter ihr her, und im Gang hatte er versucht, sie am Arm zu reißen. Sie hatte sich umgedreht und zum ersten Mal gemerkt, dass sie größer war als er. Ein Stück nur, aber größer, und sie hatte das Gefühl, als würde sie sich zu ihm

hinunterbeugen, als sie ganz nah vor seinem Gesicht leise sagte: Ich gehe weg, alter Mann. Du sperrst mich nicht mehr ein.

Am Berg.

Mehr hatte sie zu Sonny nicht sagen müssen. Er holte sie immer dort ab. Oben am Weinberg, wo sie das erste Mal seine Hand genommen hatte und er so überrascht gewesen war, dass sie sie beinahe wieder losgelassen hätte. Aber heute war nicht immer. Heute war für immer.

Sie hörte das unverkennbar weiche Rattern des VW-Motors schon, als Sonnys Bus noch ganz unten im Tal sein musste und nicht zu sehen war. Eine Wärme ging ihr durch den Magen, die die kleine Übelkeit auflöste, die dort jeden Morgen war, an dem sie im Haus aufwachte. Sonny.

Sie beobachtete den Bus, wie er den Weg zwischen den Weinbergen hochkroch. Gut, dass kein Schnee lag. Sonny hatte keine Winterreifen am Bus. Aber in Italien würde kein Schnee liegen, in Südfrankreich auch nicht und nicht in Spanien. Über die Alpen würden sie schon irgendwie kommen. Sie war noch nie in den Alpen gewesen, aber sie würden es schon schaffen. Sonny und sie.

Das Motorgeräusch wurde lauter, der Bus kletterte zu ihr hoch, blieb schnurrend stehen. Sie öffnete die Seitentür und warf ihren Rucksack hinein. Sonny drehte sich zu ihr um.

Acht Uhr. Du hast acht Uhr gesagt.

Sie war ein bisschen überrascht.

Ich freue mich auch, dich zu sehen. Ich habe es daheim nicht mehr ausgehalten. Und es hat mir nichts ausgemacht zu warten.

Ich wäre schon eher gekommen, aber du hast acht gesagt.

Sie warf die Schiebetür zu und kletterte nach vorn auf den Beifahrersitz.

Italien, sagte sie. Freust du dich?

Sonny wendete. Er legte den Arm auf den Beifahrersitz, als er sich dazu umdrehte.

Ja. Er gab Gas. Ich hätte echt schon eher da sein können, aber du hast acht gesagt.

Sie kurbelte die Scheibe herunter. Ein Hauch der Übelkeit von vorhin war wieder da. Sie atmete tief ein. Die Luft war kalt, aber frisch.

In Spanien, rief sie Sonny durch den Fahrtwind zu, ernten sie jetzt die Orangen.

Sonny lächelte ein bisschen.

Dann mach das Fenster in Spanien wieder auf, rief er zurück, hier ist es kalt.

Schließlich bogen sie auf die Autobahn ein.

Sie sah hinaus. Es regnete in Strömen, und sie hatte ihren Atem sehen können, als sie vorhin über den Hof gegangen war. Ein Tag, der den November vorwegnahm. Das Mädchen würde nass werden. Soviel sie wusste, hatte sie keine Regenjacke.

Sie schüttelte den Kopf und griff nach dem Tabaksbeutel, der auf dem Regal über dem Herd lag. Sie hatte bestimmt seit zwei Wochen nicht geraucht, aber heute war ihr danach. Sie drehte die Zigarette im Stehen, legte den Beutel zurück und riss ein Streichholz an. Dann öffnete sie die Glastür zum Hof, sah in den Regen, rauchte und bemühte sich, gar nichts zu denken. Auf der Straße fuhr die alte Anni mit gebeugtem Kopf auf ihrem Rad zur Kirche und sah sie nicht, weil sie sich ein Plastikcape aus einem alten Düngemittelsack übergeworfen hatte. Ein plötzliches Gefühl der Zuneigung für diese alte, zähe Frau ging durch sie wie eine kleine warme Welle.

Regen. Rauch. Regen. Sie hatte es immer gemocht, dem Regen zuzusehen, dem Regen zuzuhören und dabei zu rauchen, wenn sie damals nachts im Fenster saß und alle anderen endlich schliefen.

Es war hundert Jahre her.

Sie warf die Zigarette in den Regen und ging in den Keller, um nach der Maische zu sehen.

Schon auf den Steinstufen hinab in den Keller schlug ihr der überwältigende Geruch der gärenden Birnen entgegen. Zwei Tage hatten sie die Birnen geerntet, Hunderte von Kilos durch die Obstmühle gedreht und schließlich püriert. Liss musste lächeln, sie dachte an Sallys Gesicht, als diese das erste Mal den Pürierstab gesehen hatte: Hallo? Das ist kein Pürierstab, das ist eine Bohrmaschine! Es hatte Sally Spaß gemacht, den Blender in die Fässer zu wuchten, ihn mit beiden Händen zu halten und mit der schweren Birnenmasse zu kämpfen, die Hefe und den Zucker abzuwiegen und unterzurühren. Liss hatte sie dabei beobachtet, wie sie mit ihren schmalen Armen die Fässer gekippt hatte, um sie aus dem Weg zu drehen. Es hatte nicht so ausgesehen, als ob sie so etwas das erste Mal getan hätte. Den Erntehelfern der vergangenen Jahre hatte sie solche Sachen meist erst zeigen müssen. Das Mädchen wusste oft schon, wo es hingreifen musste, bevor man es ihm sagte.

Liss ging die Fässer ab und sah nach, ob die Gärspunde ordentlich saßen und richtig gefüllt waren. Bei zweien kippte sie verdünnte Schwefelsäure nach. Das Flüstern der Gärgase in den Glasröhren vermischte sich mit dem gleichmäßigen leisen Rauschen des Regens, das durch die halb geöffneten Kellerfenster drang. Liss blieb stehen. Wenn es hier unten sonst oft überraschend hell war, weil die schmalen Fenster günstig lagen, war das Licht an diesem Tag trüb, und der lange Gang, der sich unter dem Hof bis zur Scheune erstreckte, wirkte dunkel und unfreundlich. Sie zuckte die Schultern. Es war ein Tag, an dem man nicht viel tun konnte. Die Felder waren aufgeweicht. Der Wald war nass. An solchen Tagen hatte sie früher manchmal von morgens bis abends gelesen.

Sie nahm die Holzstiege auf der anderen Seite des Kellers, und für einen Augenblick verweilte sie in der Scheune. Sie sah, dass ihr Fahrrad da war. Sally hatte das andere genommen. Sie blieb im Tor stehen und sah in den Regen. Vielleicht sollte sie es wie das Mädchen machen. Vielleicht konnte man einen halben Tag lang so tun, als ginge einen das eigene Leben nichts an.

Entschlossen lief sie mit langen Schritten über den Hof, um sich eine Jacke zu holen, und wich dabei keiner Pfütze aus. Es war schön, das Wasser spritzen zu spüren.

Sally triefte. Sie hatte den Pullover in eine Plastiktüte gewickelt und auf den Gepäckständer geklemmt, aber alles andere war klitschnass. Sie stand in den Pedalen und trat langsam, aber gleichmäßig. Es biss in den Waden, aber das tat es schon seit einer Viertelstunde, und es war gut, nicht nachzugeben. Es ging immer mehr, als man dachte, immer. Der Berg zog sich, aber es ging kein Wind, und der Regen kühlte sie ab. Es war gut, allein draußen zu sein. Das Fahrrad taugte. Mittlerweile hatte sie sich daran gewöhnt, und es fuhr richtig gut. Sie hatte den schmalen Wirtschaftsweg genommen, der zwischen den Weinbergen hoch führte. Er war steiler als die Landstraße. Erst nach einer Zeit lang hatte sie erkannt, dass es der Weg war, auf dem sie Liss das erste Mal getroffen hatte.

Wiegetritt. Nicht nachgeben.

Immer noch gleichmäßig, aber auch immer heftiger atmend, warf sie den Lenker hin und her, zog bei jedem Tritt den Lenker mit aller Kraft nach oben, versuchte, ihr ganzes Gewicht und mehr auf die Pedale zu bekommen. Sie musste an die Kartoffeln denken, die sie beim ersten Mal nicht weiter aufgelesen hatte. Als sie einfach hingeschmissen hatte. Es war ein Gedanke, der ihr heiß durch den Magen schoss. Nicht nachgeben. Schalten. Wiegetritt.

Die tropfenden Rebstöcke zogen sehr langsam an ihr vorbei. Sie sah sie aus den Augenwinkeln. Unter ihr der Weg. Vier Kurbelumdrehungen für jede Betonplatte. Acht Tritte. Die Fuge zwischen ihnen spürte man immer in den Rädern. Tack, tack. Acht Tritte. Tack, tack.

»Fuck!«, schrie sie atemlos. »Fuck!« Aber es war kein wütendes Fluchen, sondern einfach ein Schrei der Anstrengung, zuversichtlich, sich selber antreibend; oder doch wütend, aber voller guter Wut, solcher, die einen starkmacht.

Sie keuchte und fuhr jetzt im kleinsten Gang, aber sie gab nicht auf. Elf Tritte jetzt für jede Betonplatte. Tack. Tack. Es war nicht mehr weit, die Kuppe war vor ihr. Tack. Tack.

Als sie oben war, fuhr sie noch drei, vier Meter weiter, bevor sie völlig außer Atem anhielt, für einen Augenblick erschöpft den Kopf auf die Arme legte und spürte, wie das Blut zurück in die Waden floss, als sie sich entkrampften. Dann richtete sie sich auf, dehnte den Rücken und sah nach unten. Der Fluss lag grau und schwer im Tal. Über ihm hing trotz des Regens ein feiner Dunst. Sie leckte sich den Regen von der Oberlippe. Ihr Atem wurde ruhiger. Die Windräder standen bewegungslos. War das heute der erste Herbsttag? Es war seltsam, dass sie nach diesen letzten Stunden, die nur Bewegung gewesen waren, Anstrengung bis zur Grenze der Erschöpfung, dass sie nach diesem atemlosen Vormittag auf einmal so still stehen wollte.

Keine Bewegung.

Doch.

Es war, als könnte sie spüren, wie die Erde sie forttrug. Sie und den Weinberg und den Fluss und die Windräder und die ganze graubunte Regenlandschaft. Sie breitete ein wenig die Arme aus, das Fahrrad noch immer zwischen den Beinen, ließ den Regen auf sich fallen und die Tropfen ihr Gesicht hinunterlaufen. Warum machten sie so was in den Kliniken nicht? In den Kliniken hatten sie das Regenrauschen auf CDs, und man saß auf Stühlen im Kreis und sollte die Augen schließen und sich vorstellen, man stünde im Regen. *Die* waren krank. Nicht sie.

Allmählich begann sie abzukühlen. Noch war der Regen angenehm, aber sie musste sich wieder bewegen.

Eine Minute noch oder zwei. Es war so selten, dass die Dinge im Gleichgewicht waren. Ohne Glück und ohne Trauer. Oder anders: dass Glück und Traurigkeit in einem so in der Schwebe waren, in so einer perfekten Balance, dass man sich nicht bewegen wollte. Vielleicht fühlten sich Seiltänzer so, wenn sie hoch oben waren, in

dem einen Moment, in dem eine gerade Linie genau durch die Mitte des Körpers geht und genau durch die Seele des Seils und bis zum Boden und dann bis zum innersten Kern der Erde; in dem einen bewegungslosen Moment der Mitte.

Ich gehe nicht noch einmal in eine Klinik! Ich bin nicht magersüchtig! Ich bin nicht krank!

Sally schrie. Sie wollte eigentlich nicht schreien, weil sie wusste, dass es alles nur schlimmer machte, aber sie schrie trotzdem. Als ob sie besser verstanden würde, wenn sie laut wurde.

Sie waren im Wohnzimmer. Seit sie in das neue Haus gezogen waren – wieder in ein neues – , war das Wohnzimmer der Raum gewesen, der ihr am deutlichsten machte, dass sie und ihre Mutter in zwei Welten lebten, die sich nur zufällig an den Rändern berührten. Geschmackvoll. Das war das Wort, das überall als unsichtbares Etikett an den Vasen hing und unter den Teppichen klebte, am Rücken des Ledersofas, auf dem ihre Mutter gerade saß, neben den modernen Gemälden an der Wand und den halbhohen Holzskulpturen. Es war unsichtbar in die übergroßen Scheiben geätzt, die auf den nutzlosen Garten mit der japanischen Zierkirsche und dem Blutahorn hinausgingen. Eine perfekte Kombination, die dem bisschen Rasen im Frühjahr wie im Herbst einen Tupfer Farbe geben sollte. Auf der Stirn ihrer Mutter stand es nicht. Es wäre unnötig gewesen. Das Schlimmste war – sie tat es nicht mit Absicht. Vielleicht war es ihre Natur, geschmackvoll und elegant und gepflegt zu sein. Sally wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie nicht so war. Wenn sie so wie jetzt in diesem Wohnzimmer stand, dann fühlte sie sich fremd.

Ihr Vater saß auf der Fensterbank. Es war, als wollten sie beide auf keinen Fall stehen, um ihr kein Gefühl der Unterlegenheit zu geben, der Hilflosigkeit. Dabei wusste sie doch sowieso schon, dass irgendetwas nicht stimmte, wenn ihr Vater ins Haus kam und es

nicht gerade Weihnachten oder ihr Geburtstag war. Er war ihr zugewandt, die Hände gefaltet zwischen den Knien; fast demütig.

Wir denken schon, Sarah.

Es war einfach nicht zu fassen, dass die immer noch über sie bestimmen, sie wegschicken, sie suchen lassen und zurückholen konnten. Es war ja nicht so, dass sie sie hasste oder so. Aber sie konnte sie auch einfach nicht mehr ertragen. Wie kam es, dass man das Kind von Eltern werden konnte, die von Anfang an nicht zu einem passten?

Sie verzog den Mund bei einem plötzlichen, boshaften Gedanken. Klar. Sie hatten sie in der Geburtsklinik verwechselt. Und als sie es dann dort nach ein paar Jahren herausgefunden und es ihren Eltern gesagt hatten, da hatte Papa sie garantiert verklagt. Weil ihm so was nicht passierte. Ihm nicht. Da hätte sie schwarz oder eine Chinesin sein können, grinste sie innerlich, er hätte sie behalten.

Ihr Vater sprach leise, verständnisvoll, liebevoll. Es war schwierig, der Stimme zu widerstehen, und als sie klein gewesen war, hatte sie es geliebt, wenn er so zu ihr sprach. Sie hatte sich dann größer gefühlt und ernst genommen. Heute wusste sie, dass er diese Stimme immer benutzte, wenn er etwas erreichen wollte. Bestimmt war ihre Mutter auch mal auf diese Stimme reingefallen, schoss es ihr durch den Kopf, und in all ihrem Zorn hätte sie beinahe gelacht. Das verband sie beide wohl, Mama und sie.

Du ritzt dich. Du isst nicht. Du gehst laufen, bis du fast umfällst. Für dich sieht es vielleicht normal aus, aber das ist es nicht. Wirklich nicht.

Wer sagt, dass ich nicht esse?

Ihre Mutter sah zu ihr auf. Traurige Augen. Das konnte nun sie wiederum ziemlich gut. Papas weiche Stimme. Mamas traurige Augen. Ihre Eltern waren ein Dreamteam. Nur leider für eine Traumtochter. Nicht für sie.

Ich bin einfach dünn. Vielleicht geht das nicht in euren Kopf, aber es gibt dicke Menschen und dünne Menschen. Ich bin dünn. Ich bin

nicht krank.

Du ritzt dich, erinnerte ihr Vater sie. Weiche Stimme. Eine Spur Trauer. Manchmal dachte Sally, dass die beiden voneinander lernten, was sie anging.

Warum ritzt du dich? Warum isst du nicht? Du weißt es nicht.

Es ist ein Teil der Krankheit.

Ihre Mutter stand jetzt doch auf.

Es ist ein Teil der Krankheit, dass du nicht einsiehst, dass du Hilfe brauchst.

Sally konnte nicht anders. Sie schrie. Das Wohnzimmer brauchte es, dass man in ihm schrie.

Ich ritze mich nicht. Ich schneide mich. Das ist ein Unterschied. Und ich tue es, weil es sich richtig anfühlt. Ich höre damit auf, wenn es sich nicht mehr richtig anfühlt, okay? Es bringt mich nicht um. Andere tätowieren sich. Oder rauchen. Oder trinken. Ich nehme keine Drogen, ich rauche nicht, ich trinke nicht. Ich mache Sport. Ich mache mich nicht kaputt und vor allem: Ich gehe in keine Klinik mehr.

Wir wollen nicht, dass du kippst. Du jagst einem Ideal hinterher, das …

Sally unterbrach ihn ungläubig. Sie war so überrascht, dass sie fast mit normaler Stimme sprach.

Denkt ihr, ich bin dünn, weil ich schön sein will? Denkt ihr das wirklich? Versteht ihr nicht … dass es … Sie suchte nach Worten. Dann streckte sie den Arm aus und drehte sich langsam im Kreis, um alles zu erfassen, was da war. Das Wohnzimmer und ihre Eltern und das ganze Haus, die Stadt und ihr ganzes Leben.

Sie flüsterte.

Ich esse doch nur deshalb nicht, weil hier nichts schmecken kann.

Sally grinste, und bevor sie aus der Balance fallen konnte, hob sie sich auf die Pedale und trat an.

Wo der Wirtschaftsweg auf die Landstraße mündete, hielt sie kurz an. In der Ferne konnte sie durch den Regen verschwommen und grau die Konturen der Dorfkirche sehen. Eigentlich wollte sie noch nicht zurück, aber ihr wurde allmählich kalt, und sie war auch schon seit über dreißig Kilometern unterwegs.

Auf der Landstraße machte es keinen Spaß, in diesem Regen zu fahren. In den Spurrinnen sammelte sich das Wasser und bremste die Räder, wenn sie weiter zur Straßenmitte fuhr, zogen die Autos so nah an ihr vorbei, dass sie den Sog spüren konnte und außerdem jedes Mal von einer schmutzigen Sprühwolke überzogen wurde, die von den Rädern aufgewirbelt wurde. Es sollte ihr nichts ausmachen, denn sie war ja sowieso nass, aber es ärgerte sie trotzdem, wie rücksichtslos die alle sie überholten.

»Arschloch!«, schrie sie einem schweren Mercedes hinterher, der sie so knapp überholt hatte, dass sie im Luftzug schwankte und den Lenker festhalten musste. Sie riss den Mittelfinger hoch, obwohl der Fahrer sie durch die Regengischt bestimmt nicht mehr sehen konnte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite bremste ein VW-Bus ab.

»Was?«, schrie Sally dem Fahrer wütend entgegen und zeigte auch ihm den Finger. Das Fenster wurde heruntergekurbelt, und erst mit einer Sekunde Verzögerung erkannte Sally Liss. Sie lächelte ein bisschen.

»Willst du mit?«

»Ist das dein Auto?«, fragte Sally, nachdem sie das Fahrrad verstaut hatten. Die mittlere Sitzbank war ausgebaut, und deshalb war eine Menge Platz. Sally hatte ihr T-Shirt ausgezogen und mit dem trockenen Pullover aus der Plastiktüte getauscht. Die nasse Hose hatte sie anbehalten. Die würde schon von allein trocknen.

»Der Bus gehört Gerhard. Der aus dem großen Haus mit dem Schieferdach hinter der Kirche. Er braucht manchmal einen Traktor, dann kann er meinen haben. Und ich kann dafür sein Auto nehmen. Er hat sowieso zwei.«

Irgendwie hatte Sally immer gedacht, Liss hätte überhaupt keine Freunde. Seit sie bei Liss wohnte, hatte sie noch keinen Besuch gesehen.

»Aha«, sagte sie.

Liss warf ihr einen kurzen Blick zu, den sie nicht deuten konnte.

»Was?«, fragte Sally laut. »Was?«

»Du denkst, ich mag Leute nicht besonders.«

Es war keine Frage. Es war eine Feststellung. Sally fühlte sich durchschaut. Sie mochte das Gefühl nicht, vor allem weil die anderen immer gleich dachten, sie wüssten alles über sie, wenn sie mal was richtig benannt hatten.

»Das ist nicht so schwer zu erraten, oder?«, sagte sie kurz. »Wohin fährst du eigentlich?«

Liss antwortete nicht gleich. Sie fuhr trotz des Regens schnell und überhaupt nicht wie eine, die sich nur ab und zu ein Auto lieh. Schließlich bogen sie auf die Straße ein, die hinunter zum Fluss führte. Sally sah einen Lastkahn, der einsam durch das Grau zog. Es war ein Bild, das irgendwie zu ihr sprach. Sie wusste nicht genau, was es sagte, aber es sprach zu ihr. In der Stadt, in der sie wohnte, gab es keinen so großen Fluss. In der Stadt, in der sie wohnte, konnte sich nichts bewegen, was groß war.

Als sie im Tal ankamen, bog Liss wieder ab, und nun fuhren sie parallel zum Wasser stromaufwärts. Rechts von ihnen stiegen die Weinberge mal steiler, mal sanfter nach oben. Sally ließ das Fenster auf ihrer Seite nach unten. Der Fahrtwind fauchte ihr den Geruch von Regen und Grün ins Gesicht.

»Zu einem Karner«, sagte Liss laut. Sally verstand nicht.

»Was?«

»Wir fahren zu einem Karner.«

Sally schloss das Fenster.

»O danke. Das ist hilfreich«, sagte sie spitz. »Ich habe keine Ahnung, was ein Karner ist!«

Liss verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln.

»Ich könnte mir denken, dass er dir gefällt. Wir sind bald da.«

Sally antwortete nicht, sondern ließ das Fenster wieder hinunter, beugte sich hinaus und hielt ihr Gesicht in den Fahrtwind. Das hatte sie immer gemocht. Wie es der Fahrtwind schwer machte zu atmen. Wie Luft plötzlich Gewicht bekam und einem eine unsichtbare, weichfeste Faust in den Mund und in die Lungen drückte, wenn man sich nicht wegdrehte.

Sie erreichten die Ausläufer eines Städtchens, Tankstellen, Baumarkt, Supermarkt, zum Kotzen hässlich. Aber Liss bog erneut ab, und sie fuhren steil hügelan und plötzlich durch ein Tor und über Kopfsteinpflaster und durch immer schmalere Gassen immer weiter nach oben. Auf einem kleinen Platz hielten sie an. Liss stieg aus, ohne auf Sally zu warten. Sie drehte sich nicht um und ließ den Bus unverschlossen. Es war fast, als hätte sie es auf einmal eilig. Sally glitt von ihrem Sitz, warf die Beifahrertür zu und folgte ihr. Das Pflaster glänzte matt und grau. Von den Häusern um den Platz war keines gerade. Eines hatte sich über die Jahrhunderte so gesenkt, dass der Querbalken des Fachwerks auf der rechten Seite des Hauses fast einen halben Meter tiefer lag als auf der linken. Wahrscheinlich hatte man deshalb immer wieder die Fenster tauschen müssen – es sah aus, als schrumpfte ihre Reihe von links nach rechts. Sally musste grinsen. Wie lebte man in so einem Haus, in dem die Decke an einem Ende einen halben Meter tiefer hing als am anderen? Wahrscheinlich musste man die Tische und Schränke im ersten Stock alle festschrauben wie auf einem Schiff, damit sie nicht alle nach rechts an die Mauer rutschten. Wahrscheinlich war es richtig übel, in so ein Haus betrunken heimzukommen. Da blieb man womöglich schon auf der Treppe liegen. Wahrscheinlich war es manchmal auch einfach nur lustig.

Sie war stehen geblieben. Liss wartete am anderen Ende des Platzes an der Einmündung einer kleinen Gasse, die weiter bergauf führte, ging aber gleich weiter, als sie sah, dass Sally ihr folgte. Erst

als sich das Sträßchen nach vielleicht hundert Metern zu einem Platz weitete, sah Sally die Kirche. Sie war viel zu groß für das Örtchen.

»Eine Kirche?«, rief sie enttäuscht. »Das war's?«

»Komm!«

Liss ging an der Kirche vorbei auf die Mauerpforte zu, die in den Kirchgarten führte. Sally schloss zu ihr auf, aber ihre Erwartungen waren auf einmal gedämpft. Was?, fragte sie sich selbst im Stillen, was? Und während sie neben Liss herging, merkte sie, dass es daran lag, dass sie mehr von ihr erwartete als bloß eine Kirche. Dabei war es scheißegal. Wenn der eine Hundehütte gefiel, dann war das auch okay. Mussten die anderen ja nicht mögen. Aber Liss hatte gesagt, dass ihr gefallen könnte, was sie Sally zeigen wollte.

Ja, super. Und jetzt erwartete sie von der, dass die wirklich wusste, was ihr gefiel? Warum fiel sie eigentlich immer wieder darauf rein? Menschen waren nicht so. Jeder war allein. Keiner verstand den anderen jemals wirklich. Warum dann plötzlich diese Frau? Nach drei Wochen?

»Hier rein«, sagte Liss. Sie bückte sich und ging durch einen niedrigen, türlosen Einlass in eine Art Kapelle, die sich an die Kirchmauer lehnte, aber anscheinend darüber hinaus tiefer in den Hang gebaut war.

Okay, keine Kirche. Eine Kapelle. Sally konnte nichts machen, sie war trotzdem enttäuscht, als sie ihr in den fensterlosen Gang nachkam.

Liss betätigte den Lichtschalter, und Sally hielt unwillkürlich den Atem an. Sie stand vor einer Wand aus Totenschädeln. Vor einer richtigen Wand. Mindestens drei Meter hoch und zehn Meter lang. Tausend leere Augenhöhlen sahen sie an. Eine Wand aus Löchern, wo mal Nasen gewesen waren. Eine Wand aus tausend lautlosen Lächeln.

Reihe um Reihe waren die Schädel zwischen Lagen von … was war das? … Oberschenkelknochen geschichtet. Es mussten Zehntausende sein. Und erst jetzt bemerkte sie, dass die Pfeiler der Bögen zu ihrer

Rechten und Linken auch … die waren auch aus Oberschenkelknochen. Aber gemauert! Die Pfeiler waren aus Knochen gebaut. Die Bögen auch. Und dann diese Wand aus Schädeln … Sie wusste, dass es wahrscheinlich blöd kam, aber sie konnte nicht anders, sie musste trotzdem fragen.

»Die sind echt, oder?«

Liss nickte.

»Das ist ein Karner. Ein Beinhaus. Wenn auf den Friedhöfen kein Platz mehr ist und die Gräber aufgelassen werden, dann bringt man die Knochen hierher. Man kann sie ja nicht einfach wegwerfen.«

Sally hatte sich noch niemals über so etwas Gedanken gemacht.

»Aber es sind so viele!«, flüsterte sie.

Sie konnte sich nicht zurückhalten. Eine seltsame Faszination ging von diesen Abertausenden von Knochen aus. Sie ging ein paar Schritte vor und berührte einen der Schädel. Glatt. Wie poliert. Sally dachte plötzlich daran, wie oft sie schon einen anderen Kopf berührt hatte, aber niemals ohne Haut und Haare. Sie fasste sich an den eigenen. Spürte die Wärme. Die andere legte sie auf den Schädel. Kalt. Das war es. So weit war man vom Tod entfernt. Eine Armeslänge. Sie hörte Liss leise lachen.

»Was?«, fragte sie, aber ohne jede Aggression.

»Ich habe genau dasselbe gemacht, als ich das erste Mal hier war«, sagte Liss.

Sally strich über den Schädel, dann trat sie wieder zurück und nahm das Bild in sich auf.

»Wie viele sind das?«

Liss trat neben sie.

»Zwanzigtausend ungefähr.«

»Aber warum … wer macht so was? Sie … Knochen vermauern. Aufschichten wie …«, sie wusste nicht, was sie sagen wollte.

»Besser, als sie alle auf einen Haufen zu werfen, finde ich.«

Sally antwortete nicht darauf. Vielleicht hatte Liss recht. Sie ging die Wand entlang und ließ die Finger über die Knochen und Schädel

gleiten. Als sie in einer Augenhöhle hängen blieb, fiel ihr auf einmal diese Szene aus dem langweiligen Stück ein, das sie in der Schule gelesen hatten. Wo der Prinz den Schädel in der Hand hielt und über den Tod redete. Wenn sich das so angefühlt hatte … dann, okay, dann … es war nicht langweilig. Man konnte gar nicht anders, wenn man so was fühlte.

Das Licht ging aus.

»Warte«, sagte Liss. Sie hörte sie nach dem Schalter suchen, schloss die Augen und legte beide Hände auf die kalte Knochenwand. Was für ein krasses Gefühl!

»Wieso kommst du hierher?«, fragte sie mit immer noch geschlossenen Lidern.

Das Licht ging wieder an. Sie starrte in die leeren Augen eines verlorenen Gesichts und wartete, ohne sich umzudrehen. Und merkte, dass Liss zögerte.

»Warst du schon mal verliebt?«, fragte sie langsam.

In Sally stieg ein heißes Gefühl hoch, aber es war, als würde es sofort durch ihre Hände in den kühlen Schädel abfließen, und nichts davon blieb übrig als eine eigenartig gelassene Neugier.

»Was ist das für eine Scheißfrage?«, gab sie fast ruhig zurück. »Natürlich war ich schon mal verliebt!« Sie betonte das »verliebt«, als sei es ironisch gemeint, was es nicht war. »Und es geht dich nichts an.«

»Nein«, sagte Liss, »ich weiß.«

Sie trat neben Sally und berührte mit den Fingerspitzen auch einen der Schädel. Ganz leicht fuhr sie die Konturen nach. Sally steckte die Hände in die Taschen ihrer immer noch klammen Hose.

»Na ja«, sagte Liss dann in fast leichtem Ton, »ich war jedenfalls verliebt, als ich das erste Mal hierhergekommen bin. Ich war ein bisschen älter als du, zwanzig vielleicht.«

»Wer war es denn?«, fragte Sally. »Der mit dem Fahrrad?«

»Das geht jetzt wieder dich nichts an«, antwortete Liss sachlich. »Auf jeden Fall war ich unglücklich verliebt. Sehr. In der Zeit bin ich

viel per Anhalter gefahren. So bin ich zufällig mal hier gelandet. Ich wollte übrigens auch nicht in die Kirche«, fügte sie ganz leicht lächelnd an. »Aber Kirchhöfe habe ich schon immer gemocht. So habe ich den Karner gefunden. An einem unglaublich heißen Junitag.«

Sie verstummte plötzlich. Vielleicht hatte sie das Gefühl, schon viel zu viel gesagt zu haben. Sally kannte das. Es war eigentlich immer besser, nichts zu erzählen. Liss steckte jetzt auch die Hände in die Taschen, lehnte sich gelassen an die Wand aus Knochen und wandte sich ihr zu.

»Und dann kommst du hierher, voller Unglück und den romantischen Fantasien, wie es ist, wenn du auf einmal tot wärst, weil du von einer Brücke gesprungen bist oder einen Unfall gehabt hast oder nur noch sechs Wochen zu leben hast – all das eben, was man sich so vorstellt, um die anderen zur Liebe zu zwingen.«

Sally fühlte sich auf seltsame Weise plötzlich so, als hätte man sie bei etwas Verbotenem erwischt.

»Dann stehst du hier vor zwanzigtausend Toten, die man alle auseinandergerissen hat, vor einer Wand von Schädeln, die so eigenartig schön ist, und du weißt auf einmal, dass dein sogenanntes Unglück überhaupt keine Bedeutung hat. Dass eigentlich nichts wirklich etwas bedeutet, weil alles vorbeigeht.«

Das Licht ging wieder aus. Diesmal war es Sally, die den Schalter suchte. Das gab ihr die Zeit, die richtigen Worte für das wütende Gefühl zu finden, das ihr eben in den Mund gefahren war und hinauswollte. Sie tastete an der Wand entlang und fand ihn. Dann drehte sie sich zu Liss um, die noch immer an der Knochenwand lehnte.

»Das ist ein Scheiß!«, sagte sie sehr laut. Ihre Stimme hallte im Karner ein wenig. »Das ist ein ganz großer Scheiß. So leer bist du überhaupt nicht. Ich kenne Leute, die so leer sind, wirklich leer. Solche Leute … ich kenne wirklich genug von denen. Aber was du da sagst, ist einfach nur ein großer Scheiß. Alles bedeutet was. Bloß weil

du irgendwann tot bist, heißt das doch nicht … «, sie suchte nach Worten.

Liss sagte nichts.

»Was?«, rief Sally in einer ähnlichen Wut wie die, die sie vorhin beim Radfahren gespürt hatte, diese gute Wut, die einen vorantrieb. »Was? Bloß weil du irgendwann auch nur noch … Knochen bist«, sie deutete auf die Wand, »deshalb willst du vorher schon innen drin tot sein? Das bist du nicht. Du nicht. Das ist einfach nur ein Scheiß, den du da sagst.«

Sie drehte sich um und ging aus dem Karner hinaus in den Regen. Es dauerte eine ganze Weile, bis Liss ihr nachkam, aber Sally ging nicht weg. Sie blieb stehen, als sich Liss neben sie in den Regen stellte.

»Es hat sich damals so angefühlt«, sagte sie ruhig. »Es ist ein guter Ort für mich.«

Sally brauchte ein bisschen. Es stimmte irgendwie. Es war ein guter Ort. Aber was Liss sagte, passte nicht dazu. Und es passte auch nicht zu Liss. Aber sie wusste nicht, wie sie das sagen konnte, ohne dass es blöd klang.

»Hier!«, sagte sie spontan, drehte sich zu ihr um und drückte ihr die regennasse Hand auf die Stirn. »Hier! Du bist warm. Warm, verstehst du?«

Erst als sie die Hand wieder wegnahm, merkte sie, dass es das erste Mal in den drei Wochen war, dass sie sich berührt hatten. Sie hatten sich noch nie die Hand gegeben oder sonst irgendwas. Sally holte tief Luft.

»Ja«, sagte Liss dann plötzlich laut und in überraschend leichtem Ton, »ist ja gut. Ich hab’s verstanden.«

Sie lächelte ein bisschen, und Sally atmete erleichtert aus.

»Café oder Kirche?«, fragte sie dann.

»Das Reh«, antwortete Sally sehr bestimmt, »wir fahren heim, und du zeigst mir, wie man Reh zubereitet.« Heim, dachte Liss. Sie hat »heim« gesagt.

Auf dem alten Turm in der Burgruine über der Stadt. Eigentlich war die Tür versperrt und zugeschraubt, weil die Treppen baufällig waren. Sonny hatte sie aufgebrochen, als sie das erste Mal dort gewesen waren.

Sonny! Wenn einer kommt!

Kommt keiner, sagte er lachend. Sie musste auch lachen, weil er so unbekümmert war. In den Gepäcktaschen des Motorrads einen Kuhfuß, mit dem er die Riegel so leicht sprengte, dass die Schrauben flogen. Und dann unter die Holztür geschoben und so geschickt angehoben, dass sie aus den Angeln fiel.

Wir heben sie später wieder rein. Das wird unser Turm.

Unser Turm. Wie wunderbar sich das angehört hatte. Um ihn herum waren nur Mauerreste der Burg, der Brunnen, in den sie im Dreißigjährigen Krieg eine Magd geworfen hatten, um ihn zu vergiften. Immer, wenn sie dort stand, musste sie sich das vorstellen. Es gab einen Automaten dort, in den warf man zehn Pfennige, und dann ging für zwei Minuten das Licht im Brunnen an. Über dem Schacht war ein dickes Eisengitter angebracht, durch das man in die Tiefe sehen konnte. Ganz tief unten glitzerte der Wasserspiegel. Auf dem Rand stand ein angeketteter Becher; mit dem konnte man aus einem kleinen Becken daneben schöpfen und eine Handvoll Wasser in die Tiefe gießen. Wenn das Wasser fiel, sah das wunderbar aus. Es fiel und fiel, und irgendwann hörte man es auftreffen, und der schwarze Spiegel da unten riffelte sich plötzlich silbern. Wie es wohl war, wenn man so lange fiel?

Unser Turm. Ein Frühsommertag unter einem windzerrissenen, düsteren Himmel, an dem sie das erste Mal zusammen da oben gestanden hatten. Es war so ein eigenartig prickelndes Gefühl gewesen, mitten in einem Herbsttag zu sein und zu wissen, dass danach nicht der Winter, sondern ein Sommer kam. Der Wind war kalt und grob in ihrem Haar, aber sie genoss ihn wie eine raue Zärtlichkeit. Hier bei ihnen wehte es so selten wirklich kräftig. Aus einem Impuls heraus sprang sie auf die breite Mauer des Turmes.

Hey!

Sonny kam und wollte sie an den Beinen halten.

Nicht. Ich stehe besser alleine.

Das ganze Land unter ihr und sie wie eine Königin über der Tiefe. Von hier oben gesehen verschwand ihr Dorf fast zwischen den Feldern.

Du siehst heiß aus, wie du da oben stehst.

Wenn er solche Sachen sagte, schoss es ihr wirklich wie in einer plötzlichen Hitze durch den Körper. Er fand sie heiß!

Sie sprang von der Mauer. Da stand er vor ihr. Lässig; sein langes Haar auch vom Wind verweht.

Findest du?

Er nickte.

Sehr heiß sogar.

Sie ließ sich an ihn ziehen und spürte seinen Mund auf ihrem; immer ein bisschen grob wie der Wind, aber voller Energie und Verlangen.

Ich habe dir ein Lied geschrieben.

Er war jetzt ebenfalls außer Atem.

Ehrlich?

Er hatte die Gitarre hier oben auf dem Turm versteckt. So sicher war er gewesen, dass sie mit ihm hierherkommen würde.

Arroganter Teufel!

Sie ohrfeigte ihn spielerisch. Er lachte und hielt ihre Hand fest.

Das ist es doch, was du an mir magst.

Und du? Was magst du an dir?

Geld und Gut, lachte er. Er nahm die Gitarre hoch.

Hör zu jetzt.

Sie setzte sich im Schneidersitz auf die Mauer. In ihrem Rücken fünfundvierzig Meter nichts. Vor ihr Sonny, der die Gitarre mit wenigen Griffen stimmte. Um sie der Wind, der die zerschlissene Fahne knattern ließ. Es musste für den alten Stoff ungewohnt sein,

so schnell und hart bewegt zu werden. Liss musste lächeln. Reiß sie in Fetzen!, dachte sie, es geht der Sturm, ein Umgestalter …

Dann sang Sonny. Seine Stimme, die sie so mochte, war rau und klang nach Sehnsucht, als er begann.

Coming a long way, looking for you, heading up north, seeking just you …

Der Wind war plötzlich kalt, als die Töne durch Liss gingen und sie erkannte, was er da sang. Sie sprang von der Mauer.

Hübsch. Weiß Caro, dass du mir das vorsingst?

Sonny hörte auf.

Was?

Für mich geschrieben? Ja? Für mich? Na ja … für mich spielst du es immerhin live; für Caro hast du bloß eine Kassette aufgenommen.

Liss!

Nein.

Sie hob ihre Jeansjacke auf und ging zur Treppe.

Liss, verdammt, du weißt doch, dass Caro … dass das längst vorbei war. Ich hab' an dich gedacht, als ich das Lied gemacht habe. Wirklich. Ich hab' da schon an dich gedacht.

Was für ein Scheiß!

Liss!

Sie lief die Treppe hinunter, heiß vor Wut über ihre Dummheit. Heiß vor Scham und heiß von dem sinnlosen Wunsch, dass es wahr sein möge, was Sonny gesagt hatte, dass er wirklich schon an sie gedacht hatte. Sie lief über das Gras im Burghof, ohne sich umzudrehen, und dachte an den Brunnen. So fühlte es sich also an, wenn man endlos fiel.

22. September

Sally hatte den Brief geschrieben. Sie war mit dem Fahrrad in das Städtchen gefahren, hatte eine Briefmarke am Automaten im Städtchen gekauft und ihn dann noch ein paar Dörfer weiter eingeworfen. Hallo macht euch keine Sorgen ich bin eine Zeit lang bei einer Freundin braucht nicht nach mir zu suchen alles gut. Was man eben so schrieb, wenn man gar nicht schreiben wollte. Das Wort Freundin zu schreiben war seltsam gewesen.

Trotzdem hatte sie ein komisches Gefühl. Seit über drei Wochen war sie bereits hier. Eigentlich nichts Besonderes. Sie war schon viel länger weg gewesen, ohne dass sie einen Brief geschrieben hätte. Die Sommercamps, die sie nicht gemocht hatte. Seit sie zwölf war. Fast jedes Jahr. Und dann die Kliniken, die meistens nicht so hießen, sondern Gesundheitszentren oder Rehabilitationszentren oder so. Da waren es schon sechs oder acht Wochen gewesen, und sie hatte nicht geschrieben, obwohl man da manchmal am Anfang kein Handy haben durfte und sie zum Telefonieren keine Lust hatte. Das komische Gefühl war ein anderes.

Sie war im Birnengarten und dachte nach. Der Vormittag war so, wie sie ihn mochte. Andere wollten es immer sonnig und heiß haben. Sie mochte es, wenn es windig und kühl war; eben so kühl, dass man den Wind auf der Haut spüren konnte, ohne zu frösteln. Und heute war der Wind stark. Er bewegte die Kronen der Birnbäume, obwohl die alle nicht so hoch waren und eigentlich von der Mauer des Gerätehauses geschützt waren. Das Sonnenlicht kam und ging in schnellem Wechsel, weil die Wolken vom Wind rasch über einen blauen Himmel getrieben wurden, als hätte er es eilig, sie

irgendwohin zu bringen. Ab und zu fiel eine vergessene Birne dumpf ins Gras. Die Bienen flogen manchmal ein Stück rückwärts, wenn ein stärkerer Windstoß sie mit sich nahm. Ja, dachte sie, vielleicht deshalb. Vielleicht kam das komische Gefühl daher, dass sie das erste Mal seit ihrer Kindheit für längere Zeit an einem Ort war, von dem sie nicht sofort wieder wegwollte. Sie hob eine Birne aus dem hohen Gras auf und sah sie an. Birnen würde sie nie wieder so ansehen wie früher. Sie war rot und gelb gestreift, und Sally versuchte, sich an den Namen zu erinnern, aber eigentlich war das nicht wichtig. Sie hatte eine Delle, da, wo sie aufgetroffen war, aber sonst sah sie perfekt aus. Sie biss langsam in sie hinein, ließ den Saft einfach übers Kinn laufen und erkannte den Geschmack sofort. Es war dieselbe Birnensorte, die sie am ersten Morgen aus der Schüssel mit den Früchten gefischt hatte. Sie musste auf einmal grinsen. Okay, dachte sie, Liss ist eine Hexe mit Birnen statt mit Lebkuchen.

Liss. Was war mit der? Sie biss noch einmal ab, dann warf sie die Birne weg, auch wenn sie Lust gehabt hätte, sie ganz zu essen. Oder vielleicht deshalb. Egal. Was war mit Liss?

»Ey du, was machst du da in dem Garten?«

Sally fuhr erschrocken herum und ärgerte sich sofort über sich selbst. Sie hatte keinen Grund zu erschrecken. Sie durfte hier sein. Der Ruf war von der Schulseite gekommen. Da stand ein mittelalter Mann in einer grünen Strickjoppe, die irgendwie nach Jäger aussah. Das Haar war dünn und das Gesicht lang. Sally konnte ihn nicht leiden.

»Ich darf hier sein«, sagte sie rasch und aggressiv, »das ist Liss' Garten.«

»Liss? Liss?« Der Mann sagte ihren Namen auf verächtliche Weise. »Ach so. Wieso sagst du Liss? Wer bist du überhaupt?«

»Was geht Sie das denn an?«, fragte Sally zurück. »Wer sind denn Sie?«

Der Mann starrte sie eine Zeit lang einfach nur an. Sally hielt den Blick aus. Ihr Ärger half ihr dabei.

»Ich habe dich gefragt«, sagte er dann langsam und so betont, als wäre sie behindert, »wer du bist und was du in dem Garten tust.«

»Ja«, sagte Sally, »das stimmt. Also ficken Sie sich einfach.«

Sie ging innerlich zitternd aus dem Garten, ohne zu rennen. Sie hörte, wie der Mann ihr nachrief:

»Geht's noch? Geht's noch, du kleine … du …«

Sally drehte sich um, bevor sie um das Gerätehaus herum war.

»Sagen Sie's doch!«, schrie sie auffordernd zurück. »Sagen Sie's doch einfach! Vielleicht geht's Ihnen dann besser. Schlampe? Nutte? Mädchen war's ja wohl nicht, oder?«

Sie ging nach unten zum Hof, an den Hühnern vorbei, die ihr leise gackernd aus dem Weg rannten, als spürten sie ihre Stimmung.

Warum war das so? Warum war da immer einer, der einem die Stimmung nahm, der einen dumm anmachte? Warum waren da immer Menschen um einen herum, die so blöd wie Tiere waren? Eigentlich noch blöder – die Hühner merkten es ja wenigstens. Und warum reagierte sie immer gleich so? Warum war sie nicht wie Liss, die sie ja auch schon angeschrien hatte? Die blieb immer ruhig. Die war immer gelassen. Oder zeigte es wenigstens nicht, wenn irgendetwas war. Dieses Arschloch! Was ging den denn an, wer im Birnengarten war? Dachte er vielleicht, sie wollte ihn klauen? Oder anzünden oder was? Ah, nein! Sie war bloß hinter einem Zaun in einem Garten, von dem dieser Idiot dachte, dass sie da nicht hingehörte. War nicht mal sein Garten. Und sie war ja nicht in seinem Scheißwohnzimmer gewesen oder so. Wütend hob sie einen Kiesel auf und warf ihn nach einem Huhn. Sie hatte es eigentlich gar nicht gewollt, aber der Stein traf tatsächlich. Das Huhn taumelte, schrie gackernd auf und floh. Scheiße! Es war einfach die Schuld von diesem verdammten Arschloch, das nichts anderes zu tun hatte, als fremde Gärten zu bewachen.

»Man unterschätzt diese Tiere ja oft«, hörte sie Liss' Stimme von oben leicht belustigt, »haben dich die Hühner angegriffen?«

Sally sah hoch. Oben stand Liss im offenen Fenster des Badezimmers, wickelte sich eben ein Handtuch um die Haare und hatte sie wohl gesehen. Der Dampf des heißen Wassers wehte nach draußen.

»Dein Nachbar hat anscheinend ein Problem damit, dass ich in deinem Garten bin. Er hat mich angemacht wegen gar nichts!«

Sally schrie es fast. Eigentlich wollte sie, dass Liss sie verstand, aber alles, was aus ihr herauskam, war der Vorwurf und die Wut darüber, dass man sie nicht einmal hier in Ruhe lassen konnte.

Liss sagte nichts. Sie verschwand kurz vom Fenster, und als sie zurückkam, hatte sie ein Hemd übergeworfen und knöpfte es gelassen zu. Sally hatte sich auf die Mauer entlang des alten Misthaufens gesetzt, in dem jetzt nur noch Bretter gestapelt und die Schubkarren hochkant an die Wand gelehnt waren. Immer noch wütend hieb sie die Hacken an den Putz. Liss beugte sich aus dem Fenster und sah zu den Hühnern.

»Ihm ist nichts passiert!«, schrie Sally. »Alles gut. Ich hab's nicht hart erwischt!«

Liss verzog die Lippen ein klein wenig. Es war fast, als ob sie lächelte.

»Das Huhn«, sagte sie dann, »steht gerade vollkommen aufgelöst auf einer Stange und gackert die anderen Hennen an: ›Scheiße, wisst ihr was? Diese Neue, diese verdammte Schlampe, die hat mich doch gerade mit einem Stein erwischt. Hallo, ich hab überhaupt nichts gemacht! Die hat mich einfach beschmissen!‹«

»Was?«, fragte Sally verständnislos.

»Nichts weiter«, sagte Liss und schloss das Badezimmerfenster.

Dann verstand Sally und sprang von der Mauer.

»Das ist nicht dasselbe!«, schrie sie das Fenster an, aber dann musste sie auf einmal lachen, weil sie sich das Huhn vorstellte, wie es den anderen Hennen von ihr erzählte. Sie wollte nicht lachen, sie wollte wütend sein, aber trotzdem konnte sie nicht anders.

Wütend lachen.

Verdammt. Was machte die mit ihr?

23./24. September

Sally hatte sich das Transistorradio aus der Küche ins Bad geholt. Es stand auf dem Waschbecken, und sie lag in der Wanne und sang mit. Es fühlte sich altmodisch an, wie aus einer anderen Welt, kein Handy zu haben, über das sie Musik spielte, sondern einfach nur ein Radio. Dass man nicht bestimmen konnte, was man hören wollte, sondern einfach irgendetwas bekam, ob es einem gefiel oder nicht.

Sie waren den halben Tag im Weinberg gewesen, und danach waren sie zum Apfelernten auf eine Wiese gefahren, zu der Liss sie überhaupt noch nicht mitgenommen hatte. Es war ihr nicht klar gewesen, wie verstreut die Felder und Wiesen lagen, die Liss gehörten. Sie hatte sie danach gefragt. Warum die Felder nicht beisammenlagen. Warum sie in Kauf nahm, kilometerweit zu fahren, um von einem Besitz zum anderen zu kommen. Und ob sie reich war. Sie hatte so viel Land. Liss hatte gelacht und ihr erklärt, wie das war auf dem Land. Dass man sich ja die Felder nicht einfach in einem Stück kaufte, sondern dass über Jahrhunderte hinweg hier gekauft, da verkauft, hier hineingeheiratet und da vererbt wurde. Warum sie dann nicht einfach untereinander tauschten, hatte Sally gefragt, als sie auf dem Traktor saßen und mit dem Hänger voller Apfelsäcke zurückfuhren. Liss hatte fast verächtlich den Mund verzogen und gemeint, dass Haben den meisten Leuten im Dorf mehr bedeutete als Denken. Und reich? Sally hatte gesehen, dass die Frage Liss überraschte, weil sie erst ein wenig nachdenken musste. Ja, hatte sie dann langsam gesagt, wenn mir die Felder gehörten und nicht ihm. Aus der Verachtung in ihrer Stimme konnte sie heraushören, dass Liss ihren Vater gemeint hatte. Aber es sei sowieso eine seltsame Art,

reich zu sein, bei der sie manchmal Rechnungen nicht bezahlen konnte. Land ist immer auch Last, hatte sie kurz gesagt.

Sally streckte sich in der Wanne. Sie hatte seit Ewigkeiten nicht gebadet. Immer nur geduscht. Aber das ungewohnte Ziehen im Rücken war heute im Lauf des Tages immer stärker geworden, je mehr Äpfel sie aufgelesen hatte. Sie stützte sich mit den Armen am Wannenboden ab und hob sich langsam in die Brücke. Ihr Kopf tauchte bis zu den Ohren ins Wasser, ihr Körper hob sich heraus, glänzte nass im schwachen Licht der Badlampe, und Sally holte fast erschreckt Luft, weil sie sich … sie ließ sich so schnell ins Wasser zurückfallen, dass es an den Rändern überschwappte. Für einen Augenblick hatte sie sich schön gefunden. Sie schloss die Augen, um das Bild für einen Moment zu behalten. Das Radio spielte einen Song, den sie nicht kannte. Bedeutungslos.

Bedeutungslos. War es das? Sie machte die Augen wieder auf und sah ins klare Wasser. Sie mochte keinen Schaum im Bad. Sie lag lang in der Wanne, durch die Brechung des Wassers zwar perspektivisch ein bisschen verkürzt, aber ja: Irgendwie sah das schön aus und nicht bedeutungslos. Sie merkte erst jetzt, dass sie ihren Körper meistens so angesehen hatte. Als sei er bedeutungslos. Wichtig waren Wille und Kraft. Aber gerade fühlte es sich gut an, so zu sein, wie sie war. Vielleicht kam das davon, dass sie sich hier nicht bewegte, um sich zu bewegen. Sie rannte nicht, um zu rennen. Sie fuhr nicht Rad, um Rad zu fahren. Hier musste sie sich tausendmal bücken, um Kartoffeln oder Äpfel in Säcke zu füllen. Hier musste sie mit dem Rad fahren, um in das Städtchen zu kommen oder in den Weinberg oder in den Wald. Es fühlte sich nicht … leer an, wenn sie hier kämpfte und bis an die Grenzen ihrer Kraft ging. Sie schaute nach dem Radio und schrak so zusammen, dass das Wasser über den Rand spritzte. Im Spiegel sah sie, dass Liss an der halb offenen Tür stand und sie beobachtete.

»Was?«, schrie sie in einer Mischung aus plötzlicher Wut und einem tiefen Erschrecken. »Was?«

Auf einmal kam sie sich in der Wanne dumm und hilflos vor, wie ein Kind, und sie stand auf und schrie Liss an, die ein Stück zurückgewichen war, aber immer noch in der Tür stand, mit einem Gesichtsausdruck, den Sally nicht verstand und auch nicht verstehen wollte.

»Was?«, schrie sie wieder. »Was ist los mit dir? Bist du … bist du lesbisch oder was?«

Sie war jetzt so wütend, dass die Wörter aus ihr heraussprudelten. Sie fühlte sich … so angegriffen und schlug zurück, so hart sie konnte.

»Was schaust du mich an? Was soll das? Willst du mich lecken, ja?«

Sie spreizte obszön die Beine, rutschte dabei aus und wäre gefallen, wenn sie sich nicht mit einer Hand an der Duschstange abgefangen hätte, was sie noch wütender machte.

»Komm doch rein! Komm rein!«, brüllte sie ihr nach, als Liss sich wortlos abwandte.

»Du Schlampe!«, schrie sie mit sich überschlagender Stimme hilflos, weil es nicht das richtige Wort war, es verletzte nicht tief genug. Sie fiel halb aus der Wanne, als sie so schnell wie möglich aus dem Wasser wollte, fing sich mit den Händen auf den rutschigen Fliesen ab, kam hoch und schlug die Tür so hart zu, wie sie nur konnte. Dann stand sie schnell atmend im Bad und begann, vor Wut und Kälte unkontrolliert zu zittern, während sie gleichzeitig spürte, wie ihr die Tränen kamen. Das machte sie noch wütender. Sie hatte keinen Grund zu weinen! Diese … diese Frau! Die konnte nicht machen, dass sie weinte! Die hatte sie … sie wusste nicht, was es war. Sie packte das Radio und schmetterte es gegen den Spiegel. Er sprang zwar, fiel aber nicht, und sie schlug mit der Faust noch einmal ins Glas. Diesmal fiel er in Scherben ins Waschbecken. Sally schrie, so laut sie konnte, nahm das Radio, das immer noch spielte und warf es mit aller Kraft auf den Boden. Sie kam sich … sie wusste es nicht … dreckig vor. Ja, wie super das passte! Sie hatte gebadet

und war dabei dreckig geworden! Diese Schlampe! Diese Fotze! Die hatte noch … die hatte sie … es war, als hätte sie … sie hatte ihr alles geglaubt! Sie war wieder reingefallen! Dummes Stück! Dummes, dummes, dummes Stück!

Sie … wieder schrie sie, riss ein Handtuch aus dem Regal, drehte alle Wasserhähne auf und rannte in ihr Zimmer.

Sie saß neben ihrem gepackten Rucksack auf dem Bett und horchte in das Haus. Irgendwann hatte sie gehört, wie die Frau ins Bad gegangen war und die Scherben aufgekehrt und gewischt hatte. Gut. Das Bad war unter Wasser gewesen. Sehr gut. Dann hatte sie weiter gewartet, bis im Hof der Widerschein aller Lichter im Haus verschwunden war. Sie selbst hatte auch kein Licht an. Sie saß seit Stunden auf dem Bett und dachte gar nichts. Sie wartete nur. Sie wollte ihr nie wieder begegnen, nicht einmal für die Sekunde, in der sie ging.

Sie hörte es von der Kirche halb zwei schlagen. Es war alles still. Ein dünner Mond hing am ganz leicht verschleierten Himmel. Sie würde das Fahrrad mitnehmen, dachte sie. Das war das Mindeste.

Leise stand sie auf. Fast geräuschlos zog sie den Rucksack über. Die Schuhe hatte sie in der Hand. Der Schnitt vom Spiegel hatte schon lange aufgehört zu bluten, aber auf dem Bettlaken war immer noch ein großer dunkler Fleck. Schöne Grüße, dachte Sally, schöne Grüße.

Leise öffnete sie die Tür und ging lautlos die Treppe hinunter, öffnete die Küchentür, um direkt in den Hof zu gelangen, und sah die Glut der Zigarette rot aufleuchten, als sie gleichzeitig den Duft wahrnahm. Sie widerstand dem Impuls, die Tür sofort wieder zuzuknallen, durch den Gang über die Hintertür wegzulaufen. Nein. Dann wollte sie es nicht anders. Die Frau saß da in der dunklen Küche vor der offenen Terrassentür auf einem Stuhl wie eine Wache und rauchte, als sei überhaupt nichts geschehen. Sally holte zitternd

Luft und ging an ihr vorbei, bereit, sofort zuzuschlagen, wenn die Frau sie berührte.

»Nein«, sagte sie mit gepresster, leiser Stimme, als Sally im Hof war.

»Was, nein?«, schrie Sally sofort, ohne stehen zu bleiben. Sie fand im Dunkeln den Griff des Scheunentors nicht auf Anhieb.

»Nein, ich bin nicht lesbisch.«

»Ach ja?« Sally lachte höhnisch. »Woher willst du das wissen? Weil du's dich bisher nicht getraut hast oder was? Weil es dazu jemanden gebraucht hat, von dem du denkst, der kann nicht weg, oder?«

Sie bekam das glatte Holz zu fassen und riss das Scheunentor auf. Das Fahrrad stand immer links an der Wand. Sie zog es wütend an sich.

»Ich habe es ausprobiert. Ich bin nicht lesbisch. Ich hab dich nicht deswegen angeschaut.«

Die Worte kamen langsam und mühevoll, halb erstickt von der Nacht.

Sally wusste nicht, was sie fühlte. Sie war hilflos vor Wut. Sie schleuderte das Fahrrad quer über den Hof in Liss' Richtung. Es schlitterte scheppernd über den Beton. Der Lärm zerriss die dumpfe Stille im Dorf.

»Warum? Warum hast du das gemacht? Was … bist du krank oder was? Ich hab dir … du hast einfach dagestanden und hast mich angeglotzt, gierig! Voller Gier! Ich hab das gesehen! Glaubst du, ich hab das nicht gesehen?«

Die Zigarette leuchtete auf, beleuchtete Liss' Gesicht für einen Augenblick, und Sally sah, dass es nass war. Sollte es ruhig!

»Ich bin …« begann Liss und stockte. Sally wartete nicht.

»Jetzt! Sag's. Ich hau jetzt ab, und wenn du mir noch was sagen willst, dann sag's jetzt. Ich hab keine Lust zu warten, bis dir irgendwas einfällt.«

»Okay«, sagte Liss und drückte sorgfältig die Zigarette aus. »Es ist mir egal, wie es sich anhört, aber so war es. Ich bin am Bad vorbeigegangen und hab dich gesehen. Als du … du hast dich gerade irgendwie aus dem Wasser gehoben oder so.«

Sally spürte, wie ihr plötzlich heiß wurde. Ja. Genau so wollte man nicht gesehen werden. Genau so gerade nicht!

»Und? Und es hat dich angemacht, ja?«

»Nein«, antwortete Liss jetzt mit einer Stimme, die Sally nicht genau einordnen konnte, »nein, das war es nicht. Es hat mich … es hat mich erinnert.«

»An was?«, fragte Sally hart. Sie stand immer noch im Hof und hatte den Rucksack auf dem Rücken.

Liss stand auf.

»An mich«, sagte sie. »An mich, als ich ungefähr so alt war.«

»Klar«, höhnte Sally, »ganz klar!«

»Ich weiß nicht mehr, ob das auch schon so war, als ich so alt war wie du«, sagte Liss, »aber heute ist das manchmal so, dass Bilder aus der Vergangenheit kommen wie Blitze. Sie treffen dich … mich einfach so. Mit voller Wucht. Du weißt nicht, wie das ist«, sagte sie dann, und ihre Stimme verlor sich für einen Augenblick.

Aus einem Stall irgendwo in der Nachbarschaft hörte man das leise Klingen der Ketten, als sich eine der Kühe bewegte. Sonst war alles still. Nicht einmal eine Brise bewegte die Blätter des Walnussbaumes im Hof.

»Du weißt nicht, wie das ist, wenn man abends vor dem Spiegel steht und sich ansieht. Die Brüste sind nicht mehr, wie sie waren. An den Knöcheln siehst du blaue Äderchen, die dir gestern noch nicht aufgefallen sind, und du hast Streifen in der Haut am Bauch. Und die ganze Zeit scheint durch diese Frau, die zu verfallen beginnt, das Mädchen durch, das du einmal warst. Das Mädchen, das in derselben Badewanne lag; in einem Haus …«

Wieder stockte sie. Sie griff nach dem Tabaksbeutel, und Sally hörte mehr, als sie sah, dass ihre Hände zittern mussten, denn sie

zog ein zweites Blättchen aus der Packung, um sich ihre Zigarette zu drehen. Sie macht sich die Zigaretten immer ohne Filter, dachte Sally, und es war so ein komisch wütendes Gefühl zu merken, dass sie solche Kleinigkeiten über diese Frau wusste.

Liss zündete die Zigarette an. Wieder war ihr Gesicht im Feuerschein zu erkennen, aber es war jetzt trocken und sah fast so ruhig aus wie immer. Nur die Flamme des Feuerzeugs zitterte.

»Wenn ich damals, als ich mit fünfzehn in dieser Wanne lag, gewusst hätte, dass ich dreißig Jahre später immer noch … wieder in diesem Haus wohnen würde, hätte ich mich umgebracht. Deshalb …«

»Deshalb was?«, fragte Sally.

Liss rauchte schweigend. Sally wartete.

»Deshalb ist es tatsächlich besser, wenn du gehst.«

Sally wusste nicht, was sie denken sollte. Sie wusste auch nicht, was sie fühlte, aber sie wollte ihrer Wut noch nicht erlauben zu erlöschen.

»Das ist es also, ja?«, fragte sie viel zu laut. Sie wollte die Stille im Dorf brechen. Sie wollte, dass man sie hören konnte. »Das ist alles? Du hast mich nur angeschaut, weil ich dich an dich als Mädchen erinnere, ja? Das ist so … ich glaube das nicht!«

Diesmal ging eine Veränderung durch Liss. Sally sah schemenhaft, wie sie sich straffte.

»Sally«, sagte sie fest, und Sally traf es völlig unerwartet, als ihr klar wurde, dass Liss sie noch nie beim Namen genannt hatte, »du hast keine Vorstellung. Du hast keine Ahnung, wie sehr du mich … als wir uns das erste Mal getroffen haben, da bist du zornig den Weinberg hochgestiegen, und es war, als hätte ich mich in einem Spiegel gesehen, der das Bild mit dreißig Jahren Verzögerung zurückwirft. Ich kann es nicht ändern. Es ist so.«

»Ah ja«, sagte Sally, »dann hast du mich also bloß bei dir wohnen lassen, weil ich du bin. Bloß in jünger und schöner.«

Sie sagte es, weil sie verletzen wollte.

»Vielleicht«, antwortete Liss langsam, »vielleicht auch deshalb.«

Sie hielt inne und rauchte.

»Nein. Eigentlich nicht. Auf jeden Fall ist das nicht das Wichtigste. Ich weiß nur noch, wie sich das anfühlt. Ich weiß noch, wie es sich anfühlt, sich irgendwann mal schön und besonders und anders zu fühlen, wenn man sich ansieht; zu wissen, dass man für etwas anderes geboren ist als das hier.«

Sally sah die Glut der Zigarette einen verächtlichen Bogen beschreiben.

»Und ich weiß, wie es ist, wenn dieses Gefühl, wenn diese Sicherheit, besonders zu sein, Stück für Stück kaputtgeht wie ein Baum, den man in die falsche Erde gepflanzt hat, und ihn mit Stricken und Pfählen dazu zwingt, von der Sonne weg zu wachsen.«

Sie schnippte die Zigarette weg. Ein winziger Komet, der funkensprühend auf dem Beton des Hofs zerstob.

»Ich gehe jetzt ins Bett«, sagte Liss mit sehr müder Stimme. »Zu viel geredet. Zu viel geraucht.«

Sie ging in die Küche. Kaum mehr als ein Schatten in der Nacht. Aber sie ließ die Tür offen. Sally blieb stehen, wo sie stand. Es war jetzt so still, dass sie ganz schwach das Zirpen der Grillen aus dem Garten hören konnte. Sie fuhr zusammen, als es vom Kirchturm halb drei schlug. Zwei weiche Töne. Die Tür zur Küche stand offen. Sally spürte, wie die Wut aus ihr abfloss wie das Wasser aus einer Wanne, und sie fühlte sich leer. Erst viel später ging sie durch die offene Tür in die Küche, schloss sie und stieg im Dunkeln die Treppe hinauf. Ihre Füße fanden den Weg von allein.

26. September

Eigentlich war die Wortlosigkeit das Schlimmste. Sie waren sich aus dem Weg gegangen. Liss hatte zunächst nur am Rauschen der Wasserleitung im Bad gemerkt, das Sally nicht gegangen war. Beide hatten dann immer lange genug gewartet, bis sie sicher sein konnten, sich nicht zu sehen. Liss hatte allein gefrühstückt. Sally hatte allein gefrühstückt. Beide hatten darauf geachtet; der anderen keine Spur ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Warum war das Mädchen noch da? Liss wusste nicht, was sie hielt. Aber warum war sie selber noch da? Sie hätte sich ja auch keine echte Antwort geben können, die tiefer war als die fadenscheinigen Gründe, die einem der gesunde Menschenverstand eingab; das Geld, die Hühner, die Arbeit … alles keine wahren Gründe.

Was war das Mädchen für sie? Und sie, was war sie für Sally? Vielleicht gestand sie sich nur nicht ein, dass sie das Mädchen durch einen Spiegel mit einer unechten Jugenderinnerung anhauchte, süß und verlockend, aber eben durch ein Glas, das nur in eine Richtung durchlässig war. Konnte man sich in einem anderen Menschen verwirklichen? Sein Leben von einem Mädchen, das einem so zugelaufen war und das vielleicht stärker war als man selbst, noch einmal leben lassen? Besser leben lassen? Sie holte tief Luft und straffte sich. Arbeit. Es gab genug zu tun. Sie hatte keine Lust mehr, diese Gedanken weiterzudenken.

Sally strich durchs Dorf. Sie hatte sich das Fahrrad genommen, aber dann doch keine Lust gehabt wegzufahren. Es war unfair, dass die Sonne schien. Es war unfair, dass ein Wind wehte, der den Tag leicht

machte, obwohl sie sich schwer und hart fühlte. Sie hätte in der Nacht noch gehen sollen. Oder nicht. Oder doch. Okay. Vergiss es.

Aber das war nicht so einfach. Die Bilder waren immer noch da und schoben sich durchsichtig, aber verstörend zwischen das Vormittagsblau des Himmels und sie, zwischen die hoch beladenen Wagen mit Strohballen, die auf der Dorfstraße entlangwankten und sie, zwischen den Milchlaster und sie. Dabei war es so ein friedlicher Vormittag. Die Geräusche waren freundlich. Das Brummen des Lasters, der die Milch aus den dort abgestellten Tonnen saugte. Das Tuckern der Traktoren. Sogar die Motoren der wenigen Autos, die im Dorf unterwegs waren. Niemand schien es eilig zu haben. Alles ging einfach seinen Gang, und das Licht versprach einen Nachmittag, an dem man noch einmal schwimmen gehen könnte; das letzte Mal im Jahr. Nur waren da diese halb durchsichtigen Bilder von ihr in der Wanne … von Liss, die ihr zugesehen hatte. Von Liss im Hof, rauchend. Was wollte sie eigentlich von der? Wieso war sie immer noch da?

Weil es keine Scheißalternative gab. Weil alles andere viel schlechter war als das hier. Sie bremste abrupt und stieg vom Sattel, das Fahrrad noch zwischen den Beinen.

Das beantwortete eigentlich alles.

Weil alles andere schlechter war als das hier. Der Gedanke traf sie erst jetzt, mit der vollen Bedeutung. Plötzlich musste sie lachen. Einfach lachen. Sie wusste, es war alles nur auf Zeit. Auch das Lachen war eigentlich nur geliehen, dieser Augenblick der Befreiung nur auf Kredit, weil sie hier ja nicht immer würde bleiben können. Aber in diesem Moment war das egal. In diesem Moment waren die verstörenden Bilder auf einmal weg, als hätte man eine graue Folie zwischen ihr und der Welt weggezogen, und sie sähe das Dorf zum ersten Mal richtig und in allen Farben.

»Sie lachen nicht oft, Fräulein.«

Wenn es keine so alte freundliche Stimme gewesen wäre, hätte sie sofort irgendetwas Böses, Dreckiges gesagt. Fräulein! Sie drehte den

Kopf. Es war eine uralte Frau, wie sie anscheinend bloß hier noch vorkommen konnte. In der Stadt waren die wahrscheinlich alle im Heim. Sie hatte noch nie jemanden gesehen, der so alt und gleichzeitig noch so lebendig ausgesehen hatte. Kopftuch. Schwarzes Kleid, schwarze Schürze darüber. Wie aus einer anderen Zeit. Die Knöchel ihrer Finger, das sah man sofort, waren dick wie Knoten und ein bisschen krumm. So sahen wohl Hexen im Märchen aus. Außer vielleicht, dass Hexen im Märchen nicht Fahrrad fuhren. Das machte sie irgendwie … das sah gut aus. Dass eine so alte Frau immer noch Rad fuhr.

»Nein«, sagte sie kurz, aber nicht unfreundlich, »nicht oft. Aber heute schon.«

Die Alte kramte in der Tasche, die am Lenker hing, und zog eine Bäckertüte heraus.

»Mögen Sie eine Breze, Fräulein? Mir tun sie immer zu viel in die Tüte. Weil ich da einmal gearbeitet hab.«

Sally zögerte. Anni hielt ihr die Tüte hin.

»Nehmen Sie sie ruhig selbst. Ich hab sie nicht angefasst, und es wär schad, wenn ich sie den Hühnern füttern muss. Sie ist ganz frisch.«

»Nicht deswegen«, sagte Sally rasch. Sie wollte nicht, dass die Alte dachte, sie hätte die Breze nicht nehmen wollen, weil sie sie schon in der Hand gehabt hatte.

»Danke.«

Sie biss in die Breze. Die Kruste splitterte. Sie war wirklich frisch.

Die Anni zögerte einen Augenblick, bevor sie mit ihrer dünnen alten Stimme sagte:

»Sie wohnen bei der Elisabeth. Die ist keine Schlechte. Passen Sie ein wenig auf sie auf.«

Dann stieg sie wieder auf die Pedale; so langsam, dass sie bald umgefallen wäre, aber es ging doch. Sally fiel etwas ein.

»Kann man hier irgendwo schwimmen gehen? Gibt es einen Badesee oder so?«

Die Anni hielt noch einmal an. Es war ein Lächeln mit wenigen Zähnen, das sie Sally zeigte.

»Jetzt im Herbst? Aber heut ist wirklich ein schöner Tag. Im Wald draußen«, sie zeigte nach Osten, »da hat's einen See. Ich kann gar nicht schwimmen«, schloss sie fast fröhlich und fuhr an. Sally sah ihr nach. Dann lehnte sie ihr Rad an die Mauer, legte die Hände auf den rauen, sonnenwarmen Stein, schwang sich hoch. Auf der Krone zog sie die Knie hoch, legte die Arme um die Beine und sah der alten Frau nach, wie sie auf ihrem Fahrrad allmählich außer Sicht geriet. Woher kannte die Alte sie überhaupt?

Auf Liss aufpassen. War das irgendwas, das alte Leute einfach so sagten und nichts damit meinten? Auf Liss aufpassen. Nein. Liss war keine Schlechte. Sally biss nachdenklich ein Stück von der Breze ab. Innen war sie noch ein wenig warm. Das Salz auf ihrer Oberlippe war körnig und schmeckte gut. Sie konnte sich nicht erinnern, wann ihr das letzte Mal jemand etwas zu essen geschenkt hatte. Das machte man doch bloß bei Kindern.

Liss stand in der Waschküche und sortierte Wäsche, als sie Sally rufen hörte.

»Ich bin hier!«, rief sie zurück.

Als Sally die Tür öffnete, sah Liss nicht gleich auf. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Es war ihr immer schwergefallen, den Weg aus dem Schweigen herauszufinden. Manchmal war es ihr gar nicht gelungen.

»Ich war schwimmen. Im Wald.«

Jetzt sah sie doch hoch. Sally sah fröhlich aus. Wie ein ganz normales Mädchen, dachte Liss überrascht, und etwas bewegte sich in ihr, von dem sie nicht wusste, ob es Neid oder Freude war.

»Hier war ich noch nie«, stellte Sally fest.

Liss sah den vertrauten Raum für eine Sekunde mit neuen Augen. Hier und in der Wurstküche hatte sich am wenigsten verändert. Bis

auf die Waschmaschine sah es hier noch wie vor fünfzig Jahren aus. Sie ging hier nur hin, wenn sie es musste.

»Wird der mit Holz geheizt?«

Sally hatte sich vor den großen, in Stein gebetteten Waschkessel gekniet und die Ofenklappe geöffnet.

»Da habe ich als Kind drin gebadet. Bevor wir das Bad oben hatten.«

Ihre Stimme klang ihr selbst papieren.

Sally stand auf, hob den verzinkten Deckel über dem Trog an, ließ ihn wieder fallen und grinste Liss an.

»Mach ich nächstes Mal auch. Dann musst du erst den Deckel aufmachen, wenn du mich baden sehen willst.«

Eine Welle der Erleichterung ging durch Liss. Wieso eigentlich? Es war doch nur … nein. Es war nicht mehr nur das Mädchen. Es war Sally. Sally, die mit nassen Haaren vor ihr stand und sagte:

»Du wolltest mir doch mal das Ding zeigen. Diesen Dampftraktor.«

»Die Lokomobile.«

»Genau.« Sally machte eine kleine Pause. »Mich hat heute diese alte Frau angesprochen. Du weißt schon, die dich immer grüßt. Die hat gewusst, wer ich bin. Anni heißt die.«

Die Anni. Liss lächelte ein wenig.

»Das ist okay. Komm. Zeitreise.«

Es war kühler geworden. Die Sonne stand schon tief im Westen, aber es war eine angenehme Kühle in dem leichten Abendwind, als sie von der Straße in einen großen Hof abbogen. Das breite Haus stand zurückgesetzt hinter einer Kastanie, die schon alt gewesen war, als sie klein war, dachte Liss. Wenn sie mit Sally unterwegs war, sah sie das Dorf manchmal mit anderen Augen. Es roch wie immer, und es klang wie immer, und es sah aus wie immer, aber es war dann, als sei alles … um ein weniges frischer.

»Wohnt da keiner mehr?«

Sally deutete auf die dunklen Fenster. Das hohe Gras zwischen den Pflastersteinen sagte dasselbe. Liss schüttelte den Kopf.

»Schon seit zehn, fünfzehn Jahren nicht mehr. Seit der alte Heuberger im Heim war. Die Söhne sind in der Stadt. Keiner will heute mehr Bauer sein.«

»Und du?«

Sally war stehen geblieben und betrachtete das schwere Schieferdach. Es war eigentlich ein schöner Hof. Liss hatte ihn als Kind viel mehr gemocht als den ihres Vaters.

»Ich hab's mir nicht ausgesucht«, antwortete sie ruhig. »Komm. Wir gehen hintenherum.«

Sie nahmen den schmalen Weg zwischen Haus und Scheune, der dann nach hinten in den Garten und dann auf die Felder führte.

»Sind die früher immer mit den Pferden und allem ganz ums Dorf gefahren, wenn sie aufs Feld wollten?«

Wie schnell und genau das Mädchen manchmal denken konnte!

Sie öffnete das Hintertor der Scheune. Der Riegel war verrostet, sie musste ihn mit einem Stein lose klopfen. Dann zog sie den Flügel auf. Er streifte schwer über das ungemähte Gras.

»Durch die Scheune«, sagte sie dann. »Die Scheunen sind meistens wie Gassen gebaut, dass du vom Hof direkt aufs Feld kannst.«

Sie zog auch den anderen Flügel auf. Die Scheune stand nach Südosten. Die Lokomobile stand schwarz wie ein großes lauerndes Tier in dem weichen rötlichen Licht.

»Geil.«

Sally ging um die Lokomobile herum. Liss sah ihr zu, wie sie mit den Händen das raue Metall entlangfuhr, die Feuerungsklappe öffnete und hineinsah.

»Können wir sie mal anheizen?«, fragte sie, aber wartete Liss' Antwort gar nicht ab, als sie mit einem Satz auf den eisernen Tritt sprang und dann auf den runden Leib der Lokomobile kletterte.

»Man kann den Schornstein aufklappen«, sagte Liss von unten. Sally zerrte an dem liegenden Rohr, und es hob sich.

»Komm hoch«, sagte sie lachend, »komm hoch!«

Liss fasste das riesige Rad, auf dem früher der Keilriemen gelaufen war, stieg in die Speichen und kam hoch. So wie früher. Es war gut, dass sie niemals mit Sonny hier gewesen war, dachte sie.

Sally hatte den Schornstein aufgerichtet. Quietschend krachte er in die Halterung. Sie hatte die Abendsonne im Gesicht, als sie sich zu Liss drehte.

»Wie schade, dass ich nicht schwarz bin«, lächelte sie spöttisch.

»Was?«, fragte Liss verständnislos.

Sally machte ihr Gesicht nach und sagte:

»Dann wäre ich Jim Knopf und du … na ja, Liss, die Lokomobilführerin.«

»Das kann ich ändern«, sagte Liss trocken, schwang sich nach unten und griff in die Feuerung. Mit einer Handvoll Ruß kam sie wieder nach oben, und ehe Sally reagieren konnte, hatte sie ihn im Gesicht. Einen winzigen Augenblick dachte Liss erschrocken: zu nah, zu viel, aber da zeigte Sally lachend die Zähne. Sie leuchteten weiß in ihrem schwarzen Gesicht.

»Und jetzt«, sagte sie feierlich, »brauchen wir einen großen Magneten.«

Sally war überrascht, dass es schon richtig dämmerte, als sie gemeinsam die Flügel der Scheune zuschoben. Es war ihr nicht so lange vorgekommen. Liss klopfte den Riegel mit dem Stein wieder zu.

»Wollen wir was essen?«, fragte sie. Sally nickte. Sie hatte wirklich Hunger. Seit der Breze heute Morgen hatte sie nichts mehr gehabt.

Die Straßenlaternen im Dorf flackerten eine nach der anderen auf, als sie an der Kirche vorbeigingen.

»Du bist immer noch schwarz im Gesicht«, sagte Liss lächelnd. Sally blieb stehen und rieb sich mit den Händen übers Gesicht.

Dann, als sie Liss folgen wollte, sah sie den Polizeibus und erkannte dahinter das Auto ihrer Eltern, die beide über die Kreuzung fuhren und in Liss' Hof einbogen. In einer einzigen panischen Bewegung rannte sie los.

Scheiße! Scheißescheißescheiße. Sie wusste nicht, ob die sie gesehen hatten, aber als sie im Rennen kurz den Kopf drehte, sah sie niemanden hinter sich. Sie rannte in die Gasse neben der Kirche und wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Links ging es über den Zaun zurück auf Liss' Hof. Geradeaus kam man einfach am Garten vorbei auf freies Feld. Da konnte man sie kilometerweit sehen. Außerdem wohnte dort der bescheuerte Nachbar. Okay. Wohin? Wohin? Sie riss das Gittertor zum Kirchhof auf, lief zur Tür und probierte die Klinke. Offen. Sie fiel fast hin, so überrascht war sie, dass die Tür sich öffnen ließ. In einer Kirche. Ausgerechnet. Sie musste fast lachen, hustete aber dann, weil sie noch so außer Atem war und sich außerdem ihr Magen plötzlich hob. Scheiße! Was sollte das? Ihre Knie waren weich und zitterten, und ihr war schlecht. Sie hielt sich an einer der Bänke fest. Hier in der Kirche war es schon fast ganz dunkel. Es roch nach altem Holz. Ficken! Warum konnten die einen nicht einfach in Ruhe lassen? Was sollte das? Weil sie es einfach nicht ertragen konnten, dass andere nicht in derselben Scheißwelt leben wollten wie sie. Weil sie alle anderen in diesen Dreck, in diesen stinkenden Sumpf reinziehen wollten, diesen Sumpf aus kaputten Zielen und Träumen und Wünschen und allem. Und wenn eine es schafft, sich da rauszuziehen, dann kommen sie, weil sie nicht allein in dem Müll sein wollen. Weil sie wollen, dass das Leben der anderen auch kaputtgeht. Brennt doch in der Hölle!

Sie sah sich um. Bei der Beerdigung hatte sie doch diese Tür gesehen; vorne am Altar. Sie ging nach vorne und probierte sie. Auch offen. Ein kleines Zimmer mit einem Schrank und einem Tisch, auf dem sie in der Dämmerung ein Kreuz erkennen konnte und ein paar Pokale. Kelche. Kelche hießen die.

»Sarah!«

O Scheiße.

»Sarah! Sarah!«

Das war ihre Mutter. Sie hörte ihre Mutter rufen. War die wirklich so dumm? Sarah! Darauf reagierte sie schon so lange nicht mehr. So wie es sich anhörte, war sie auf dem Hof oder auf der Straße.

In dem kleinen Zimmer gab es eine weitere Tür, die offen stand und den Blick auf eine Treppe freigab. Sie führte irgendwohin nach oben. Sally lief sie hoch. Jetzt war es sowieso schon egal. Es war hier noch dunkler als unten, und sie sah die Stufen kaum. Nach zwei Wendungen ging es auf die Kanzel, und es wurde ein bisschen heller. Von dort aus konnte man in den Kirchenraum sehen, aber sie stieg höher. Die Treppe ging anscheinend in den Turm. Sie kam an zwei Luken vorbei, durch die sie das Dach von Liss' Scheune sehen konnte. Dann trat sie in das Turmzimmer, in dem ein Glasschrank stand. In ihm befand sich das Uhrwerk, das konnte sie sehen. Und eine Leiter stand in dem Raum. Genau in der Mitte. Über ihr war die Luke zum Glockenstuhl. Das Ticken des Uhrwerks war richtig laut.

»Sarah!«

Fick dich, Sarah. Wer bist du, Sarah? Sarahkind steigt jetzt die Leiter hoch.

Als sie halb oben war, wurde ihr leicht schwindelig. Die Leiter war ganz schön hoch. Und rauf war nicht das Problem. Runter war das Problem. Sie schloss für einen Moment die Augen. Okay, sie wollte sowieso nicht runter. Gut, dass es so dunkel war und sie fast nichts sehen konnte. Steig weiter, Sarahkind! Auf, auf!

Es half, innerlich die Stimme ihrer Mutter zu benutzen. Es machte sie wütend. Zum Glück gab es oben einen richtigen Boden, auf den sie treten konnte. Es war fast wie ein zusätzliches Zimmer, nur dass hier die Glocken hingen. Außerdem war es hier heller. Der Himmel war noch gar nicht ganz dunkel, und das Licht der Straßenlaternen schimmerte durch die Luken. Der Boden war bedeckt von Taubendreck und Federn, aber es wehte eine Brise durch die Schalllöcher. Sie stellte sich auf einen der Querbalken des

Glockenstuhls und konnte über das Dach der Scheune hinweg ein Stück vom Hof und das Haus sehen, aber nicht die Autos. In ihr wurde es ruhiger. War ja klar gewesen, dass sie nicht ewig hierbleiben konnte. Plötzlich sah sie alles vor sich. In allen bescheuerten Details. Ihr Zimmer. Die Küche, in der sie jeden Tag allein frühstückte. Oder eben nicht. Der Weg zur Schule, den sie jeden Tag gehen musste. Und alles andere auch, das wieder von vorne begann. Die Übelkeit, die vom rasenden Hinauflaufen gekommen war, stieg wieder in ihr hoch, setzte sich im Hals fest und machte das Schlucken schwer. Sie hatte einfach keine Lust darauf, wieder zurückzumüssen. Sie fuhr zusammen, als eine Taube aufflatterte. Verdammt, wieso erschrak sie die ganze Zeit?

Ja, wieso? Was war schon? Es war einfach vorbei. Egal, ob sie sich hier oben versteckte. Eigentlich konnte sie auch gleich wieder runtergehen. Wenn nicht heute, dann halt morgen. Klar, sie konnte noch für ein paar Tage weiterziehen, aber irgendwann würden sie sie doch finden. Und außerdem – verdammt! Sie hatte keine Lust, woandershin zu gehen.

Die Erkenntnis traf sie fast körperlich. Für einen Augenblick schwankte sie auf dem Balken und griff hinter sich, um sich zu halten. Es war die Glocke, an der sie sich abstützte und die nur ganz leise ihrem Druck nachgab. Das Metall war kühl und rau. Ja. Scheiße, ja. Sie wollte nirgendwo anders hin. Der Hof war der beste Platz, an dem sie je gewesen war.

Drüben im Haus gingen die Lichter an. Überall. Anscheinend suchten sie dort nach ihr. Sie fragte sich, woher ihre Eltern wussten, dass sie hier war. Manchmal sah man an einem der Fenster einen Schatten vorbeigehen. Sie konnte von hier oben die Küche gerade noch sehen, aber Liss war nirgends zu erkennen.

Auf einmal schnarrte es mechanisch, dann ratterte es, und sie sah hoch. Über ihr wurde ein Hammer zurückgezogen, der an einem Metallgestell neben der oberen Glocke angebracht war. Dann klickte es, und der Hammer schnellte vor auf die Bronze. Es war unglaublich

laut. Der Klang ging ihr durch den ganzen Körper, stärker als jemals auf einem Konzert. Woah! Das war abgefahren. Wieder bewegte sich der Hammer nach hinten und knallte ein zweites Mal auf die Glocke. Wieder dröhnte es durch den ganzen Glockenstuhl, durch ihren Bauch und ihre Knochen. Halb acht. Sie atmete zitternd ein. Dann wurde sie auf einmal ruhiger. Es war, als hätte der Schall die Aufregung aus ihr herausgedrückt. Sie hob sich noch ein Stück, um besser sehen zu können. Das Haus war wieder dunkel, und jetzt kamen auf der Straße vor dem Hof nacheinander das Auto ihrer Eltern und der Polizeiwagen in Sicht, bogen an der Kreuzung auf die Hauptstraße und verschwanden. Erleichterung flutete in ihr hoch, machte ihre Beine und den Griff ihrer Hände an den Balken schwach. Sie ging in die Hocke und schloss die Augen. Mann! Danke! Liss war cool. Sie war richtig cool.

Als sie von der Kirche aus dicht an der Scheunenmauer entlangging und um die Ecke auf den Hof lugte, bemühte sie sich noch, leise zu sein. Unsichtbar. Doch da stand nur der Traktor mit dem Hänger. Sally lief zur Terrassentür, aber die Küche war dunkel und die Tür zu. Vielleicht war Liss zu den Hühnern gegangen. Allerdings war das ganze Haus dunkel, und plötzlich war da ein blödes Gefühl. Ein richtig blödes Gefühl.

»Liss?«

Sie rief. Erst leise. Dann lauter. Die Vordertür war auch abgeschlossen. Liss konnte also nicht im Haus sein. In der Scheune brannte kein Licht, und auch im Garten war sie nicht. Liss war mitgefahren. Oder sie hatten sie mitgenommen.

Great. Sie hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte. Wieso war Liss mit denen mit?

Sie ging zur Stalltür. Liss schloss die nie ab, und man konnte durch den Stall ins Haus gehen.

Erst als sie in ihrem Zimmer stand, machte sie das Licht an. Sally sah sofort, dass ihr Rucksack weg war. Und ihr Portemonnaie. Jetzt

hatte sie gar nichts mehr. Kein Geld, keinen Ausweis – nicht, dass sie den irgendwo hätte vorzeigen können. Sie stand in ihrem Zimmer und dachte nach.

Mein Zimmer. Komisch. Nichts hier gehört mir. Trotzdem. Mein Zimmer.

Sie löschte das Licht und sah auf den dunklen Hof, ohne wirklich etwas wahrzunehmen. Wenn sie Liss mitgenommen hatten, dann brachten sie sie auch wieder zurück. Und dann musste sie entweder hier sein und sich nach Hause oder zurück in die Klinik bringen lassen, oder sie musste dann verschwunden sein. Warum hatten die ihren Rucksack mitgenommen?

Sally brauchte Geld. Wenigstens ein bisschen.

Es war das erste Mal, dass sie in Liss' Schlafzimmer war, und es war ganz anders, als sie erwartet hatte. Da stand ein sehr großes selbst gebautes Bett, das komplett von einem riesigen Moskitonetz umgeben war, das von der Decke hing. Es hatte etwas von einem Zelt, auch weil auf dem Bett eine sehr bunte exotische Decke lag, die nach Indien oder China aussah. Die Bücherregale bestanden aus Weinkisten, die aber nicht an der Wand gestapelt waren, sondern hochkant an Metallstangen gesteckt waren, die überall im Raum verteilt waren und vom Boden bis zur Decke gingen. Sally berührte eine der Kisten, in denen Kunstbände eingeordnet waren, und zuckte zurück, weil die Kiste sich plötzlich bewegte. Jede der Weinkisten konnte man für sich drehen. Der Raum war voller Bücher, aber es gab keine Bilder. Doch, ein einziges. Es hing so, dass man es vom Schreibtisch aus immer im Blick haben konnte. Sally trat näher, um es genauer anzusehen, und merkte zum ersten Mal, dass man lächeln konnte, wenn man etwas verstand, das nicht zum Lächeln war, sondern eine bittere Wahrheit. Die Signatur sagte ihr, dass es nicht von Liss war. Aber es war eine Malerin, und das überraschte sie einen Augenblick. Das Bild war böse. Es war auf hinterlistig komische Art böse. Da kniete ein unterwürfiger Harlekin vor einem

schlanken Geschäftsmann, dessen Kopf ein modernes Hochhaus war, und küsste ihm die Füße. Aus dem Glas des Geschäftsmanns spritzte verächtlich ein wenig Sekt auf seinen Rücken. Da tanzte eine schöne halb nackte Frau mit einem Chinesen mit tödlich lächelnder Fratze und bizarr buntem eckigen Hut. Da sprang ein Verrückter mit viel zu langen Fingern hinter ihnen herum, das Gesicht mit der spitzen Nase hoffnungslos schreiend zum Himmel gerichtet. Zwischen den tanzenden Füßen wand sich eine bunte Schlange mit spöttischem Gesicht so geschickt, dass sie nicht getreten wurde, und verband die Figuren alle miteinander. War das, wie Liss die Welt sah? Das Bild sagte, dass die ganze Welt nur schöner vergifteter Schein war. Dass keiner etwas tat, ohne dabei immer an sich selbst zu denken. Jedes Geschäft, jede Freundschaft und jede Liebe – bei allem, was zwischen Menschen geschah, war die Schlange dabei. Sie konnte nicht anders, sie musste an die Schlange im Birngarten denken.

Aber so war Liss doch gar nicht! Oder doch, und sie sah es nur nicht? Sally setzte sich verstört auf das Bett. Manchmal war es so. Dann wusste man gar nichts mehr. Dann konnte alles wahr und falsch zugleich sein. Sie merkte, wie müde ihre Beine auf einmal waren. Sie betrachtete das Bild lange. Doch. Irgendwie mochte sie es, weil es so kompromisslos ehrlich war. Weil es so schonungslos zeigte, wie die Malerin über Menschen dachte. Aber sie brachte es trotzdem nicht mit Liss zusammen. Sie hatte noch nie jemanden erlebt, der einen nicht … es war schwer zu sagen … der einen nicht in Besitz nahm. Und dem man trotzdem nicht gleichgültig war. Jemand, der nichts von einem wollte, was man nicht freiwillig gab.

Sie stand wieder auf und trat an den Schreibtisch. Wenn sie hier Geld finden sollte, konnte sie ja einen Zettel dalassen. Liss würde das wahrscheinlich verstehen. Sie zog die erste Schublade auf. Darin lagen nur Briefe. Sie wollte sie schon wieder schließen, als ihr auffiel, dass die Briefe alle nicht adressiert waren. Sie nahm sie heraus. Dreißig, vierzig Umschläge. In jedem sicher drei oder vier Seiten.

Hatte sie die bekommen oder geschrieben? Sally sah zu dem Bild hinüber. Es war nicht okay. Sie zögerte, hatte die Briefe schon fast wieder zurückgelegt, aber sie konnte nicht anders. Sie zog drei zusammengefaltete Seiten aus dem obersten Umschlag.

17. September

Peter. Liebster.
Ich merke, ich habe Dir lange nicht geschrieben. Jedenfalls länger nicht als sonst. Ich hätte es längst tun sollen, aber dann war da doch immer etwas, das mich davon abgehalten hat. Ein Mädchen ist gekommen. Aus einer Klinik weggelaufen. Sie ist sehr dünn, es wird Magersucht gewesen sein oder so etwas Ähnliches. Vielleicht auch etwas ganz anderes – sie ist sehr zäh. Und ein bisschen verrückt.

Sally holte tief Luft. Wie seltsam es war, über sich selbst zu lesen. Sie sah wieder auf den Brief. Man konnte am Papier sehen, wo Liss vielleicht gestört worden war: Der Rest war nicht mit Kugelschreiber, sondern mit Bleistift geschrieben.

Ich habe ein schlechtes Gewissen, Peter. Ich vermisse Dich so sehr. Es ist in all den Jahren kein Tag vergangen, kein einziger Tag, an dem ich nicht mit dem Gedanken an Dich aufgewacht bin. Dabei weiß ich nicht einmal mehr, wie Du jetzt aussiehst. Ich weiß nicht, wie Du denkst und lachst oder weinst – wenn Du jemals weinst. Wenn ich ganz ehrlich bin – und das muss ich sein, weil man dort schneiden muss, wo die entzündete Wunde ist, weil man dort tief schneiden muss, bis ins gesunde Fleisch –, dann weiß ich nicht einmal mehr, ob ich Dich noch erkennen würde. Das ist ein Gedanke, der mir Angst macht.

Aber trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen. Das erste Mal in all den Jahren bin ich aufgewacht und habe nicht an Dich

gedacht, sondern an das Mädchen. Sie erinnert mich an mich selbst, als ich so alt war. Nur ist sie viel stärker als ich. Und sie erlebt alles viel tiefer. Wir waren bei den Bienen. Sie ist gestochen worden, und sie war fast glücklich über den Schmerz. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der alles so einsaugt wie sie. Jedes Bild. Jeden Geschmack. Jedes Geräusch. Kein Wunder, dass so eine nicht in eine normale Welt passt.

Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich sie zu mögen beginne und weil ich weiß, dass es sinnlos ist. Ich habe immer alles verloren, was ich liebte. Nein, anders: Ich habe immer alles zerstört, was ich liebte.

Peter. Du fehlst mir. Ich weiß, ich schreibe das immer wieder, aber es kann Dich nicht langweilen, Du wirst es ja nie lesen. Aber Du fehlst mir eben jeden einzelnen Tag. Bis jetzt. Jetzt ist da jemand, mit dem ich keine Geschichte habe. Ich hätte sie längst fortschicken sollen. Aber ich hätte immer das Richtige tun sollen und habe es nie getan. Und ich würde so gerne erleben, einmal nur, dass ich jemanden reicher gehen lassen kann, als er zu mir gekommen ist. Reicher und gesünder. Dass ich einmal nicht kaputt schlage, was

Der Brief hörte mitten im Satz auf. Sie drehte den Bogen um, aber die Rückseite war leer. Ein weiterer leerer Bogen lag dabei. Vielleicht machte Liss das so, dass sie immer drei Seiten schrieb. Sally faltete die Seiten und steckte sie so vorsichtig in den Umschlag zurück, als wären sie aus dünnem Glas und könnten jeden Moment zerbrechen. Sie hatte dasselbe Gefühl wie vorhin im Glockenturm, als der Schall durch ihren Körper gegangen war. Alles an und in ihr vibrierte auf einmal.

Fuck. Sie hätte den Brief nicht lesen sollen. Sie wusste nicht, was sie fühlen sollte. Sie schob die Schublade zu und hatte irgendwie nicht den Mut, eine der anderen zu öffnen, um noch nach Geld zu suchen. Versehentlich berührte sie die Maus, und der Bildschirm des

Computers leuchtete auf. Kein Bildschirmpasswort. Okay. Sie wollte ganz sicher nicht noch irgendwas Privates von Liss lesen, aber sie konnte wenigstens schnell ihren eigenen Account checken und sehen, ob die irgendwas über sie schrieben, und vielleicht, was gerade mit ihren Eltern abging.

Sie tippte ihr Kennwort im Stehen ein und scrollte durch Hunderte von Nachrichten. Es war unfassbar, was sich in ein paar Wochen an Müll anhäufte. Es waren immer wieder welche von ihren Eltern dabei, die sie überflog und die immer wieder dasselbe sagten, dass sie sich Sorgen machten und so. Und immer wieder die Bitte, ihnen zu sagen, wo sie war, und so weiter. Der übliche Scheiß. Die neueste Nachricht war von vor zehn Minuten. Wie zehn andere vom selben Tag von ihrer Mutter:

Sarah, bitte melde dich unbedingt! Wir haben solche Angst um dich! Wir wissen, dass du auf dem Hof warst. Du darfst da auf keinen Fall mehr hin! Die Frau ist eine Kriminelle. Sie war im Gefängnis, weil sie ihren Mann umbringen wollte. Bitte melde dich, wenn du gesund bist. Bitte! Mama.

Sally las die Nachricht noch einmal. Und dann noch einmal. Sie schloss das Programm, schaltete den Bildschirm aus und ging aus dem Haus.

27. September

Es war alles wieder da. Als wäre die gesamte Zeit dazwischen komplett ausgelöscht. Von dem Augenblick an, als sie aus dem Polizeiwagen in das Gebäude geführt wurde. Nein, nicht geführt. Gebeten, diesmal. Aber es war dasselbe. Warum änderte sich in solchen Büros nie etwas? Selbst der Geruch nach Plastik war immer noch derselbe. Und der wahnsinnig trockene Mund war wieder da, die Schwäche in den Beinen, die sie so hasste, die Panik tief in ihrem Bauch wie ein hässlicher, brutaler Hund, der eben aufgewacht war und sich gleich nach oben durchgeifern, durchbeißen, durchwüten würde. Es war jetzt nach Mitternacht. Sie hatte warten müssen, war kurz befragt worden, hatte wieder warten müssen und war jetzt wieder im Befragungszimmer mit dem Polizisten und den Eltern.

»Seit wann war Sarah bei Ihnen?«

»Ich weiß es nicht mehr genau. Anfang September, denke ich.«

»Warum haben Sie sich nicht bei uns gemeldet?«

»Wieso sollte ich? Ist es verboten, jemandem ein Zimmer zu geben?«

Es entstand eine Pause. Der Polizeibeamte sah sie an. Sallys Eltern sahen sie an. Sie sahen normal aus. Ihr Vater hatte auch normal ausgesehen. Sie sahen immer normal aus. Sah sie selbst auch normal aus?

Sie versuchte, sich zusammenzureißen. Es war schwer, weil ihre Gedanken und ihre Gefühle rasten. Sie hatte nichts Verbotenes getan. Oder doch?

»Wo ist Sarah?«

Sallys Vater beugte sich zu ihr vor. Er sah bleich aus, und sein Atem roch süßlich, als hätte er sich heute noch nicht die Zähne geputzt.

»Ich weiß es nicht.«

Sallys Vater schrie jetzt.

»Wieso haben Sie dann ihre Sachen im Haus? Wie können Sie das nicht wissen? Sie wissen doch, wo sie ist! Wo ist sie? Haben Sie sie eingesperrt?«

Er wirkte auf einmal gar nicht mehr normal. Liss atmete tief ein und presste die Hände in ihre Seiten, als ob ihr das Halt geben konnte. Sie wollte zurückschreien, was er sich eigentlich dachte; ob er glaubte, sie hätte sie umgebracht oder missbraucht oder sonst irgendetwas mit ihr angestellt, aber sie hielt sich zurück. Natürlich dachte er so. Natürlich. Alle dachten so.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie gepresst, »weil sie mir nicht sagt, wo sie hingeht. Sie hat bei mir gewohnt. Das ist alles.«

Der Polizist sah sie ungläubig an.

»Und Sie haben natürlich nie gefragt, wo sie herkommt. Warum ein Mädchen während der Schulzeit nicht zur Schule geht. Wo ihre Eltern sind.«

Er stellte keine Fragen. Er zählte auf. Liss wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie sah, dass keiner verstand, warum man keine Fragen stellte, wenn man sah, dass man keine Antworten bekommen würde.

»Ich weiß nicht, wo Sarah ist«, brachte sie schließlich über die Lippen. Es wäre ihr schmutzig vorgekommen, Sally zu sagen. »Sie ist weggelaufen, als sie Sie gesehen hat. Sie wird weitergezogen sein. Vielleicht hat sie sich versteckt. Was weiß ich?«

»Sie haben irgendwas mit ihr gemacht«, sagte die Mutter leise. »Vier Wochen. Vier Wochen ist Sarah bei Ihnen und meldet sich nicht, und Sie wissen angeblich nichts von ihrer Krankheit, wenn das Mädchen direkt aus der Klinik kommt. Sie … irgendwas haben Sie mit ihr gemacht.«

Liss fühlte es rot in ihr aufsteigen. Der Hund in ihr bellte heiser.

»Ich habe dem Mädchen ein Scheißzuhause gegeben«, schrie sie und sprang auf und hätte denen gerne ins Gesicht geschlagen, aber so ballte sie nur die Fäuste, zitternd, alles durch den Schleier der Wut sehend. Die Mutter stand auch auf.

»Wer sind Sie denn? Ihre Mutter? Sie sind … nur irgendwer! Sie sind eine Verbrecherin! Sie geben meiner Tochter kein Zuhause! Wie können Sie … was glauben Sie eigentlich?«

Sie hatte immer noch leise gesprochen, aber voller Hass, und der Polizist hob die Hände.

»Setzen Sie sich wieder. Beide. Setzen Sie sich! Und kommen Sie runter. Wir klären das. Wir klären das.«

Wieso sagte der immer alles zweimal? Liss setzte sich widerwillig, obwohl in ihr die Wut jetzt viel stärker war als ihre Angst. Sie wusste nur, dass sie etwas richtig gemacht hatte, was alle anderen falsch nannten. So wie damals.

»Ich möchte jetzt gehen«, brachte sie mühsam heraus.

»Wollen Sie uns nicht einfach sagen, wo das Mädchen ist?«, fragte der Polizist. »Schauen Sie sich doch mal die Eltern an. Wenn es Ihr Kind wäre, dann …«

Liss riss es hoch.

»Reden Sie mir nicht davon. Sie nicht!«, schrie sie vollkommen unbeherrscht. »Ich gehe jetzt hier raus, und es ist mir scheißegal, ob Sie Sally finden oder nicht. Ich habe sie nicht versteckt. Ich habe ihr nichts als ein Zimmer gegeben, und wenn Sie sie jagen wollen, dann nur zu. Gehen Sie, finden Sie sie und machen Sie sie kaputt. Ihr Leute seid doch gut in so was! Findet sie und macht sie kaputt!«

Sie versuchte, die Tür zu öffnen, aber sie war geschlossen. Natürlich. War eine Polizeistation. Sie fuhr herum.

»Aufmachen!«, zischte sie. »Aufmachen!«

Der Polizist drückte auf den Summer, und Liss riss die Tür auf.

»Sie wollen die doch nicht gehen lassen?«, fragte der Vater fassungslos. »Die weiß doch, wo unsere Tochter ist. Die können Sie

doch nicht einfach …«

Liss sah sich nicht mehr um, als sie die Stufen nach unten nahm. Sie flog am ganzen Körper, verfehlte eine Stufe und wäre beinahe gefallen.

Als sie die Station verließ, begann sie, vor Wut hemmungslos zu weinen, und sie schlug mit der Faust auf den rauen Putz des Hauses; immer und immer wieder, bis er begann, sich rot zu färben.

30. September

Am schlimmsten war das, was fehlte. Sally war gar nicht klar gewesen, an was sie sich in so kurzer Zeit gewöhnt hatte. Das langsame Auftauchen aus dem Schlaf, in dem sie ab und zu ein Krähen des Hahns, das sanfte Gackern der Hühner erreicht hatte, das sich immer so friedlich anhörte. Die gegenseitige Versicherung, dass alles in Ordnung sei; immer und immer wieder. Das weiche Schlagen der Glocke vom Kirchturm über die Scheune hinweg. Obwohl sie jetzt wusste, wie mächtig der Schall sein konnte – der Ton hatte sich immer weich angehört. Aufwachen war nicht schlecht gewesen auf dem Hof.

Sie saß an ihrem Schreibtisch und ordnete die Dinge an. Das Handy genau in die rechte Ecke. Ihre Eltern hatten es aus der Klinik mitgebracht. Sie hatte es immer noch nicht wieder aufgeladen und angeschaltet. Den Laptop mit zehn Zentimetern Abstand parallel zur Vorderkante der Platte. Sie nahm das Lineal aus dem Becher, in dem ihre Stifte steckten, und maß nach. Die neuen Schulbücher für das Abschlussjahr nach der Größe gestapelt links neben den Laptop. Fünfzehn Zentimeter, legte sie fest und legte das Lineal hin. Ich kann noch ein Maßband dazulegen. Für die Tage bis zum Abitur und bis zum Studium und bis zur Hochzeit und bis ich verrückt werde und verrecke. So lange Maßbänder gibt es gar nicht.

Sie lachte leise. Ich kann ja ein paar aneinanderheften.

Bring endlich dein Leben auf die Reihe.

Versuch doch ein Mal, nur ein Mal, mit der Realität klarzukommen.

Das Leben ist einfach so. Nichts ist einfach. Du brauchst Struktur.

Ja. Vielen Dank, Mama. Vielen Dank, Papa. Schön, dass du hier übernachtet hast und ich dich zum Frühstück gesehen habe, und dabei hab ich nicht mal Geburtstag gehabt. Ich bringe jetzt Ordnung in mein Leben.

Sie legte die rechte Hand auf die Tischplatte und malte mit dem schwarzen Edding die Konturen ihrer Finger nach. Dann wusste die Hand doch, wo sie hingehörte. Sie warf den Edding mit großer Kraft gegen das Fenster in der Hoffnung, dass es zerbrach, aber der Metallstift sprang bloß zurück und traf sie an der Stirn. Es tat überraschend weh.

»Sarah? Alles gut?«

Die Stimme ihrer Mutter klang wacklig.

Alles gut. Klar. War die wirklich so dumm? Dachte sie wirklich, alles sei gut?

Sie hatte einfach nicht mehr gewusst, wohin. Und sie hatte es auch nicht geschafft, irgendwo anders hinzulaufen. Was hätte sie dort tun sollen? Es hatte nur einen Platz gegeben, an dem sie hatte sein wollen. Und da konnte sie nicht mehr bleiben.

Sie sah in den Regen hinaus. Es war nicht kalt, aber hoffnungslos trüb. Danke, Wetter. Vielleicht noch ein bisschen traurige Musik im Hintergrund?

Sie hatte nichts erzählen können. Als sie zu Hause ankam, war Papa noch da gewesen. Am liebsten wäre sie sofort wieder weggerannt.

Was hast du gemacht warum hast du dich nie gemeldet wir haben uns solche Sorgen du hättest doch o Gott wir hatten so Angst Angst Angst Sorgen Warum warum warum. Es waren alles keine wirklichen Fragen. Es war Schutt abladen. Sie wussten doch, wo sie gewesen war.

Sie tupfte sich mit dem Edding schwarze Punkte auf ihre Fingernägel. Die Schule war so wie immer. Die Lehrer behandelten sie alle, als hätte sie Krebs. Vorsichtig. Mit viel Bitte und Danke. Wenn du was brauchst. Wenn du dich mal nicht so fühlst. Du kannst

immer. Warum sprachen die ihre Sätze nie zu Ende? Und die in der Klasse waren neugierig, aber sie redeten kaum mit ihr. Wenn du willst, kannst du dir mein Heft kopieren. Ich kann dir die Blätter aus Wirtschaft geben. In Mathe haben wir Stochastik angefangen. Da hätte sie beinahe gelacht. Der Stoff! Das war noch nie ihr Problem gewesen. Ihr Problem war gewesen, dass sie nicht verstand, wie langsam die anderen sein konnten. Man musste doch nur zuhören. Man brauchte gar nichts zu machen. Nur zuhören. Sie hatte Liss gerne zugehört. Sogar dann, wenn sie gar nichts sagte. Sie hatte ihr gerne zugesehen, wenn sie die Dinge tat, die alle einen Sinn hatten. Ein Huhn hochheben, um zu sehen, warum es hinkte. Ein Scheit Holz zu einem Keil spalten, um ihn unter das zufallende Scheunentor zu legen. Oder, ganz am Anfang, den Traktor so zu wenden, dass die Deichsel des Hängers genau in die Kupplung schlupfte. Präzis.

Sie stützte das Kinn in die linke Hand. Mit der rechten malte sie mit dem Edding einen Rahmen um das Display ihres Handys.

Am meisten fehlten ihr die Gerüche. Im Weinkeller die Birnenmaische. Draußen, auf dem Hof, der Geruch der Kühe, der manchmal gegen Abend von den Ställen im Dorf herübergetragen wurde. Der Geruch der Kartoffeln, die man aus der Erde grub, und ihr Geruch, wenn man sie gekocht hatte und mit Salz aß. Und der sonnig-staubige, uralte Geruch von Stroh und Heu in der Scheune, wenn man nachmittags in der offenen Tür auf dem Boden saß und las.

Die Frau hat versucht, ihren Mann zu töten. Der Satz ihres Vaters, den er so oft wiederholt hatte, klang in ihr nach. Die Frau hat versucht, ihren Mann zu töten. Sie ist gefährlich.

Sally dachte an den Tag, als sie vergessen hatte, den Brief zu schreiben. Sie dachte an das Reh, das sie überfahren hatten. Sie dachte an die Pistole, die Liss in einer Blechkiste auf dem Traktor hatte. Dann setzte sie die Verschlusskappe sorgfältig auf den Edding und ließ ihren Kopf auf den Tisch fallen.

1. Oktober

Damals, in Frankreich, war es Sommer gewesen. Das allgegenwärtige Sirren der Zikaden war betäubend, einlullend, der Klang des Südens. Jetzt, gegen Abend, kam ein Wind vom Meer und wehte die Hitze fort, die von dem felsigen Boden aufstieg, aber immer noch roch es nach wildem Thymian und bitter harzig nach Pinien. Die Schiebetür des Busses stand offen. Sie hatte mit den Klammern für Einweckgläser eine Plane an der Reling des Autos befestigt. Das ergab mit zwei Zeltstangen ein großes Schattendach; fast ein Zelt, das sich überall aufstellen ließ, wo sie eben waren. Sie war stolz auf diese kleine Erfindung. Sonny war im Städtchen einkaufen. Das Kind war eingeschlafen, nur mit einem Hemdchen bekleidet, Arme und Beine weit von sich gestreckt, atmete es ruhig auf dem Schaffell, das sonst auf dem Fahrersitz lag. Liss hatte das Buch neben sich gelegt und betrachtete ihren Sohn. Wie das klang! Immer noch. Mein Sohn. In ihr stieg dieses Gefühl hoch, das einen schnell atmen lässt; diese plötzliche Erkenntnis, dass dies das große Glück war. In der Ferne zu sein. Frei zu sein, auch wenn sie fast kein Geld hatten. Wenn dem so war, blieben sie, wo sie waren, bis sie wieder tanken konnten, und fuhren dann weiter. Ein gesundes Kind zu haben, für das sie da sein konnte. Lesen zu können, wo sie wollte und was sie wollte und wann sie wollte. Diese Luft zu atmen und diesen Wind zu spüren, den es zu Hause nicht gab.

Sie stand auf und ging ein paar Schritte an den Rand der Steilküste. Es war eine kleine Bucht, an deren Seite sie den Bus auf den Klippen geparkt hatten. Die Campingplätze war längst alle geschlossen. Weiter nach Süden ging es in Frankreich nicht mehr.

Als sie damals das erste Mal nach Süden, nach Spanien, gefahren waren, hatte sie sich in die südfranzösische Landschaft verliebt. Dagegen hatte Spanien nie ankommen können. Der Abendwind wehte ihr den leichten Stoff an den Körper, es war fast, als spürte sie ihn direkt auf der Haut. Das Wasser in der Bucht war unwirklich klar. Wenn sie früher von solchen Stränden gelesen hatte, dann hatte sie immer nicht glauben können, dass es so etwas wirklich gab. Kein Fluss, kein See ihrer Kindheit war jemals richtig klar gewesen. Als sie das erste Mal so klares Wasser gesehen hatte, war sie minutenlang stehen geblieben und hatte nur geschaut. Und diese Faszination hatte nie nachgelassen. Wenn sie hinausschwamm, dann konnte sie sechs, sieben Meter unter ihr den Meeresboden sehen. Immer noch war es so unglaublich, dass es diese Welt gab. Ihre Eltern waren niemals in den Urlaub gefahren.

Wir sind Bauern, hatte der Vater einmal gesagt, wer versorgt uns das Vieh?

Ein Skilager in den Bergen mit der Schule. Zweimal Zeltlager mit der evangelischen Jugend. Und jetzt stand sie hier, Anfang Oktober auf einer französischen Klippe über einer Bucht in einem Sommerkleid, das gar nicht nötig war. Sie zog es mit einer raschen Bewegung über den Kopf und ließ es los. Es wehte zum Bus und flatterte dahinter nieder wie ein müder bunter Vogel.

Wow!

Sonny war den schmalen Weg hochgekommen.

Du siehst gut aus!

Er stellte die Tüten ab und griff nach ihr. Sie taten es im Stehen, atemlos, hart und schnell, und sie hatte die Augen offen, spürte Sonny, sah das Meer und gleichzeitig wie von außen sich selbst; nackt vor Sonny stehend, leidenschaftlich, und für einen Moment kam sie sich so schön vor wie das Wasser der Bucht.

Später saßen sie am wackligen Campingtisch und aßen. Tranken Rotwein, der auch um so vieles anders schmeckte als der dünne Weiße, den ihr Vater machte. Er konnte nie gut schmecken. Er war ja

nicht so gemacht, dass er schmecken sollte, sondern so, wie man ihn immer gemacht hatte.

Wir sollten allmählich wieder heimfahren.

Der Satz traf sie wie eine nachlässig ausgeteilte Ohrfeige.

Was? Heimfahren?

Es wird Herbst. Wir haben kein Geld mehr. Und du musst … wir müssen an das Kind denken.

Einen Augenblick war sie unfähig zu sprechen. Das Gefühl hatte sie schon lange nicht mehr gehabt: Die Worte sprudelten in ihr hoch, wollten alle hinaus und stauten sich in ihrer Kehle, manchmal dachte sie, so müsste sich Ersticken anfühlen.

Wir haben gesagt, wir reisen! Wir sind gerade mal fünf Wochen unterwegs!

Sonny hatte Kritik nie vertragen. Wenn andere sich bei einer kleinen Alltagslüge ertappt fühlten, sich entschuldigten oder herausreden wollten, griff er an. Das hatte ihr mal gefallen.

Glaubst du, das geht immer so weiter?

Er fauchte jetzt, saß aufrecht in dem verbogenen Campingstuhl, stellte die Tasse mit dem Wein so hart zurück, dass er überschwappte.

Ja! Das habe ich eigentlich gedacht. Und das war das, was wir ausgemacht haben. Deswegen sind wir hier!

Die Worte begannen, den Weg herauszufinden. Sie überstürzten sich dabei, manchmal kam sie ins Stottern.

An das Kind soll ich denken? Ich? Weißt du noch, was passiert ist, als ich dir gesagt habe, dass ich schwanger bin? Weißt du’s noch?

Das ist lang vorbei!

Er schrie es fast.

Nichts ist vorbei! Wie kannst du dasitzen und mir sagen, wir sollen heimfahren, weil ich an das Kind denken soll? Ich habe an das Kind gedacht, als du weggelaufen bist und die Erstbeste gevögelt hast, die dir über den Weg gelaufen ist. Sei froh, dass du der nicht auch noch eins gemacht hast! Zwei Jahre mindestens! Das haben wir gesagt.

Zwei Jahre! Ich denke an das Kind! Ich schon. Ich will nicht, dass es aufwächst wie ich oder du. Ich will, dass es ein Leben hat, ein richtiges.

Ohne Geld? In einem Bus?

Er höhnte jetzt, und es traf sie noch mehr, als wenn er laut war, weil sie diesen Ton so gut kannte.

Auf einmal kam sie sich schmutzig vor und verletzlich, halb nackt, wie sie immer noch war. Sie stand auf und riss ein T-Shirt von der Abspannleine.

Ja. Ohne Geld. In einem Bus. Aber hier. Oder in Spanien. Oder in Marokko. Das war es doch, was wir uns gedacht haben, oder nicht?

Der Mond zog eine silberne, unsicher bewegte Spur über das Wasser direkt zu ihnen. Da hinten lag Afrika.

Dein Vater hat mir angeboten, den Hof zu übernehmen, wenn wir heiraten.

Sie musste sich am Bus festhalten. Mit einem Schlag war alles unwirklich, nichts mehr wahr. Nichts von dem, was sie sah. Das Kind schnaufte und rollte sich zusammen. Sie bückte sich und zog ihr Kleid über den kleinen Körper.

Seit wann weißt du das?

Sie konnte es nur flüstern.

Wozu ist das denn wichtig?

Er goss sich Wein in die Tasse und trank hastig.

Er zieht sich ganz zurück nach ein paar Jahren, hat er gesagt. Er hat es mir versprochen. Wenn wir einen Übergabevertrag machen, lasse ich es hineinschreiben. Und dann ist alles geregelt! Für dich ist gesorgt und für das Kind. Der Hof ist gut!

Sie wusste nicht, wie sie sich bewegen sollte. Sie wollte rennen und sich gleichzeitig setzen. Sie wollte sich fallen lassen. Neben dem Kind schlafen, bis morgen, und dann wäre alles anders. Sie war auf einmal entsetzlich müde.

Siehst du nicht, was er macht? Siehst du nicht, dass er uns anketten will wie seine Hunde? Ein Leben lang an der Kette in

seinem Hof? Gegen … sie machte eine hilflose Handbewegung über die Küste, das Meer, den Mond, den Bus und das schlafende Kind … gegen das hier?

Irgendwann muss es doch eh zu Ende sein!

Er schrie es, griff den Wein, stand auf und ging.

Ich ertrinke, dachte sie. Ich stehe an Land und ertrinke. Der Satz ging ihr in der Nacht durch den Kopf wie eine Egge hin und wieder, hin und wieder, und am Morgen waren ihre Gedanken nur noch eine Wüste.

»Hast du bei der Polizei angerufen und ihnen gesagt, dass das Mädchen bei mir wohnt?«

Es war halb acht Uhr am Morgen. Sie stand vor Gerhard, der nur ein labbriges T-Shirt und Bermudas trug, in denen er wohl auch schlief.

»Was?«, fragte er verschlafen. »Deswegen klingelst du in aller Herrgottsfrühe?«

»Hast du angerufen?«

Ihr Ton war so scharf, dass er jetzt wach wurde.

»Was? Ja! Natürlich.«

Liss stand auf den Stufen vor Gerhards Haustür, sah ihn an und fror. Sie hatte die ganze Nacht gefroren und immer nur unruhig und an der Oberfläche geschlafen. Schließlich war sie um fünf aufgestanden, hatte in der Küche gesessen und auch dort gefroren.

»Natürlich? Gerhard, du bist ein Arschloch.«

Sie drehte sich um und ging.

»Du checkst es nicht, oder?«, schrie Gerhard ihr hinterher. »So kann man nicht leben! Es gibt Gesetze! Es gibt Regeln. Auch für dich gibt es Regeln, und an die muss man sich halten! Du kannst nicht …«

Er brachte den Satz nicht zu Ende. Wahrscheinlich wusste er selber nicht, was er sagen wollte. Aber ihr klang es trotzdem in den Ohren. So kann man nicht leben. Ja, dachte sie im Gehen, ja. So kann man nicht leben. Es ist, als wäre ich unsichtbar. Ich denke, ich

rede mit Leuten, und dabei gefrieren die Wörter in der Luft und werden von niemandem gehört. Ich hätte das Mädchen nicht aufnehmen sollen. Die Stille auf dem Hof war jetzt, da es fort war, kaum noch zu ertragen.

Es fiel ihr schwer zu arbeiten. Arbeit war eigentlich immer das gewesen, woran sie sich klammern konnte. Aber heute fiel ihr jeder Schritt schwer. Als wäre die Luft dick geworden; fast wie Wasser. Bei allem, was sie tat, spürte sie einen unsichtbaren Widerstand. Sie fühlte sich zu nichts fähig. Sie saß in der Küche und sah auf den Hof. Der Morgendunst begann, sich aufzulösen, und sie sah, es würde ein sonniger Tag werden, und nichts regte sich in ihr. Sie hatte sich immer gewehrt. Immer und immer und immer wieder, und sie hatten sie immer und immer wieder eingeholt, und jetzt hatten sie es erneut geschafft. Ihr Vater. Ihre Mutter. Sonny. Und danach wieder Sonny. Alle hatten versucht, sie kleinzumachen. Sie war immer wieder aufgestanden. Aber wozu?

Mechanisch drehte sie sich eine Zigarette, und es fiel ihr auf, dass es an diesem Morgen bestimmt schon die sechste oder siebte war. Kein gutes Zeichen.

Nur an zwei Orten können sie das Rauchen nicht verbieten, hatte Beatrix mal gesagt, als sie Freigang hatten. Eine Stunde am Tag. Auf einem Hof, in dem nicht einmal ein Baum stand, damit man ihn nicht hoch- und über die Mauern klettern konnte. Als ob das irgendetwas gebracht hätte. Nach der inneren Mauer war ja noch eine gekommen und dann der Zaun und dann die letzte Mauer …

Nur an zwei Orten. In der Psychiatrie und im Gefängnis.

Beatrix hatte beides gesehen. Sie hatte dieses heisere Lachen, das vielleicht vom Rauchen kam, aber vielleicht war ihre Stimme ja schon immer so gewesen. Weil Rauchen die einzige Wärme ist, die einem dann noch bleibt.

Aber es stimmte nicht, dachte Liss, während sie rauchte und nach draußen sah, ohne dass sich in ihr etwas bewegte, es wird nicht warm.

Sie ging in den Keller, stand in der Mitte des Gangs und wusste nicht mehr, weshalb sie nach unten gegangen war. Eigentlich sollte sie die Maische riechen; der Geruch sollte längst scharf und klar in der Luft stehen. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie vorhin beim Rauchen auch das Aroma des Tabaks nicht geschmeckt hatte. Zigaretten rochen ja immer besser, als sie schmeckten, aber sie hatte kaum etwas wahrnehmen können. Hastig ging sie zu einem der Maischefässer, hob den Deckel an und beugte sich darüber. Jetzt erst erreichte sie der Geruch nach Birne und Alkohol, aber immer noch wie durch einen Filter. Sie sollte mit dem Brennen anfangen, aber allein die Vorstellung, den Brennapparat aufbauen zu müssen, ragte wie eine Wand vor ihr auf. Was war los mit ihr? Brennen hatte ihr immer Freude bereitet, aber jetzt konnte sie sich nicht einmal mehr an das Gefühl erinnern.

Sie war nur ein einziges Mal am Atlantik gewesen, und es gab ein Bild, das sich tief in ihr eingebrannt hatte: Am Abend lagen die Bootsstege fast waagerecht im Wasser. Die Wellen schlugen nur anderthalb Meter unter der Brüstung schwer gegen die Kaimauer, und man konnte das Zittern des Gesteins in den Füßen spüren, wenn man still stand. Es war ein gutes Gefühl. Aber als sie am nächsten Morgen vom Campingplatz zum Wasser gegangen war, allein, weil Sonny noch schlief und sie aufgestanden war, weil sie sich nach Schönheit sehnte, da traf sie der Anblick völlig unerwartet. Die Boote waren fort. Die Stege fielen steil ab, und als sie sich über die Brüstung beugte, sah sie etwa acht Meter unter ihr nur eine grau-schlammige Wüste, in der die Boote nutzlos zur Seite gekippt herumlagen. Einen halben Kilometer entfernt glitzerte das Band der Fahrrinne. Sie hatte nicht gewusst, was ein Tidenhub war. Sie hatte von Ebbe und Flut gelesen, aber dass ein Meer einfach fortfloss und eine Wüste hinterließ, das hatte sie sich nicht vorstellen können. Sie hatte den Meeresgrund noch nie nackt gesehen. Es war kein schöner Anblick.

Und so fühlte sie sich jetzt innen an. Als ob alles aus ihr geflossen wäre und in ihr eine Wüste aus Schlamm wäre. Aus der all das hässlich und schroff und überwachsen herausragte, was sonst unter der glitzernden Oberfläche des Wassers verborgen lag. All das, was in einem auf den Grund sinkt und dort fault und modert. Alles war aus ihr herausgeflossen, und sie war leer bis auf den stinkenden Bodensatz. Sie drehte sich im Weinkeller um ihre eigene Achse und dachte: Wäre ich ein Fass, ich würde mich wegwerfen. Da kannst du keinen Wein mehr einfüllen. Das kriegst du nie wieder sauber.

Wahllos zog sie zwei Flaschen Wein aus den Regalen, stieg hoch in die Küche und begann zu trinken, und sie hätte nicht sagen können, ob der Wein schmeckte oder nicht. Es war nur der verzweifelte Versuch, irgendetwas in die große Leere in ihr zu gießen.

3. Oktober

Sally war das erste Mal in ihrem Leben in einem Archiv. Man sollte doch denken, dass man im Zeitalter des Internets alles im Netz finden konnte, aber als sie zum ersten Mal den Namen von Liss' Dorf und das Schlagwort »Mordversuch« eingegeben hatte, stellte sie vor allem fest, dass anscheinend jeder jeden schon mal hatte umbringen wollen. Scheiße, das Internet war voller Mordversuche. Bilder. Beschreibungen. Kranke Fantasien. Chatrooms. Über Liss' Dorf gab es gar nichts. Nicht mal einen Wikipedia-Eintrag. Oder doch, aber nur mit ungefähr acht Sätzen und einem unscharfen Bild von der Kirche.

Irgendwann war sie auf die Idee mit der Zeitung gekommen. Sie hatte sich erinnert, dass Liss ja aus der Zeitung erfahren hatte, dass man Sally vermisste. Wahrscheinlich war über Liss auch mal in einer Zeitung berichtet worden. Wie nebenbei hatte sie ihre Eltern danach gefragt, doch die konnten auch nur das sagen, was sie von der Polizei gehört hatten. Die wussten nicht mal, wann das gewesen war. Hilfreich wie stets.

Die Zeitung hatte einen erbärmlichen Internetauftritt. Und es gab kein Online-Archiv außer für die letzten drei Jahre. Aber sie hatte herausgefunden, dass die ein richtiges Archiv hatten und dass man dort für fünfzehn Euro alle Artikel recherchieren konnte, die man wollte. Alle Artikel der letzten sechzig Jahre.

Die Geschichte um Liss ließ sie einfach nicht los. Scheiße, sie hatte vier Wochen bei der Frau gewohnt. Sie hatten geredet. Richtig geredet, nicht so, wie die anderen mit ihr redeten. Über richtige Sachen. Und sie hatten geschwiegen. Die meisten kapierten nicht,

dass man auch miteinander schweigen konnte und dass das eigentlich das Beste von allem war. Weil man mit allen irgendeinen Scheiß reden kann, und der bedeutet überhaupt nichts, aber die anderen denken, man wäre sich wer weiß wie nah gewesen. Ben hatte das immer gedacht. Ich liebe dich. Das hatte er wirklich gesagt. Es bedeutete gar nichts. Es waren nur Worte. Mit Ben hatte man nicht schweigen können. Mit den Eltern sowieso nicht. Was hast du? Du hast doch was? Warum redest du nicht?

Sie checkten nicht, dass man die ganze Zeit etwas sagte. Nur eben nicht mit Worten.

Liss hatte das verstanden. Die hatte das gekonnt. Es wollte nicht in Sallys Hirn, dass die jemanden umgebracht hatte. Oder fast jedenfalls.

Oder traute sie es ihr doch zu?

Das Reh. Wie sie das Reh erschossen hatte. Völlig selbstverständlich. Aber das war trotzdem was anderes gewesen. Sie hatte es ja nicht töten wollen … Scheiße. Wahrscheinlich passierte so was genauso. Man will es eigentlich gar nicht, aber man muss es machen.

Das war eigentlich noch schlimmer: Wenn einer dachte, er müsste so etwas tun, weil es das Beste war.

Jetzt saß sie hier. Der Raum war dämmerig und wirkte fast wie ein Dachboden. Die Wände waren schräg, und die Fenster lagen alle im Dach. Man konnte nur Ausschnitte vom Himmel sehen. Aber viel Licht brauchte hier wahrscheinlich sowieso keiner.

»Mikrofiche‹, stand auf den Geräten, die wie antike Computer aussahen. Aber es waren nur Bildschirme, auf denen man Mikrofilm lesen konnte. Irgendwie hörte sich das gut an. Mikrofilm. Das gab’s eigentlich bloß in alten Filmen.

Sie hatte ihre fünfzehn Euro bezahlt und irgendeine Praktikantin hatte ihr erklärt, wie man den Mikrofilm einschob und betrachtete. Sie hatte Sally gefragt, was sie suchte, und ihr den Tipp gegeben, nicht jedes Mal die ganze Zeitung zu lesen – die Polizei- und

Gerichtsberichte standen immer auf zwei ganz bestimmten Seiten. Außerdem waren die anscheinend immer nur an drei festen Tagen abgedruckt worden. Das machte die Suche einfacher.

Die letzten drei Jahre hatte sie sich online angesehen. Sie schätzte, dass die Sache nicht länger als fünfzehn Jahre zurückliegen konnte. Dann blieben also noch zwölf Jahre. Das waren immer noch hundertsechzig Ausgaben pro Jahr. Insgesamt mehr als zweitausend Seiten, die sie sich ansehen musste. Würde ein langer Tag werden.

Gut, dass sie heute gar nicht erst zur Schule gegangen war.

Sally las sich durch Hunderte von Kurzmeldungen zu Autounfällen, Diebstählen, Erpressungsversuchen, Schlägereien und Einbrüchen. Oder Fahrerflucht. Ab und zu eine Messerstecherei. Irgendwann flimmerte es ihr vor den Augen, und sie musste sich zurücklehnen. Ihr Rücken tat weh. Sie war fast allein im Raum. Nur die Praktikantin saß an ihrem Schreibtisch und arbeitete still an ihrem Laptop. Der Bildschirm summte ganz leise. Sie sah nach oben. Die Fenster schnitten sehr ordentlich ein perfekt rechteckiges, perfekt blaues Stück Herbsthimmel aus. Plötzlich packte sie fast körperlich eine Sehnsucht danach, über weite, leere Felder zu laufen und Birnen im Laub rot und gelb gegen genauso einen blauen Himmel leuchten zu sehen. Eine Sehnsucht nach den Gerüchen da draußen und eine Sehnsucht nach der Freiheit. Ihre Beine zuckten. Sie wollte mit aller Kraft, dass es nicht stimmte, was sie von Liss behaupteten. Oder dass es eine andere Wahrheit gab, die unter dem lag, was sie alle als Fakten ausgaben, glatt poliert und schlüssig – und trotzdem falsch. Sie gab sich einen Ruck und schob den nächsten Mikrofilm ein.

»Du bist ganz schön zäh«, meinte die Praktikantin viel später.

Sally schrak hoch. Sie war so ins Lesen vertieft gewesen, dass sie alles um sich herum nur wie ein leises, stetiges Rauschen wahrgenommen hatte.

»Na ja. Ich will fertig werden.«

Die Praktikantin sah auf ihren Laptop.

»Ich hoffe, du schaffst es. Ich muss hier leider um fünf schließen. Das sind nur noch anderthalb Stunden. Du hast echt keine Pause gemacht.«

Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ich weiß«, sagte Sally. Es war zwar eine Bemerkung, die sie gerade nicht gebraucht hätte, aber sie wollte die Praktikantin nicht blöd anmachen. Die war ganz okay.

»Ich bin bald fertig. Anderthalb Jahrgänge noch.«

Die Praktikantin nickte.

Sally gab sich Mühe, sich nicht davon ablenken zu lassen, dass sie nicht mehr viel Zeit hatte. Schlimmstenfalls würde sie morgen noch mal hierherfahren. Es war wie eine Belohnung, dass sie nur ein paar Ausgaben später den Artikel fand, nach dem sie gesucht hatte.

Ehemann im Streit fast erstochen, war die Überschrift. *Zweiunddreißigjährige schweigt zu Vorwürfen. Staatsanwalt fordert acht Jahre.*

Die plötzliche Aufregung nach einem langen erschöpfenden Tag schoss ihr durch den Magen in die Arme und Beine wie ein Stromstoß des Erschreckens. Es war etwas anderes, eine vage Geschichte von ihren Eltern zu hören, als hier zu lesen, was geschehen war. Sie überflog den Artikel ein erstes Mal, dann las sie ihn noch einmal langsam. Sie wusste sofort, dass es sich nur um Liss handeln konnte. Der Streit war in der Speisekammer eskaliert, stand da. Die Frau hätte ein Messer gegriffen und ihren Mann zu erstechen versucht. Mit einem einzigen Stich. Der Staatsanwalt wertete das als besondere Schwere, weil Liss gewusst hätte, wohin sie zielen musste. Dass sie davon ausgehen konnte, dieser eine Stich sei tödlich. Dass sie ihn nicht nur verletzen wollte. Und dass sie die Richterin bei der Frage, ob sie ihren Mann töten wollte, nur lange angesehen habe.

Ja. Das konnte Sally sich vorstellen. Sie zitterte innerlich, aber ihre Hände waren ruhig, als sie den Film herausnahm und zur Praktikantin trug. Man konnte eine Kopie machen lassen.

»Was gefunden?«, fragte die junge Frau, als sie den Film entgegennahm.

»Ja«, nickte Sally. »Danke«, fügte sie noch hinzu, als hätte sie nicht allein nach dem Artikel gesucht.

Als sie im Zug saß, las sie den Artikel wieder und wieder. Es stand für einen Gerichtsbericht eigentlich alles drin, aber in Wirklichkeit fingen die Fragen jetzt erst an. Liss hatte vor Gericht nichts gesagt. Warum nicht? Hatte Sally den Artikel übersehen, in dem über den Ausgang des Verfahrens berichtet wurde? Hatte Liss wirklich acht Jahre bekommen? Und wie war der Streit wirklich abgelaufen? In der Zeitung stand alles und nichts. Jahrelange Streitereien. Immer wieder auch tätliche Auseinandersetzungen, hatte ein Nachbar ausgesagt. Wer war das? Der blöde Sack vom Birnengarten? Aber hätte sich Liss dann jemals wieder das Auto von dem geliehen? Und wieso lebte sie überhaupt auf dem Hof, wo das alles anscheinend passiert war? Sie wäre nie wieder zurückgegangen, dachte sie. Dorthin.

Sally erinnerte sich an die Speisekammer, in der sie mit Liss das Brot gemacht hatte. Da? Dann dachte sie an ihr Zimmer. Hatte ihr Mann dort gearbeitet? Geschlafen? Oder bei ihr?

Es war noch immer sonnig. Die Bahnstrecke führte zwischendurch ein bisschen über Land. Nicht sehr weit, und es gab immer irgendwo Häuser im Hintergrund, aber da war ein Weg, der von Ahornbäumen gesäumt war. Sie waren insgesamt noch grün, doch auf der Südseite leuchteten schon rote Flecken in der tief stehenden Sonne.

Sie sollte das sehen. Sie sollte das sehen und es so schön finden wie ich. Sie sollte neben mir sitzen und das sehen, weil sie gemacht hat, dass ich dieses Rot überhaupt erst wahrnehmen kann.

Es war eigenartig, sich das einzugestehen. Sally saß ganz still. Die Bäume waren längst weg. Die Vorstadt rückte an die Bahnstrecke heran, immer näher und schloss sie schließlich ein. Die backsteinernen, hässlichen Rückseiten der Häuser flogen vorbei. Wie

ein Gefängnis, dachte sie, und dann versuchte sie, sich vorzustellen, wie man acht Jahre in so einem Haus saß. Auf der anderen Seite der Mauer, und man konnte die Züge nur hören.

Acht Jahre lang.

Acht Jahre lang keinen roten Ahorn im Herbst.

Als sie aus dem Zug stieg, wusste sie, was zu tun war.

4. Oktober

Mit dem Kleinen konnte man nicht im Fluss baden gehen. Deshalb waren sie zum Waldsee gefahren, an dem sie sich früher manchmal getroffen hatten. Früher, als Sonny noch ganz anders gewesen war: wild. Frei. Einer von denen, die mit dem Motorrad durch die engen Gassen des Dorfes schossen, über die Gehsteige und durch die Höfe der Nachbarn und manchmal sogar den engen Gang durch einen Kuhstall, wenn das der schnellere Weg von der vorderen zur hinteren Straße war und sie über das wütende Geschrei nur lachten, denn was konnten die anderen ihnen schon anhaben?

Am See hatte sie das erste Mal gekifft. Wie verwegen sie sich vorgekommen war! Und wie genau sie damals auf einmal wusste, dass sie weggehen würde. Dass sie hier nicht leben konnte und dass Sonny und sie es zusammen schaffen würden.

Am See hatten sie zum ersten Mal Sex gehabt. In einer Augustnacht. Heiß war es, aber der Himmel bedeckt, und deshalb hatte Sonny den Scheinwerfer am Motorrad angelassen und auf den See gerichtet; wenn man im Wasser war und zum Ufer sah, leuchtete er wie ein Mond, der zwischen die Bäume gefallen war. Sie schwammen nackt. Vor Sonny hatte sie sich das nie getraut. Sie schwammen nackt, und ihre Beine berührten sich kühl im Wasser, und dann lief jedes Mal ein Schauer über ihren ganzen Körper. Der schlammige Grund unter ihren Füßen fühlte sich warm an, als sie aus dem See stiegen. Während sie sich mit ihrem T-Shirt abzutrocknen begann, kam er zu ihr, nahm es ihr aus der Hand, warf es einfach weg und küsste sie. Im Gras vor der Bank, im Mondlicht des Motorradscheinwerfers, hatten sie sich geliebt.

Sie musste daran denken, als sie Sonny zusah, wie er sich auszog. Sie musste immer daran denken, wenn sie am See war, aber das kam nicht mehr oft vor. Ihr Sohn saß auf der Decke, die sie ausgebreitet hatte, und verstrickte sich in seinem Hemd, als er versuchte, es über den Kopf zu ziehen, ohne es aufzuknöpfen. Sie musste lachen.

Komm, ich helfe dir.

Nein, ich kann es allein.

Sein Gesicht stak im Hemdchen fest, und bei dem Versuch, sich zu befreien, kippte er nach hinten und musste auch lachen. Sie sah zu Sonny hoch, aber er lachte nicht. Er war schon auf der Fahrt ungeduldig gewesen, hatte die Kurven scharf genommen, war dichter aufgefahren als sonst und musste deshalb oft ruckartig bremsen.

Sie lächelte zu ihm hoch. Manchmal funktionierte das noch, aber heute stand er über ihnen und verzog den Mund nicht. Mürrisch zwischen schmalen Lippen:

Es kommt Gewitter, und wir wollen doch noch schwimmen.

Liss sah nach Westen. Über den Bäumen stand wirklich schon eine dunkle Wolkenwand, aber noch war es sonnig und heiß, wenn auch das Sonnenlicht schon wie durch einen feinen Dunst auf die fast glatt daliegende Oberfläche des Sees fiel.

Komm, Peter, Papa hat es eilig.

Sie half ihm mit dem Hemd, aber dann bestand er darauf, sich alleine auszuziehen, zog die Badehose an und griff nach Sonnys Hand. Liss hatte auf einmal ein dickes Gefühl im Hals, als wollte sie weinen, und dabei war es doch so ein schöner Tag. Doch sie hatte auf einmal dieses Gefühl, als ob alles schneller wurde, als ob ihr die Zeit entglitte. Wie er dastand, neben seinem Vater. Schon sieben Jahre alt, schlank und so hübsch. Er hatte viel von Sonny. Auch wenn Sonny nicht mehr so schlank wie früher war, sah er doch immer noch sehr gut aus. Was für ein seltsames Gefühl zwischen Glück und Abschied.

Sie stand auch von der Decke auf. Die Mücken tanzten um sie herum wie wahnsinnig. Das machte das drohende Gewitter. Schnell streifte sie ihre Kleider ab.

Willst du so bleiben?

Sonny deutete auf ihren Busen.

Was?

Liss verstand nicht. Sie hatte eine Bikinihose an. Mehr hatte sie auch nicht mitgenommen.

Ob du so bleiben willst?

Sonny, es ist keiner da außer uns.

Sie kannte diesen Ton und diesen Blick, und er ging ihr auf die Nerven. Er sagte nichts, sondern ging aufs Wasser zu. Peter folgte ihm. Ihre gute Stimmung war auf einmal verflogen. Das konnte er gut. Früher war es andersherum gewesen. Da hatte er die Leute mitgerissen, begeistert, seine sprühende Laune hatte die anderen elektrisiert. Es war, als konnte er es nicht ertragen, wenn andere seinen Optimismus, seine Unbekümmertheit nicht teilten, und deshalb gab er keine Ruhe, bis alle ebenso empfanden. Aber so war es auch, wenn er schlecht gelaunt war, mürrisch, aus unerfindlichen Gründen ärgerlich. Dann zog er alle zu sich hinunter.

Kalt!

Peter stand bis zu den Knien im Wasser und zog die Beine hoch, wenn eine kleine Welle ihn traf.

Ach was!

Sonny spritzte ihn an.

Nein!, krähte Peter. Nicht.

Lass ihn.

Was? Das Wasser ist brühwarm! Er soll sich nicht so anstellen.

Sonny spritzte ihn erneut an. Peter weinte fast.

Spritz zurück.

Liss spritzte Sonny an. Peter sah einen Augenblick zu, dann spritzte er auch.

Lass das! Peter, ich warne dich!

Der Kleine hatte Gefallen an dem Spiel gefunden. Vergessen war, dass er eben noch das Wasser kalt gefunden hatte. Sie standen im Schlamm, und er warf mit beiden Händen Wasser auf seinen Vater.

Peter!

Liss lachte. Peter bückte sich und kam hoch, die Hände voller triefendem Schlick und warf damit nach Sonny. Sonny machte zwei Schritte durch das Wasser und schlug zu. Peter fiel um. Liss stand eine Sekunde wie starr.

Spinnst du? Spinnst du?, schrie sie, während sie Peter aufhob, der nicht einmal weinte, weil er gar nicht verstand und weil er Wasser geschluckt hatte, dann spuckte und hustete.

Bist du krank? Bist du … was war das denn?

Ich habe ihn gewarnt.

Sonny stand da, kalt und fremd, und sie war völlig fassungslos und dabei so wütend wie nie zuvor.

Du hast ihn gewarnt? Er ist sieben! Er ist ein Kind!

Er muss hören.

Du hast ihn richtig umgehauen!

Der Junge weinte jetzt richtig. Auf seiner Wange begann sich Sonnys Hand rot abzuzeichnen. Liss fühlte, wie ein Zorn in ihr hochstieg, den sie kaum noch aushielt. Sie trat dicht vor Sonny hin.

Du schlägst mein Kind nicht. Nie wieder!

Sonny schlug ihr auf den Mund.

Es war windig, aber nicht kalt. Gut für den Wein, dachte sie automatisch, die Beeren würden rechtzeitig abtrocknen und nicht faulen. Bei dem Gedanken blieb sie stehen. Immer noch dachte sie so. Warum hörte das nicht auf? Es hatte doch keine Bedeutung mehr. Die Beeren würden sowieso am Stock verfaulen, wenn sich nicht jemand traute, sie zu ernten.

Das geht mich alles nichts mehr an, dachte sie, es hat keine Bedeutung mehr. Und dass sie solche Gedanken hatte, war nur noch ein Grund mehr. Noch ein Beweis dafür, dass sie in einem Leben

gefangen war, das von Anfang an falsch gewesen war und dem sie nie hatte entkommen können. Sie lehnte sich an das raue Holz des Schuppens. Als Kind hatte sie von all den griechischen Sagenhelden Achill am meisten fasziniert. Er war so zornig, wie sie immer sein wollte, so stark und so tödlich. Und immer wieder, wenn die Stelle kam, wo der Pfeil seine Ferse traf und ihn fällte, immer wieder hatte sie dann weinen müssen. So fühlte sie sich, seit sie sie wieder auf die Polizei mitgenommen hatten. Nein, korrigierte sie sich im Stillen, so fühlte sie sich, seit das Mädchen fort war. Als hätte man ihr die Sehnen durchgeschnitten. Dann nützte einem alle Stärke nichts. Die Muskeln waren auf einmal sinnlos, denn es gab nichts mehr, worauf sie ihre Kraft hätten übertragen können. Äußerlich war sie noch stark, aber das nützte nichts mehr. Sie war gefällt worden.

Sie ging zum Hühnerstall und öffnete ihn. Die Hühner kamen gackernd heraus – sie waren fast zwei Tage eingesperrt gewesen. Liss sah ihnen zu, wie sie sich auf der Suche nach Futter im Hof und im Garten aufgeregt zerstreuten. Hühner konnten auch ohne Kopf noch herumlaufen. Sie hatte das mehr als einmal gesehen, wenn ihre Mutter ein Huhn geschlachtet hatte. Noch so ein Bild. Wenn der Kopf weg war, dann fühlten die nichts mehr. Aber irgendwie konnten sie noch laufen, ohne umzufallen. Ohne zu sehen und zu hören und zu fühlen. Im wahrsten Sinne des Wortes eine sinnlose Existenz. Sie sah hoch. Der Himmel war blau gefegt, zerrissene Wolken zogen nach Osten. Als Kind hatte sie solche Tage insgeheim Seefahrerwetter genannt. Wie ein Segel hatte sie sich gefühlt, wenn sie sich auf die leeren Felder gestohlen hatte und die Arme ausgebreitet und gespürt hatte, wie der Wind sie wegtragen wollte. Und jetzt? Sie sah in den Himmel und spürte nichts mehr. Nicht einmal die Sehnsucht. Innen war sie schon tot.

Sie rangierte den Hänger mit dem Holz in die Scheune, kuppelte den Traktor ab und stellte ihn daneben. Sie ging durch den Hof und räumte die Geräte an ihren Platz. Den Straßenbesen in den alten Stall. Die Heugabel in die Scheune. Die Schubkarre unter Dach,

gekippt, damit sich kein Wasser darin sammelte. Sie wusste nicht, warum sie das tat, denn es hatte eigentlich keine Bedeutung. Schließlich war der Hof aufgeräumt, und sie ging ins Haus, stieg nach oben in ihr Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch und nahm ein leeres Blatt aus der Schublade mit den Briefen.

Lieber Peter, begann sie, *das ist mein letzter Brief an Dich*.

5. Oktober

»Hey, Sarah, solltest du nicht in der Schule sein?«

Super. Warum war er selbst nicht in der Schule? Manchmal hatte sie den Eindruck, dass Lehrer nie arbeiteten. Es war Brettschneider. In seinen Cordhosen, von denen er wahrscheinlich vier Paar hatte, alle in unterschiedlichen Brauntönen, saß er auf einem der abgeranzten Plastikstühle vor der Bäckerei am Bahnhof und hatte vermutlich einen Latte macchiato in seinem Pappbecher, weil er vor zehn Jahren mal gehört hatte, dass so was jetzt angesagt sei. Reflexartig war sie schon dabei, irgendwas zu erzählen. Ich bin krank oder auf dem Weg zum Arzt, oder mir geht's heute nicht gut oder sonst irgendeine Lüge. Aber eigentlich wollte sie das nicht. Eigentlich sollte man einfach sagen, was Sache war.

»Ich gehe heute nicht.«

»Was?«

Es war deutlich zu sehen, dass Brettschneider mit so einer Antwort überfordert war.

»Was meinst du, ich gehe heute nicht?«

»Der Satz war nicht so schwierig, oder?« Sally spürte, wie es heiß in ihr hochstieg, aber sie beherrschte sich. »Da war nicht mal ein Komma drin oder so. Ich gehe heute nicht. Es gibt manchmal Wichtigeres als die Schule.«

Brettschneider stand halb auf, und Sallys Muskeln spannten sich, aber er schaffte es bloß zu einem kraftlosen: »Pass bloß auf, Sarah, pass bloß auf. Auch die Geduld der Schule hat Grenzen.«

Sie setzte an, etwas zu sagen, aber dann war es, als sähe sie ihn auf einmal richtig und ganz. Der Mann war innen viel kaputter, als sie es

überhaupt jemals gewesen war. Und daran würde sich auch nichts mehr ändern.

»Tut mir leid«, sagte sie deshalb und meinte es ehrlich. Er wusste ja nicht, dass sie ihn meinte und nicht ihr eigenes Fehlverhalten. Brettschneider setzte sich verunsichert wieder hin, und sie ging weiter zum Bahnhof. Ihr Atem rauchte in der kalten Luft. Der Herbst war jetzt wirklich da.

Als sie im Zug saß, hatte sie Zeit nachzudenken. Wem hatte sie die Briefe geschrieben? Wer war Peter? Ihr Freund? Womöglich ihr Mann? Wie krank wäre das, dem Mann Briefe zu schreiben, den sie fast umgebracht hatte? Und warum hatte sie die Briefe nie abgeschickt? Vielleicht war Peter tot, wer immer er war. Aber das war dann auch komisch. Und außerdem, erinnerte sie sich, hatte Liss ja geschrieben, dass sie nicht wusste, wie er heute aussah und ob sie ihn noch wiedererkennen würde. Also war er wahrscheinlich doch noch am Leben, und sie hatte ihn bloß ewig nicht gesehen. Ihr Liebhaber vielleicht. Und dann gab es womöglich einen Grund, weshalb sie ihren Mann …

Aber das war eigentlich alles egal, weil es nur eine Sache gab, die wirklich wichtig war. Sie musste mit Liss reden.

Auf einmal war ihr der Zug zu langsam. Ein Regionalzug, der an jeder Ecke hielt. Während sie aus dem Fenster sah, überlegte sie sich, wie lang sie mit dem Fahrrad gebraucht hätte. Wahrscheinlich sechs Stunden oder acht. Die Landschaft veränderte sich allmählich. Fast unmerklich hoben sich die ersten Weinberge aus der flachen Landschaft. Der Dunst hatte sich aufgelöst, und in der Morgensonne sah ein geeggter Acker aus wie eben frisch gekämmt. Auf einem anderen stand eine dünne Linie von Maisstengeln, an der die Erntemaschine wohl ganz knapp vorbeigefahren war. Sie hatten etwas Verlorenes, diese immer noch grünen hochgewachsenen Pflanzen, wie sie da hintereinander in einer Linie im Nichts standen, als warteten sie geduldig auf etwas, das nie kommen würde. Sie

wollte nicht, dass es ihr so ging. Sie wollte nicht, dass es Liss so ging. Wenn sie jetzt an die Wochen dachte, die sie bei Liss gewesen war, fiel ihr erst auf, wie wenig sie von ihr mitbekommen hatte. Klar. Sie hatte ja immer nur in sich selbst hineingesehen. Ihre Ungeduld wurde immer größer. Sie wippte nervös mit den Beinen. Schließlich stand sie auf und ging durch den Gang bis zu den Türen, lehnte sich dort an den Faltbalg und unterdrückte den Wunsch, auf ihr Handy zu sehen. Wie schnell man sich wieder daran gewöhnte. Manchmal hatte es sich so gut angefühlt, von niemandem erreicht werden zu können. Dass keiner wusste, wo man war und was man gerade tat. Ein Luxus. Trotzdem – jetzt gerade hätte sie gerne Liss' Nummer gehabt. Oder eigentlich schon vorher. Sie hätte sie am liebsten schon am Tag danach angerufen, aber sie hatte keine Nummer und keine Mail-Adresse. Sie konnte sich nicht mal erinnern, ob im Haus ein Festnetztelefon gewesen war. Der Zug fuhr ein, und sie drückte schon auf den Knopf, bevor er ganz stand. Es war das erste Mal, dass sie hier am Bahnhof war, und sie musste sich erst umsehen, von wo die Busse abfuhren. Ungeduldig rannte sie zur Haltestelle, ungeduldig verfolgte sie auf dem Fahrplan im Bus Haltestelle um Haltestelle, und erst als sie die lange Steigung zwischen den Weinbergen genommen hatten und sie am Horizont die Kirchturmspitze vor dem hellen Oktoberhimmel aufscheinen sah, wurde die Ungeduld zu Nervosität. Keine Ahnung, was Liss davon halten würde, dass sie wieder auftauchte. In ihrem Kopf waren plötzlich Bilder einer wütenden Liss, die sie anschrie abzuhauen, du hast mir nur Ärger gebracht ich will dich nie wieder hier sehen du bist wie alle anderen hau ab hau ab hau ab. Und dann die anderen Bilder. Liss im Bad mit dem komischen Blick. Liss und das Reh. Liss, die sie manchmal zehn Minuten lang schweigend am Küchentisch beobachtet hatte.

Nein. Sie war nicht gefährlich. Oder doch, okay, sie war … gab es das, dass man so völlig austickte? Würde sie selbst so völlig austicken und jemand mit dem Messer angreifen? Es war ja nur

dieses einzige Mal gewesen und … Scheiße. Sie dachte in die falsche Richtung. Vielleicht war Liss auf so eine ruhige Art wahnsinnig, und ihre Eltern hatten doch recht. Es war irgendwie völlig anders, das nur aus der Ferne zu wissen und jetzt auf einmal ganz nah zu sein. Super. Das waren genau die richtigen Gedanken. Vor allem in diesem Augenblick: Sie war da.

Es war nicht sehr weit von der Bushaltestelle zum Hof, aber auf einmal hatte sie es überhaupt nicht mehr eilig. Sie ging langsam um die Kurve, und da war zuerst der Walnussbaum vor der Haustür. Alle Blätter waren noch grün. Als ob hier die Zeit stehen geblieben wäre. Sie war sich unsicher, ob sie so wie sonst einfach zur Terrassentür gehen sollte, um ins Haus zu kommen. Die Haustür wurde ja fast nie benutzt, aber konnte sie jetzt einfach so … egal. Sie ging über den Hof. Er war aufgeräumt. Das Scheunentor war zu. Sie musste plötzlich ein-, zweimal schneller atmen. Vielleicht war sie weggefahren. Aber dann probierte sie die Terrassentür, und sie war offen.

»Hallo? Liss?«

Sie trat in die Küche und rief noch mal.

»Liss?«

Irgendwas war komisch. Es war zu still. Die Hühner. Sie hörte die Hühner nicht. Sie ging durch das ganze Haus, aber sie wusste schon, dass es leer war. Dann lief sie an der Speisekammer vorbei und stieg hinab in den Keller. Betäubend hing der Geruch von Birnen in der Luft. Es war, als würde er sie ganz durchströmen und ihr ganzes Inneres ausfüllen, so sehr mochte sie ihn. Mit dem Duft stellte sich plötzlich auch wieder Ruhe in ihr ein. Es war wie heimkommen. Langsam stieg sie die Treppe wieder hoch. Vielleicht war Liss im Garten. Sie ging durch die Küche auf den Hof und von dort den Weg nach hinten in den Garten, am Hühnerstall vorbei. Erschrocken blieb sie stehen. Die Hühner waren alle tot. Vor der niedrigen Holztür stand ein Hackklotz, in dem das Beil stak. Daneben lagen in einem

kleinen Haufen die Köpfe. Und überall um den Stall und auf dem Weg verstreut lagen acht tote Hühner.

Scheiße. Scheiße. Irgendwas war kaputt. Irgendwas stimmte gar nicht. Warum hatte Liss … Liss hatte die Hühner gemocht. Als sie den Stein nach einem der Hühner geworfen hatte, da hatte Liss … Verflucht! Verflucht! Ihr Kopf wollte nicht denken. Sie schlug sich mit der flachen Hand ein paarmal auf die Schläfe, sah auf die toten Hühner und versuchte, sich zum Nachdenken zu zwingen. Was war los? Was war passiert? Warum hatte Liss die Hühner getötet? Plötzlich rannte sie eine brutale Angst wie aus dem Nichts kommend fast um.

»Liss!«, schrie sie durch den Garten. Es kam keine Antwort. Sally fragte sich, ob sie im Haus wirklich in alle Zimmer gesehen hatte. Sie rannte zurück und hatte irgendwelche Scheißbilder aus Filmen vor sich, wie Leute sich im Bad aufgehängt hatten oder an der Lampe im Wohnzimmer. Panisch riss sie Türen auf, sah ins Bad und in die Toilette und rannte sogar das erste Mal auf den Dachboden, auf dem sie vorher noch nie gewesen war. Liss war nirgends. Sie versuchte, sich einzureden, dass Liss bloß irgendwohin aufs Feld gefahren war, aber sie glaubte sich selber nicht. Durch die Ziegel fiel das Sonnenlicht in einem schrägen Gitter auf den staubigen Bretterboden. Sie hob eines der Dachfenster hoch, hakte es ein und zog sich am Rahmen hoch, um hinaussehen zu können. Der Garten, der Hof, die Straße – alles leer.

Überleg! Denk! Sie zwang sich, ruhig zu atmen. Sie nahm die Stiege, ging die Treppe hinunter und kam an Liss' Zimmer vorbei. Diesmal zögerte sie nicht. Sie ging hinein und sah auf dem Schreibtisch die Briefe liegen, die sie vor ein paar Tagen in der Schublade gefunden hatte. Sie lagen ganz ordentlich gestapelt da. Die Umschläge waren alle datiert, und auf jedem stand: »Peter«. Nur der Name, sonst nichts. Der oberste war zwölf Jahre alt. Sie blätterte sie durch; die Briefe wurden jünger, und der letzte war von gestern. Sie riss ihn auf.

Lieber Peter, das ist mein letzter Brief an Dich …

Scheiße! O Scheißscheißescheißescheiße! Sie las den ganzen Brief, aber da stand nicht, wo und wann und wie! Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Mit dem Brief in der Hand lief sie hinunter, durch die Küche und über den Hof zur Scheune. Das Tor war zu, aber die Tür ließ sich öffnen. Wie immer war es innen dämmerig, und der Geruch nach Stroh, nach Staub und der Jute der Kartoffelsäcke machte, dass ihre Angst von innen mit einer heißen Hand durch die Lunge nach oben fasste und begann, mit zwei Fingern ihre Kehle zuzudrücken. Die Angst, das alles für immer zu verlieren. Diese Gerüche und die Scheune und … und Liss.

Der Traktor stand da. Aber das Fahrrad fehlte. Das, auf dem sie immer gefahren war. Das Herrenrad. Aus einem Impuls heraus ging sie hinüber zum Traktor, stieg auf das Trittbrett und schob die Hand unter den Sitz. Es war, als fiele etwas von ihr ab, als sie die Metallkiste spürte. Sie war noch da! Und im selben Moment drückten die Finger wieder zu, denn als sie sie herauszog, spürte sie es schon. Die Box war viel zu leicht. Die Pistole war weg.

Wo war sie wo war sie wo war sie wo war sie? Sie atmete flach und schnell und panisch. Sie stand da, hielt die leere Box in der Hand und versuchte, sich vorzustellen, wo Liss hingegangen war. Sie hatte keine Ahnung. Wo geht man hin, wenn man sich umbringen will? In den Wald? Auf einen Acker? Wo würde sie selbst hingehen? In ihr stürzten Bilder wie aus einem Regal, das gerade umkippte. Die Brücke unten am Fluss. Der Efeubaum auf dem Spielplatz, bevor sie umgezogen waren. Das Hochhausdach, auf dem sie nachts mal mit Ben gewesen war und wo sie sich geküsst hatten.

Sie holte tief Luft. Okay.

Die schönen Orte. Die Orte mit Bedeutung. Da würde sie hingehen, wenn sie sich umbringen wollte. Sie hatte keine Ahnung, welche Orte für Liss Bedeutung hatten. Aber sie hatte das Fahrrad genommen. Wo konnte sie mit dem Fahrrad hin? Ihr selbst würde es

nichts ausmachen, weit zu fahren, denn wenn sie nicht mehr zurückmusste, wäre ihr das gleichgültig. Es konnten dreißig Kilometer sein. Vierzig. Egal. Es kam ja nicht mehr darauf an, ob man erschöpft war. Dann wäre ja sowieso alles vorbei.

Sie stand still und versuchte, wie Liss zu denken. Es nützte nichts. Sie wusste ja nichts von ihr. Oder doch. Bei den Bienen vielleicht, aber dazu hätte sie kein Fahrrad gebraucht. Auf einmal fielen ihr zwei Sachen gleichzeitig ein: das alte Motorrad oben in der Maschinenhalle, hinter der die Bienenstöcke standen. Und der Ort, von dem sie ganz sicher wusste, dass er für Liss eine Bedeutung hatte.

Sie hatte keinen Helm gefunden, und es hatte lange gedauert, bis sie das Motorrad zum Laufen gebracht hatte und das nur, weil sie zu verflucht blöd gewesen war, den Benzinhahn zu öffnen. Weil man immer glaubte, an einem Gerät, das lange herumgestanden hat, müsste irgendwas kaputt sein. Weil man nicht an das Einfachste dachte, sondern immer irgendwie um die Ecke.

Das Beinhaus. Wieso hatte sie nicht gleich daran gedacht? Das Beinhaus. Bitte bitte bitte lass sie zum Beinhaus fahren. Lass sie dort sein. Nein, lass sie noch nicht dort sein. Lass sie noch fahren. Lass mich sie einholen. Lass sie … lass sie nicht tot sein.

Es war ihr egal, dass sie gerade irgendwie betete. Es waren einfach Gedankenschreie. Sie wollte, dass irgendwas, irgendjemand sie hörte. Dass irgendjemand machte, dass Liss noch nicht tot war. Dass es einmal nicht so war, wie es immer war.

Sie fuhr die Landstraße entlang, die sie schon einmal mit dem Fahrrad genommen hatte, damals im Regen, als Liss sie mit dem Bus aufgelesen hatte. Sie kniff die Augen zusammen. Der Fahrtwind ließ ihre Augen tränen, aber sie fuhr, so schnell es ging. Als sie an die Kreuzung im Tal kam, hielt sie an. Sie hatte vergessen, ob rechts oder links. Sie hatte wirklich vergessen, ob der Fluss rechts oder links von

ihnen gelegen hatte! Sie schloss kurz die Augen und versuchte, das Bild zurück in ihren Kopf zu zwingen. Wie hatte die Straße ausgesehen, damals, im Regen? Sie wusste noch, dass sie das Fenster geöffnet hatte. Dass sie das Gesicht in den Regen gehalten hatte. Wo war der Fluss gewesen? Links? Rechts?

Und dann war es auf einmal wieder da. Sie waren rechts den Berg hochgefahren. Der Fluss war links gewesen. Fuck. Wie hatte sie das vergessen können? Sie gab Gas, das Hinterrad drehte kurz durch, sie schlitterte schräg auf die Hauptstraße, wäre beinahe gestürzt, schwankte wild hin und her und bekam die Maschine wieder in den Griff. Sie war bisher immer nur schwarz Motorrad gefahren und nur auf irgendwelchen Vorortstraßen, mit dreißig vielleicht. Hoffentlich hielt sie keiner an. Ein schwarzer Audi fuhr neben ihr her. Der Fahrer machte ihr wild Zeichen, deutete immer auf seinen Kopf, weil sie keinen Helm trug. Leck mich. Sie wollte ihm den Finger zeigen, aber dann hielt sie sich zurück. Jetzt keinen Ärger. Sie nickte nur und hob die Schultern, wie um zu sagen, dass sie den Helm einfach vergessen hatte.

Es konnte ja nicht so weit sein. Scheiße, sie musste das einfach schaffen, ohne dass sie der Polizei begegnete. Oder … nein … vielleicht wäre das gar nicht so schlecht. Sie könnte ihnen sagen, dass sie auf dem Weg war, um jemanden … ja, was? Davon abzuhalten, sich umzubringen? Noch mal Scheiße! Sie wusste ja gar nicht, ob Liss wirklich dort war. Es war das Einzige, was ihr eingefallen war. Das Einzige, was ihr erlaubte, nicht auf dem Hof zu stehen und zu warten, bis alles vorbei war. Sie fuhr jetzt, was das Motorrad hergab. Das Atmen fiel ihr schwer. Ihre Hände wurden immer kälter. Sie fror vor lauter Aufregung, und der Fahrtwind machte es nicht besser. Jeden Atemzug musste sie zitternd vor Anstrengung in die Lungen pumpen und atmete immer viel zu schnell wieder aus. Wo war das Kaff? Wo waren sie hochgefahren? Als das Ortsschild in Sicht kam, wurde sie langsamer, aber sie konnte sich nicht an den Namen erinnern, vielleicht hatte sie den damals

auch gar nicht mitgekriegt. Die Kirche. Man musste die Kirche sehen können. Die war oben am Berg gelegen. Sie rollte jetzt ziemlich langsam durch den Ort, bis sie endlich zwischen den Häusern die Kirchturmspitze entdeckte. Die Altstadt kam, und nun erkannte sie auch den Platz wieder, auf dem sie geparkt hatten. Sie ratterte über das Kopfsteinpflaster und die Gasse hoch zum Eingang des Kirchhofs. Zitternd vor Kälte und Aufregung sprang sie vom Motorrad, lehnte es an die Mauer, rannte durch die offen stehende Pforte und blieb stehen, als hätte man ihr mit der Faust auf die Brust geschlagen. Da lag das Fahrrad. Sie hatte recht gehabt. Da lag ihr Fahrrad im Gras zwischen den welken Blättern. Liss war hier. Und jetzt? Sollte sie einfach rufen? Aber vielleicht war das genau das Falsche. Vielleicht brachte sie sich dann noch schnell um, weil sie nicht wollte, dass man sie … vielleicht war sie schon tot. Wie lange war sie schon da? Wie lange konnte sie schon … vielleicht lag sie einfach bei den Knochen und ihr Kopf in einem See von Blut das hatte sie mal gesehen da war Oskar der lustige Oskar in der sechsten Klasse war das auf dem Geländer im dritten Stock rumgehampelt sechste Klasse erst in den Schacht gefallen am Ende der Pause gleich nach dem Gong in den Treppenschacht gefallen und der Kopf wie ein Ei aufgeschlagen in einem See von Blut so ein dunkler See … stopp. Stopp!

Sie zwang sich, Luft zu holen. Ganz kurz ging sie in die Knie, stützte die Hände auf das taufeuchte, kalte Pflaster und atmete. Dann stand sie auf und ging auf die Kapelle zu, in der Liss sein musste.

Das Gittertor war angelehnt. Es war dunkel bis auf das Licht, das von draußen in den Gang fiel. Sally ging ein paar Schritte hinein.

»Liss?«

Sie sagte es ganz ruhig. Wenn Liss … wenn sie noch lebte, wollte sie sie nicht erschrecken. Aber es kam keine Antwort.

»Liss?«

Vorsichtig trat sie noch ein paar Schritte näher. Sie war jetzt dort, wo sich der Gang zu der Gruft erweiterte. Die Tausende Knochen glänzten schwach. Da war niemand, aber weil die Mauern vorsprangen, konnte sie nicht sehen, ob Liss vielleicht rechts oder links an der Rückwand war.

»Liss?«

Nichts.

Augen zu. Augen auf. Jetzt. Sie ging in den Raum hinein, stellte sich vor die Knochen und drehte sich dann um. Liss saß in der Ecke. Regungslos.

»Geh weg.«

»Hallo, Liss.«

Sie wusste nicht, was sie sonst sagen konnte.

»Geh weg«, sagte Liss noch einmal dumpf. »Ich will nicht, dass du dabei bist.«

»Liss!«

Sally wusste immer noch nicht, was sie sagen sollte. Jetzt verfluchte sie sich für ihre Blödheit. Sie hätte die Polizei anrufen sollen. Sie hatte keine Ahnung, was man sagen, tun, nicht tun sollte. Sie hatte nicht nachgedacht.

Liss saß mit dem Rücken an der Wand und hatte die Pistole im Schoß. Ihr Haar war wirr, und sie sah verwüstet aus, als hätte sie tagelang nicht geschlafen. Hatte sie wohl auch nicht.

»Ich kann jetzt nicht mehr weggehen.«

»Eigentlich ist es auch egal«, sagte Liss tonlos und hob die Pistole.

»Nein!«, schrie Sally. »Nein! Nein!«

Sie wollte springen, rutschte auf dem feuchten Boden aus, fiel vor Liss schwer hin, wartete schon im Fallen entsetzt auf den Knall und schlug mit dem Kopf auf.

Sie stöhnte. Der Schmerz schoss ihr scharf bis in die Nase. Irgendwie funktionierten bei Liss die Reflexe, die man anscheinend immer hat. Erschrocken griff sie nach ihrem Arm, zu spät, um sie aufzufangen, aber trotzdem. Und Sally griff nach der Pistole, ohne

nachzudenken. Sie griff nach der Pistole, hatte den Lauf in der Hand und riss daran; immer noch vor Liss auf dem Boden liegend. Überrascht, aber dennoch sehr schnell hielt Liss sie fest und versuchte, sie Sally wieder zu entreißen.

»Ich lass nicht los!«, schrie Sally in verzweifelter Wut. »Vergiss es! Ich lass die Scheißpistole nicht los! Gib sie mir!«

Liss sagte nichts, aber sie rang mit ihr um die Waffe. Sally hatte jetzt auch die zweite Hand frei und umklammerte Liss' Handgelenk.

»Du … «, keuchte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen, »gehst nicht weg. Du haust jetzt nicht ab! Nicht so!«

Liss ließ die Pistole so plötzlich los, dass sie nach hinten fiel. Sally presste die Waffe fest an sich.

»Scheiße!«, keuchte sie. »Scheiße, was machst du?«

Liss sagte noch immer nichts. Sie kauerte mit dem Rücken an die Wand gelehnt, hatte die Hände vor dem Gesicht, und Sally merkte, dass sie bebte. Sie bebte am ganzen Körper, und obwohl sie keinen Laut hörte, sah Sally, dass Liss weinte. Zitternd stand sie auf und stand eine Weile ratlos da. Dann steckte sie die Pistole in ihre Jackentasche, ging vor Liss in die Hocke und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

Sally wusste nicht, wie lange sie so geblieben waren. Nachdem sie Liss berührt hatte, traute sie sich nicht mehr, ihre Hände wegzunehmen, als ob es das war, was Liss im Leben hielt. Sie konnte nichts sagen, nicht die üblichen Floskeln. Ist ja gut. Lass mal. Ist doch nicht so schlimm. Die sie auch immer gehört hatte und die nie wahr waren. Es war schlimm. Es war nicht gut. Und nie, nie konnte man irgendetwas einfach lassen, wie sie es einem einreden wollten.

Liss regte sich nicht. Nur ihr Atmen spürte Sally in den Händen. Ihr Rücken begann zu ziehen. Die Haltung war so anstrengend, und es war kalt in der Gruft. Liss nahm die Hände vom Gesicht und sah Sally an.

»Es braucht die Pistole nicht. Es gibt genug andere Mittel. Geh weg, Sally.«

Ihre Stimme klang fast so, als hätte sie nicht geweint.

Sally nahm die Hände von Liss' Schultern.

»Warum?«, fragte sie fassungslos. »Warum?«

In der Stille des Karners hörte es sich viel zu laut an, fast wie ein Schrei.

»Weil es sich nicht mehr lohnt«, antwortete Liss mit toter Stimme. »Schau mich an. Schau mich an. Ich bin kaputt.«

In Sally stieg eine seltsame Wut hoch. Sie kam von der Aufregung, vom Kampf und aus etwas, das sie nicht benennen konnte. Sie stand auf.

»Du bist kaputt?«, rief sie. Sie zeigte auf die Knochen hinter ihr. »Die sind kaputt. Du doch nicht! Du bist nicht kaputt. Du …«

Ihr fehlten die Worte. Sie wusste nicht, wie sie Liss erreichen konnte, aber dann kniete sie sich direkt vor sie hin und flüsterte:

»Liss! Liss! Liss! Du … ich habe gedacht, ich bin kaputt. Und dann bin ich zu dir gekommen, und dir war es egal, wie kaputt ich war und ob ich gegessen habe oder nicht und was ich gemacht habe oder … oder nein. Du hast es genau richtig gemacht. Dir war es nicht egal, aber du hast mich gelassen. Und irgendwann hab ich dann auch gemerkt, dass es dir nicht egal ist. Dass du gewollt hast, dass ich … dass ich nicht mehr kaputt bin. Aber du hast nie versucht …«

Sie suchte nach einem Bild. Liss sagte nichts. Sie sah sie nicht an. Sie war weit weg. Von draußen hörte man gedämpft die Turmuhr schlagen. Halb zwölf. Ein schwacher Sonnenfleck schimmerte im Gang auf den dunklen Wänden. Die Gebeine von tausend Toten lagen da und warteten. Ihnen war es gleichgültig, ob da eine mehr oder weniger liegen würde.

»Mir ist es nicht egal, ob du tot bist oder nicht!«, sagte Sally wütend vor Verzweiflung und griff nach Liss' Händen. Sie waren eiskalt. »Es ist mir nicht egal. Wenn … wenn eine Maschine nicht geht, dann nimmt man sie auseinander und nimmt das kaputte Teil raus und setzt sie wieder zusammen. Und das haben sie bei mir auch immer versucht. Mich auseinanderzunehmen und dann wieder

zusammenzusetzen. Aber Menschen sind doch keine Maschinen. Und wenn in ihnen was kaputt ist, dann muss es manchmal einfach bloß wieder zusammenwachsen, und man muss ihnen Zeit dafür geben. Das hast du getan. Bei mir.«

Liss hob den Blick nicht, als sie antwortete.

»Bei mir ist innen zu viel kaputt. Das wächst nicht mehr zusammen.«

Sally wusste nicht, was sie sagen sollte, aber dann schnellte ihr Kopf vor, und ihre Stirn knallte gegen Liss'. Es tat weh. Liss stöhnte, und Sally zischte:

»Dann … dann wächst es eben schief zusammen und tut immer ein bisschen weh. Aber besser, es tut weh, als … als so zu sein wie die!«

Sie nahm die Stirn nicht weg. Sie presste sie gegen Liss' Kopf. Liss konnte nicht ausweichen, ihr Hinterkopf lag an der Mauer.

»Ich gehe hier nicht raus, bis du mitkommst. Ich gehe hier nicht weg ohne dich.«

Plötzlich stieß Liss sie mit Gewalt von sich und stand auf.

»Wie? Wie soll ich denn leben?«, schrie sie. »Für was?«

Sally lag auf dem Boden. Schon wieder.

»Scheiße«, fluchte sie. Und dann schrie sie auch.

»Für mich.«

6. Oktober

Die Erinnerung war scharf und klar, aber trotzdem fühlte sie sich unwirklich an. Der Weg auf dem Rücksitz des Motorrads durch das gleißende Licht eines strahlenden Oktobermittags. Der Geruch der Kastanienblätter, die ihnen auf der Straße am Fluss entlang ins Gesicht gewirbelt waren. Das Vibrieren der Maschine unter ihr. Es hatte sich unwirklich angefühlt, und sie hatte sich selbst wie durch eine dicke Glasscheibe zugesehen.

Es war ein nebliger Morgen, und sie war froh, dass es so still war. Sie wusste nicht, wie lange sie geschlafen hatte.

Ich lebe noch immer.

Sally hatte sie nach Hause gebracht. Sie hatte ihr Tee bereitet. Abends hatte sie Nudeln gekocht. Liss hatte alles geschehen lassen. Alles fühlte sich so an wie eine Wange nach der Betäubung beim Zahnarzt: fremd. Als berühre man einen anderen. Nur war diese Betäubung in ihrem ganzen Körper und vor allem in allem, was sie eigentlich hören, schmecken, sehen sollte. Alles hatte sich fremd angefühlt.

Ich lebe noch immer.

Der Nebel war so dicht, dass nur die Umrisse der Scheune zu sehen waren. Schon der Kirchturm war fort; ebenso wie der Rest des Dorfes. Von der Straße her glühte ein Bremslicht rot auf, verschwommen wie eine altertümliche Laterne. Wenn Stunden nach dem Zahnarztbesuch die Betäubung nachließ, fing es an zu prickeln. Ganz innen. Wenn man sich anfasste, spürte man die Berührung noch immer nur in den Fingern. Aber ganz innen prickelte es schon. Liss stand ganz still am Fenster und versuchte zu spüren, ob es in ihr

irgendwo prickelte. Sie konnte es nicht sagen. Sie wusste nicht, ob ihre Gefühle nur betäubt oder längst tot waren. Sie öffnete das Fenster. Die warme Luft aus ihrem Zimmer strömte heraus; von unten kam die neblige Luft herein. Liss schloss die Augen und spürte die feine Feuchtigkeit sich auf ihren Lidern niederschlagen.

Die Küche war verqualmt. Anscheinend hatte Sally versucht anzuschüren. Sie hatte auch Tee gekocht und Brot und Butter auf den Tisch gestellt.

Liss ging zum Ofen und öffnete das Türchen. Das Holz, das bisher nur geschwelt hatte, loderte kurz auf, und ein Rauchschwaden zog in den Raum. Sally hatte die Zugklappe nicht geöffnet. Sie sah von ihrem Buch auf.

»Er brennt nicht richtig.«

»Man muss die Abzugsklappe öffnen.«

Ihre Stimme hörte sich rau an. So als hätte sie wochenlang nicht gesprochen.

»Das Feuer braucht am Anfang viel Luft. Erst wenn es glüht, kannst du die Klappe schließen.«

Alles war unsicher. Liss sah, dass Sally ebenfalls nicht wusste, was sie sagen sollte. Wie auch? Nach dem, was gestern gewesen war … wie sollte man da miteinander reden? Da blieb nur der Ofen. Und das Wetter. Nichtssagende Dinge, wie man sie im Krankenhaus am Bett eines Todkranken sagt, um die Stille nicht ertragen zu müssen, die die ganze Zeit Sterben schreit. Und trotzdem hört sich dann alles falsch an, was man sagt. Liss stand vom Ofen auf, ging zum Tisch und sah Sally an. Das Mädchen schaute zu ihr hoch. Liss wollte etwas sagen, aber es war wie immer. Die Wörter stauten sich irgendwo in ihrem Hals, keines wollte das andere vorlassen, und so blieben sie alle stecken. Nur eines kam durch.

»Danke.«

Sally deutete auf die Kanne.

»Ich hab Tee gekocht. Aber ich weiß nicht, ob er … ich glaube, er ist zu stark geworden.«

Liss setzte sich an den Tisch. Immer noch unsicher schenkte sie sich ein.

»An so einem Tag ist starker Tee nichts Schlechtes.«

Beide sahen durch die Terrassentür in den Nebel. Die Welt da draußen konnte man nur ahnen. Es war, als sei man auf einem Schiff.

»Ich habe ein paar von deinen Briefen gelesen.«

Auch Sallys Stimme klang rau.

»Ich hätte … ich hab dann erst gewusst … Scheiße. Ich hätte es nicht tun sollen.«

Vielleicht war es gut, dass sie sich immer noch betäubt fühlte, und daher kam es ihr nur wie ein leichtes Erschrecken vor, das ihr durch den Körper ging. Und dann … Sally hatte sie gestern gesehen: Was machte es da noch aus?

»Wir sollten heute brennen«, sagte sie nach einer Weile. »Ist der richtige Tag dafür.«

Sally nickte nur. Liss konnte nicht sagen, was sie dachte. Sie beobachtete sie, wie sie nach dem Messer griff und zwei Scheiben von dem Brot abschnitt. Erst dann fiel ihr auf, dass sie gar kein Brot mehr gehabt hatte. Wozu auch?

»Warst du einkaufen? Wie spät ist es?«

»Elf«, sagte Sally trocken. »Ausnahmsweise hast du sehr viel länger geschlafen als ich. Und es ist ja auch leider kein Hahn mehr da, der einen weckt. Brot?«

Liss spürte das erste Mal seit langer Zeit ein Zucken in den Mundwinkeln, das Sally aber anscheinend falsch deutete.

»Zu früh?«, fragte sie vorsichtig.

Liss schüttelte den Kopf und nahm die Scheibe Brot. Es war dunkel und roch frisch und nach Gewürzen. Sie wusste gar nicht genau, wann sie das letzte Mal etwas gegessen hatte. Doch sie musste das Brot sofort wieder zurücklegen. In ihr dröhnte die Leere wie eine

große gesprungene Glocke bei dem Gedanken, der ihr durch den Kopf ging und sie unvorbereitet traf.

»Sie werden dich wieder holen kommen.«

Sally schüttelte, ohne hochzuschauen, den Kopf. »Mich holt keiner mehr. Ich habe gestern Geburtstag gehabt.«

Liss brauchte ein paar Sekunden, um zu verstehen. Erst dann kam die Erleichterung, und sie konnte sagen: »Gestern? Herzlichen Glückwunsch. Es gibt schönere Geburtstage.«

Sally zuckte die Schultern.

»Es gibt auch schlimmere. Ich habe gestern eine Pistole geschenkt bekommen. Ist doch schon was.«

Liss schwieg, aber als sie den ersten Bissen von ihrem Brot nahm und Sally zusah, wie sie wieder in ihrem Buch las und ab und zu einen Schluck Tee trank, da spürte sie, wie es überall in ihr sehr leise zu prickeln begann.

10. Oktober

Es waren ganz stille Tage. Sie bewegten sich beide immer noch vorsichtig. So als wären sie lange über das Eis eines zugefrorenen Sees gelaufen, das Sprünge bekam und knisterte, wenn man zu forsch auftrat. Wie nach einem Tag dichten Schneefalls, wenn man nicht sicher sein kann, ob man noch auf dem See oder schon auf festem Boden ist, weil alles gleichmäßig weiß ist.

Stille Tage, in denen sie über nichts Wichtiges sprachen. Sie hatte am ersten Morgen die Hühner weit hinten im Garten vergraben, weil sie nicht wollte, dass Liss sie im Hof sah. Liss fragte nicht nach ihnen. Und sie hatte die Pistole versteckt. Sie wusste, dass es eigentlich egal war, denn wenn Liss noch einmal versuchen wollte, sich umzubringen, dann würde sie einen Weg finden. Aber trotzdem konnte sie nicht anders.

»Wir brennen heute.«

Es war das erste Mal, dass Liss wieder etwas arbeiten wollte. Es war wahrscheinlich, dachte Sally, als ob man nach langer Krankheit aufstand und noch nicht wusste, wie schwach man noch war, ob einen die Beine durch den Tag tragen würden und ob man nicht vielleicht gleich wieder atemlos wurde.

Liss redete nicht viel. Na ja. Sie redete ja nie viel. Nur im Augenblick noch weniger. Aber das machte nichts. Liss redete mit ihren Bewegungen. Und es gefiel Sally, dass sie Liss verstand; dass sie ohne Worte verstand, was getan werden musste. Sie sah zu, wie Liss das Holz in der Brennkammer sorgfältig so schichtete, dass Luft durchging. Sie brauchte ein bisschen, bis sie das Gewirr der kupfernen Kessel und Röhren begriff, aber sie war ja nicht doof. Und

den Rohren zu folgen, der Anordnung der verschiedenen Behälter; zu überlegen, wo sich dann der verdampfte Alkohol niederschlug, wie er gekühlt wurde und schließlich heraustropfte, das gefiel ihr. Sie mochte den alkoholisch scharf aromatischen Geruch der Birnenmaische in der Kelterhalle. Ihr kam es so vor, als wäre eine sehr lange Zeit vergangen, seit sie im Birngarten gewesen waren. Sie mochte auch das matte Leuchten des kupfernen Brenners im Widerschein des Feuers, wenn sie die Klappe öffnete, um erneut zu schüren. Es sah so altertümlich aus, aber dabei durchdacht und effektiv. Etwas, das man nicht ändern wollte.

»Wozu ist das?«, fragte sie Liss und deutete auf die Kupferkugel, die über dem Brenner saß.

»Das nennt man den Hut«, antwortete Liss, während sie an einem roten Rädchen drehte. Auf dem Manometer darüber wanderte der Zeiger nach rechts.

Sally wollte die Hand darauf legen, fühlte aber erst vorsichtig, wie heiß er war. Es ging noch, und sie fuhr mit den Fingern über das Kupfer. Es war glatt, aber auf besondere Art uneben; eine fast weiche Struktur von Tausenden winzigen Mulden und Wellen. Liss sah ihr zu.

»Das Kupfer ist dreifach gehämmert«, sagte sie. »Man muss es verdichten, damit es glatt bleibt. Sonst reagieren die Fruchtsäuren mit dem Metall, und dann wird es innen rau, und der Geschmack verändert sich.«

»Fühlt sich cool an. Und das hier?«

Sie klopfte mit den Fingerknöcheln an etwas, das wie der Schornstein einer Lokomotive aussah, nur dass er oben geschlossen war.

Liss lächelte fast unmerklich, und Sally stellte fest, dass es das allererste Mal seit Tagen war.

»Der Name wird dir gefallen. Dephlegmator.«

»Was macht der? Dass der Schnaps einen weniger phlegmatisch macht oder was?«

Sie fand die Vorstellung wirklich lustig, dass der Birnenschnaps auf geheime Weise irgendwie verändert wurde.

Liss zog die Tonne mit der Maische heran und begann, diese in den unteren Kessel einzufüllen. Sally nahm sich das andere Plastikmaß und schöpfte mit. Sie konnte nicht widerstehen, von dem braunen Brei zu probieren, und verzog sofort den Mund. Er schmeckte sauer alkoholisch, vergoren und irgendwie nur noch schwach nach Birne. Er roch viel besser, als er schmeckte. Liss sah zu ihr hinüber.

»Der Geschmack ist jetzt längst im Duft«, sagte sie. »Den wollen wir ja einfangen.«

Sie schöpften den Kessel voll. Als Liss die Tür schloss, deutete sie auf den Zylinder, zu dem ein Rohr vom Hut führte.

»Der Dephlegmator ist eine großartige Erfindung«, sagte sie langsam. »Wenn du die Maische kochst, steigt beides auf: Wasserdampf und Alkoholdampf. Du willst aber nur den Alkohol. Der Dephlegmator ist so eingestellt, dass er den Dampf mit dem höheren Siedepunkt kondensieren lässt. So wird Wasser von Alkohol getrennt. Das Wasser läuft zurück in die Maische. Der Alkohol bleibt Dampf und steigt in das Geistrohr.«

Sie zeichnete mit ihren langen, kräftigen Fingern den Weg des Alkohols am Destillierapparat nach.

»Ich mag die Namen«, sagte Sally. »Dephlegmator. Geistrohr. Hut. Klingt wie aus einem Science-Fiction-Roman.«

Liss nickte schweigend.

»Wie ist es passiert?«

Es war ihr so herausgerutscht. Die Frage, die sie seit Tagen im Mund hatte, auf der sie herumgelutscht hatte. Sie war wie ein alter Kaugummi so hart und geschmacklos geworden, dass sie sie unwillkürlich ausgespuckt hatte. Liss wusste sofort, was sie meinte, das konnte Sally sehen. Ihre Bewegungen wurden eckiger und schneller.

»Du musst es nicht erzählen«, sagte Sally schnell. »Lass. Ich muss es nicht wissen.«

»Doch.«

Liss' Stimme klang rau und hart.

»Ich weiß nicht, wie man so was erzählt. Es kommt immer falsch rüber. Ich hab's damals schon nicht erzählen können.«

Verdammt. Sie hätte nicht fragen sollen. Es war viel zu früh. Sie sah, dass Liss' Hände zitterten, als sie wieder an dem roten Hahn drehte und der Temperaturzeiger jetzt ein klein wenig abfiel. Er zitterte auch.

»Ich … wir haben gestritten. Er hat … das klingt so lächerlich. Er hat das Kind geschlagen. Manchmal ganz lange nicht. Manchmal zwei- oder dreimal in der Woche. Und manchmal mich. Und ich weiß … dass man dann nicht … dass das kein Grund ist …«

Sie redete nicht weiter, sondern sah auf den Kessel. Aus dem schmalen Hahn unten an dem langen Zylinder begann es, in das Glaskännchen zu tropfen. Ein scharfer, beißender Geruch nach Spiritus war plötzlich in der Luft.

»Jemanden umzubringen? Ich weiß es nicht. Erzähl es mir.«

Okay. Jetzt hatte sie den Schritt gemacht und explizit gefragt. Jetzt gab es kein Zurück mehr, und jetzt war der Punkt, wo sich irgendetwas zwischen ihnen entschied. Sie wusste nicht genau, was es war, aber es fühlte sich so an. Liss beugte sich über das Glaskännchen.

»Das ist der Vorlauf«, sagte sie mit trockener Stimme. »Er ist giftig, und man schüttet ihn weg. Deswegen darf man den Kessel nur langsam anschüren. Damit die giftigen Alkohole zuerst verdampfen und den Geist nicht zerstören. So bin ich auch«, fuhr sie übergangslos fort. »Ich habe immer sofort heiß gebrannt. Aus mir kommt alles auf einen Schlag, und dann ist das Gift in allem, was ich tue und sage. Ich kann es nicht erklären. Es war nicht, dass er mich geschlagen hat. Das ist passiert, und ich habe zurückgeschlagen. Manchmal war es fast, als ob er das gewollt hätte. Aber das war nicht

das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass er mich gefangen gehalten hat.«

»Was?«

Sally verstand nicht sofort, so schockiert war sie. Liss hörte wohl an ihrem Ton, wie entsetzt sie war, und machte eine abwehrende Handbewegung. Das Glaskännchen klirrte in seiner Halterung.

»Nicht so! Nicht im Haus eingesperrt! Das wäre … da kannst du dich befreien. Du kannst weglaufen. Du kannst etwas tun. Aber so war das nicht. Er hat mich innerlich eingesperrt. Durch den Jungen. Dadurch, dass ich nie etwas Richtiges gelernt habe, weil ich so früh schwanger geworden bin. Durch meine Eltern. Die waren immer auf seiner Seite.«

Sie machte eine lange Pause, bevor sie bitter und hasserfüllt den letzten Satz ausspuckte.

»Dadurch, dass ich immer noch geglaubt habe, ich würde ihn lieben. So dumm! So unglaublich dumm!«

Sally hörte zu. Sie hörte nur zu. Es gab nichts, was sie sagen sollte. Gar nichts. Liss' Stimme wurde ruhig; fast geschäftsmäßig.

»Und dann hat es einen Tag gegeben, da hat der Junge die Milch verschüttet. Weiter nichts. Er hat ihm auf die Finger geschlagen. Nicht einmal hart, aber einfach ohne jedes Gefühl. Ich bin aufgestanden und habe gesagt: Komm. In der Wurstküche habe ich dann gesagt, dass er uns nicht mehr anfassen wird, weil ich sonst weggehe und das Kind mitnehme.«

Liss starrte auf den Kessel. Sally war ihr jetzt ganz nah. Sie berührte Liss an der Schulter. Nur mit den Fingerspitzen und ganz leicht.

»Er hat nur so ein bisschen gelacht und gesagt, dass ich ja eh nicht weit kommen würde, ohne Geld und ohne Job und … dass er mich sowieso nicht gehen ließe. Dass ich und der Junge …«

Sie stockte wieder, und Sally spürte, wie sie ihre Stimme fest machen wollte, als sie sagte:

»… dass wir ihm gehören. Und dass es nie anders sein würde. Und dass er den Jungen schlagen könnte, wann immer er es für richtig hielte. Da hab ich ihn gefragt, was eigentlich aus unserer …«

Sie stockte einen Augenblick, als fiele es ihr schwer, die Worte zu finden. Aber dann wurde ihr Gesicht hart, und sie fuhr fort:

»… was aus unserer Liebe geworden ist, habe ich ihn gefragt. Dass da mal etwas ganz Besonderes gewesen ist. Und er hat einfach gesagt, einfach so, wie man beim Bäcker ein Brot bestellt, dass er mich ja sowieso nie geliebt hat. Vielleicht hat er es damals nur gesagt, weil er wusste, dass mich das am allermeisten treffen würde. Und dann hat er, ganz kühl, gemeint, dass es ihm immer nur um den Hof gegangen ist. Heute glaube ich, dass es gar nicht wahr gewesen ist, dass er nur gewusst hat, wie er mich schlagen kann, ohne mich anzufassen. Ich habe das Messer von der Wand genommen und es ihm in die Brust gestoßen. Und ja«, sagte Liss und hob den Kopf und sah Sally an. »Ja. Ich hab ihn umbringen wollen. Ich hab versucht, sein Herz zu treffen. Ich war nur zu ungeschickt.«

In den kupfernen Röhren zischte und gluckerte es leise. Von der Brennkammer strahlte es warm. Aus dem Hahn kam jetzt ein stärkerer klarer Strahl. Liss tauschte in einer fließenden Bewegung das Glaskännchen gegen einen Zylinder. Dann hielt sie ein Reagenzröhrchen unter den Hahn. Als es zu drei Vierteln voll war, steckte sie eine Art Thermometer hinein. Sally beobachtete sie fasziniert. Sie bewegte sich immer so fließend. Mit so einer Bewegung hatte sie das Messer genommen.

»Was ist das?«

Sie deutete auf das Thermometer, das in den Birnengeist eintauchte und dann wieder etwas hochstieg.

»Es misst den Alkoholgehalt. Eben haben wir vierundsiebzig Prozent.«

Sally beugte sich vor und roch. Es war ein ganz zarter Duft; nicht annähernd so stark, wie sie gedacht hätte. Ein Duft wie eine

verwehte Erinnerung an den sommerlichen, windigen Tag im Birnengarten.

»Und dann bist du für acht Jahre ins Gefängnis.«

Sally konnte sich immer noch nicht vorstellen, was das bedeutete. Was das für Liss bedeutete, die einen Mann töten wollte, der sie eingesperrt hatte.

Liss war vollkommen überrascht.

»Du weißt das alles? Du weißt das und fragst mich?«

Sally spürte einen Funken des Zorns, den Liss haben konnte. Es war ein gutes Zeichen. Da glühte noch etwas in ihr. Sie hielt ihrem Blick stand.

»Ich habe es gelesen. Nur das. Das andere nicht. Du hast es ja nicht mal vor Gericht erzählt.«

»Es gab nichts zu erzählen«, antwortete Liss nach einer ganzen Weile. »Andere halten viel mehr aus, ohne jemanden töten zu wollen. Ich habe versucht, meinen Mann zu töten. Den Vater meines Sohnes. Alles andere hat keine Bedeutung.«

Der Glaszylinder war fast voll. Mit einer kurzen Bewegung schloss Liss den Hahn und leerte den Zylinder in einen Eimer, der neben ihr auf dem Holztisch stand. Sie prüfte die Temperaturen. Sie öffnete die Tür zum Brennkessel. Der warme Widerschein der Glut leuchtete auf ihrem schönen kantigen Gesicht. Sally schwankte eine Sekunde unter einem Gefühl, das sie mit einer Wucht umbrandete wie eine plötzliche Welle im Meer.

»Es ist das Fahrrad deines Sohnes, oder?«

Liss stützte sich mit beiden Händen auf den Holztisch und sprach in die andere Richtung.

»Er hat nicht erlaubt, dass er mich besucht. Am Anfang hätte ich das auch nicht haben wollen … ich habe mich so geschämt. Ich … wie hätte ich ihn denn anschauen können? Ihm sagen … du, ich habe versucht, deinen Vater umzubringen. Tut mir leid. So?«

Sie schwieg für einen Moment. Sally bückte sich, um ein Stück Holz aufzuheben, das vor der Brennkammer heruntergefallen war.

Der Duft nach Birnen war jetzt viel stärker geworden.

»Als ich rausgekommen bin, habe ich das Fahrrad gekauft. Es sollte für ihn sein. Wenn wir uns wiedersehen. Ich wollte nicht … ich wollte nicht mit leeren Händen dastehen. Aber … wir haben uns nie gesehen. Er hat es nicht erlaubt, und sie sind weggezogen. Sobald er aus dem Krankenhaus gekommen war, sind sie weggezogen. Ich bin nie dort hingegangen. Und das Fahrrad hat er nie gefahren.«

Sally dachte nach.

»Du sagst nie die Namen. Wie heißt er denn? Wie heißt dein Sohn?«

Liss drehte sich überrascht zu ihr um.

»Aber ich dachte, das wüsstest du längst! Du hast doch die Briefe gelesen. Peter. Er heißt Peter.«

Der Duft veränderte sich plötzlich; wurde schwer, viel süßer und ölig. Liss griff rasch nach dem Hahn und schloss ihn.

»Der Nachlauf kommt«, sagte sie trocken. »Fusel. Er riecht gut, aber er kann den ganzen Geist verderben.«

Wieder goss sie den Geist um, dann holte sie das Glaskännchen und stellte es unter, bevor sie den Hahn noch einmal aufdrehte.

»Ich habe das noch nie erzählt«, sagte sie leise, »noch nie.«

Sally holte die Kiste mit den leeren Schnapsflaschen und stellte sie auf den Holztisch.

»Wie gut, dass ich da bin«, sagte sie nach einer Weile leicht.

Liss lächelte das erste Mal seit Tagen.

14. Oktober

»Sally!«

Es dauerte, bis sie endlich aus dem Schlaf aufgetaucht war. Sie wusste nicht, wie oft Liss ihren Namen schon wiederholt hatte.

»Was? Wie spät ist es?«

»Halb drei.« Liss sprach ganz leise, als ob noch jemand im Zimmer sei, den sie aufwecken könnte. »Du musst allmählich aufstehen. Wir fahren in einer Viertelstunde.«

Sally rieb sich mit den Händen übers Gesicht.

»Ich bin wach. Ich bin wach.«

Liss machte ein kleines Geräusch, das sich im Dunkeln anhörte, als lächelte sie dazu.

»Unten steht heißer Kaffee. Und zieh dich warm an. Es ist kalt.«

Sie ging aus dem Zimmer und ließ die Tür offen. Im Gang war Licht. Sally setzte sich auf. Sie hatte farbig und heftig geträumt, aber jetzt wusste sie nicht mehr genau, was. Es war, als warteten die Bilder genau um die Straßenecke, bis sie wieder eingeschlafen war, um dann zurückzukommen. Sie schwebte zwischen Wachen und Schlafen und hatte das Gefühl zu sinken. Okay! Sie straffte sich. Nicht einschlafen. Aber trotzdem konnte sie die Augen nur mit Mühe öffnen.

Übermorgen herbsten wir, hatte Liss gesagt. Es wird Vollmond und eine klare Nacht. Herbsten? Sally hatte das Wort noch nie gehört. Lesen, hatte Liss gesagt. Wenn man darüber nachdachte, hörte sich lesen auch komisch an. Woher kam das? Wieso sagte man lesen für pflücken?

»Wir herbsten«, flüsterte Sally in die Dunkelheit und stand auf. Es klang schöner als lesen.

Sie fröstelte, während sie sich rasch anzog. Die Bettwärme war sofort verflogen.

Die Küche war leer, als sie eintrat; die Terrassentür angelehnt. Der Traktor stand schon mit laufendem Motor im Hof. Sally trank den Kaffee in großen Schlucken. Er war heiß und bitter. Auf dem Küchentisch lag eine Stofftasche mit belegten Broten. Eine Thermosflasche aus Metall. Hoffentlich war da Tee drin. Sie nahm die Tasche, machte das Licht aus und ging in den Hof, um Liss zu helfen. Es war, wie wenn man auf eine Reise ging. Mitten in der Nacht aufstehen. Aufregung, weil man etwas zum allerersten Mal erlebte. Die Gänsehaut zwischen Kälte und Spannung, weil man im Körper müde und im Geist hellwach war.

Der Mond stand hell und fast rund hoch in der Schwärze. Sterne über den Dächern. Es war schön, dass hier auf dem Dorf die Straßenlaternen nicht die ganze Nacht brannten. Es roch warm nach Diesel, aber ihr Atem dampfte in der Luft, und sie konnte sich gerade nicht vorstellen, dass sie gleich ohne Handschuhe Trauben schneiden würde. Sie stieg auf den Traktor. Den Hänger hatten sie gestern schon beladen. Liss eilte über den Hof. Sie trug eine schwere Eisenrolle, auf die ein Stahlseil gewickelt war. Sally sprang vom Sitz, um ihr zu helfen.

»Winde vergessen.«

Liss atmete schnell. Sally hatte keine Ahnung, wofür sie das Stahlseil brauchten, aber sie fasste an. Zusammen wuchteten sie sie auf den Hänger. Dann stiegen beide auf und fuhren vom Hof.

Außer auf dem Fahrrad war sie nachts noch nie in einem offenen Fahrzeug unterwegs gewesen. Sie fuhren ein Stück über die völlig verlassene Landstraße. Die leeren Felder rechts und links von ihr waren geeggt und sahen im Mondlicht aus wie frisch gekämmt und ausgeruht.

Mitten im Herbst. Mitten im Herbst fühlte es sich an, als würde etwas Neues beginnen. War ja vielleicht auch so. Hier wurde noch geerntet. Dort war schon die Saat im Boden. Auch wenn alles leer und abgeerntet und beendet aussah.

Liss lenkte den Traktor in die Weinberge. Viele waren schon abgelesen.

»Warum herbsten wir jetzt erst?«

Sie rief es durch den Lärm des Diesels und der Geräte, die auf dem Hänger aneinanderstießen, klirrten und schepperten. Trotzdem. Es waren irgendwie friedliche Geräusche. Von Arbeit. Fast ein Einklang.

»Riesling«, rief Liss zurück. »Riesling ist die späteste Traube. Ist immer gefährlich in dieser Gegend, wenn man im Herbst nicht genug Sonne hat. Aber ist auch die beste von allen.«

Jetzt fuhren sie unter Obstbäumen durch, die ein Winzer vor Jahrzehnten am Rand seines Berges gepflanzt haben musste. Sie waren verwildert und auch schon abgeerntet, aber als sie eine einzelne vergessene Birne in den Ästen sah, stand sie von ihrem Sitz auf, hielt das Gleichgewicht, streckte sich und brach sie im Vorbeifahren. Liss sah kurz zu ihr hinüber, als sie hineinbiss. Die Birne war eiskalt, schmeckte bitter wild und süß zugleich. Ein passendes Frühstück.

Als sie an Liss' Berg ankamen, stand da bereits eine kleine Gruppe von Leuten in dicken Jacken und Strickmützen. Wie im Winter. Sie stieß Liss an. Die sah ihre Überraschung.

»Dachtest du, wir können das allein? Das ist richtig viel Arbeit. Richtig viel! Da braucht man immer Helfer.«

Sie ließ den Motor laufen, als sie vom Fahrersitz sprang.

»Hilfst du, die Sachen vom Hänger runterzureichen?«

Die Helfer waren alle aus Tschechien oder Polen oder so. Es war keiner aus dem Dorf dabei. Sie waren schnell und wussten, wo sie hingreifen sollten. Drei Frauen, zwei Männer. Sally reichte ihnen die Körbe, die Wannen und wuchtete den riesigen Schlitten über die Bordwand, von dem sie keine Ahnung hatte, wofür sie den brauchen

sollten. Alle waren gut gelaunt, und eine der Frauen hielt ihr die Hand hin, um ihr zu helfen, als sie aus dem Hänger kletterte. Ein anderer drückte ihr eine Rebschere und einen Eimer in die Hand.

»Ich zeig dir«, sagte er und stellte sich vor, indem er sich auf die Brust tippte. »Jan.«

Sally sah sich nach Liss um, aber die war vorne am Traktor beschäftigt und spulte Stahlseil ab, das sie am Schlitten einklinkte.

»Unten!«, rief sie ihr kurz zu. »Ihr fangt unten an. Nehmt den Schlitten mit.«

»Sally«, sagte sie zu ihrem Begleiter, und dann stiegen sie zwischen den Rebstöcken talwärts. Jan zog den Schlitten hinter sich her, auf dem jetzt zwei der riesigen leeren Plastikfässer standen, die sie gestern mit Liss aufgeladen hatte. Jetzt verstand sie auch, wieso die Öffnungen im Deckbrett oval geschnitten waren. So standen die Fässer im steilen Weinberg gerade.

Beim Absteigen glitt sie immer wieder auf den Holzschnitzeln aus, die zwischen die Reihen der Rebstöcke gestreut waren, bis Jan sie anstieß und auf die Drähte deutete, an denen der Wein rankte.

»Festhalten.«

Ihr wurde allmählich warm. In den anderen Reihen waren die Helfer schon unten. Als sie am Fuß ankamen, nahm Jan die kleinen Eimer vom Schlitten und reichte ihr einen. Dann drehte er sich wortlos um und schnitt eine Traube, um sie ihr zu zeigen. Der Tau glitzerte im Mondlicht auf den grauen Beeren. Jan deutete mit der Spitze der Schere auf einige, die braunschwarze Pünktchen hatten; andere waren dunkel, andere fast schwarz.

»Ja«, sagte er bei den Beeren, auf die er zeigte, »ja. Ja. Nein. Ja.«

Sally musste grinsen. Das war mit Sicherheit der kürzeste Lehrgang in der Geschichte des Herbstens gewesen.

»Okay.«

Und dann fingen sie an. Am Anfang dauerte es, bis sie wusste, wie man am besten die Trauben griff und in der Bewegung schnitt. Wo man den Eimer hinstellte – vor oder hinter sich. Wo man hinsehen

musste, damit man keine Rebe übersah. Ab und zu wechselte Jan, der ihr schon längst Meter voraus war, zu ihr herüber, zeigte ihr einen Handgriff oder hielt sie davon ab, eine Traube wegzuwerfen, in der sie faule Beeren sah. Er nahm sie ihr ab, pflückte die Beere und steckte sie ihr in den Mund, bevor sie sich wehren konnte. Die Traube warf er in ihren Eimer. Sie lutschte an der kalten Beere und hatte auf einmal eine überwältigend aromatische Süße im Mund, die überhaupt nicht nach Weintraube schmeckte, sondern nach Muskat und irgendwie nach Honig und nach Äpfeln im Gras. Jan zeigte ihr noch einmal, wie so eine Beere aussah, aber sie verstand nicht, wie er nur beim Licht des Mondes diese von den richtig faulen unterscheiden konnte. Zum Glück kam das nicht oft vor. Als sie ein Ziehen im Rücken spürte, musste sie an die Kartoffeln denken. Wie lange das her war! Bei dem Gedanken fand sie allmählich in einen Rhythmus. Es war so still im Weinberg. Kaum jemand sprach. Man hörte das Rascheln des Weinlaubs, das Fallen der Trauben in die Eimer, die Schritte und das Atmen der anderen. Eine fast magische Atmosphäre. Der Himmel über ihr war schwarz, der Mond über ihr sah so aus, als hätte man ein Loch in die Schwärze gestanzt. Jede Kontur scharf umrissen. Sie konnte sogar ihren Schatten auf dem Boden sehen. Es war, als bewegte sie sich in einem Schwarz-Weiß-Film.

Was ich hier mache, ist alt. Seit Tausenden Jahren machen Menschen das. Stehen im Weinberg und schneiden Reben. Und heute ich.

Ohne Liss hätte sie das niemals erlebt.

Traube in die linke Hand. Kalte, süße Schwere. Schnitt. Traube ansehen. Traube in den Eimer. Einen Meter weiter. Weinlaub raschelnd beiseiteschieben. Gefrorener Tau. Traube in die linke Hand. Schneiden. Werfen.

Hier sind wir uns begegnet.

Sie hatte den Weinberg damals gar nicht gesehen. Er war nur Landschaft gewesen. Ohne Bedeutung. Es war nicht derselbe

Weinberg, in dem sie jetzt stand. Dieser Weinberg war wirklich. Sie war wirklich geworden in dieser Zeit. Vielleicht waren es all die Berührungen mit der Erde gewesen. Wann hatte sie vorher jemals die Hände in der Erde gehabt? Wann Bienen auf der Haut? Wann hatte sie in einem Baum gestanden? Ja. Vielleicht war es das. Das und Liss, die gar nicht wusste, wie großartig sie war. Einen Augenblick lang musste sie stehen bleiben. Weil sie keine Luft mehr bekam, als sie an den Karner dachte. Als ob sie erst jetzt verstünde, was es wirklich bedeutet hätte, wenn Liss sich dort umgebracht hätte.

Ich will, dass sie weiß, wie sie wirklich ist. Ich will, dass sie lebt. Ich will, dass sie dasselbe Glück spüren kann, hier zu sein. In diesem eiskalten Mondmorgen in einem Weinberg.

»Schau!«

Jan hatte sie am Ärmel gezogen, damit sie sich umdrehte. Er zeigte nach links. Der Himmel wurde rosa. Schwarz und scharf stand die Silhouette der Stadt unten am Fluss gegen die zarte Helligkeit im Osten.

»Wow«, flüsterte sie. »Wow!«

Als die früheste Ahnung von Helligkeit am Himmel war, rief Jan das erste Mal nach oben. Sie hatte den zweiten Hänger angekuppelt und beide noch einmal ausgefegt und dann mit den Plachen ausgelegt. Jetzt ließ sie den Traktor an und kuppelte die Winde ein. Das Stahlseil straffte sich. Tautropfen stäubten vom schwirrenden Draht. Liss blies in ihre Hände. Es war kalt. Bis jetzt hatte sie alles getan, weil sie es immer so getan hatte. Als bewegte sie etwas von außen. Als hinge sie an Drähten wie die Reben, und wenn die nicht wären, fiele sie in sich zusammen. Ohne wieder aufstehen zu können. Aber als sie den Schlitten durch die Dämmerung den Berg hochfahren sah, Sally auf ihm stehend und die beiden Fässer im Gleichgewicht haltend, Jan daneben herlaufend, wie sie sich immer wieder rechts oder links kraftvoll abstieß, um den Schlitten in der Spur zwischen

den Rebstöcken zu halten, wie sie vor Aufregung und dem Vergnügen lachte, bergauf einen Schlitten ohne Schnee zu fahren, wie Jan neben ihr von ihrer Freude angesteckt war und lächelnd den Lauf korrigierte, wenn Sally zu stark gestoßen hatte; als sie das sah, da prickelte es nicht mehr nur in ihr. Da war es, als prallte all das nicht mehr außen an ihr ab. Zum ersten Mal seit langer Zeit ging wieder ein Bild in sie hinein. Dieses Bild einer lachenden Sally auf dem Schlitten, der mit zwei Fässern voller Trauben im Morgenrot den Berg hinauffuhr. Auf einmal war es, als ob das Einatmen wehtäte – vor dieser kleinen, plötzlichen Freude darüber, dass sie wieder etwas spüren konnte.

Der Schlitten war oben, und sie griff zusammen mit Jan nach dem ersten Fass. Sie wuchteten es über die Bordwand und leerten die Trauben in den Hänger.

»Ihr seid schnell«, sagte sie zu Sally und Jan. Sally hatte sich überrascht umgedreht und betrachtete sie für einen Augenblick. Liss wusste, warum. Sie hatte es selbst gemerkt – ihre Stimme hatte sich anders angehört. Um diese Kleinigkeit leichter, die man eigentlich nur selber spüren konnte. Wie wenn man sich die Haare geschnitten hatte. Das konnte von außen niemand spüren. Nur man selbst. Sally hatte es trotzdem gemerkt.

Sie leerten das zweite Fass in den Hänger, stellten beide in den Schlitten zurück. Sally packte ihn und war schon wieder auf dem Weg nach unten. Jan sah mit einem kleinen, fast spöttischen Lächeln zu Liss, machte eine Kopfbewegung in Sallys Richtung und hob wortlos den Daumen, bevor er auch wieder nach unten stieg. Sie sah ihm nach und dann nach Osten, wo der Horizont nun rot zu brennen anfing, während über ihr noch die letzten Sterne zu sehen waren. Für einen Moment erinnerte sie sich an den heißen Tag, an dem sie dem Mädchen das erste Mal begegnet war. Hier, im Weinberg. Wie völlig anders Sally eben hier heraufgekommen war. Wie war das geschehen? Vielleicht war es wie das Herbsten. Auch wenn man dies und das im Weinberg tat, man schnitt und streute und richtete – das

Wachsen geschah immer von allein. Immer noch, nach all den Jahren, war es wie ein Wunder, dass der Wein blühte, dass aus diesen winzigen Blüten Beeren entstanden und schließlich zum Wein reiften. Dazu konnte man nichts tun. Es geschah einfach. Nur auf den Boden kam es an und auf die Sonne. Vielleicht war Sally bisher einfach am falschen Ort gewachsen.

Von einem Augenblick auf den anderen erschien die Sonne am Horizont, und alles gewann Farbe. Das Weinlaub leuchtete rot und gelb auf. Über dem Fluss und den längst gemähten Wiesen im Tal hing ein feiner Nebel. Von unten im Berg klangen die kurzen Rufe der Erntehelfer. Liss konnte Sally lachen hören. Da erfüllte sie – so unvermittelt wie der Sonnenaufgang – das erste richtige Gefühl seit sehr langer Zeit. Es war eine alles erschütternde Sehnsucht danach, auch im richtigen Boden aufgewachsen zu sein, und sie konnte nichts dagegen tun, dass ihr plötzlich Tränen übers Gesicht liefen. Aber da zuckte es schon wieder im Seil, und Jan rief hoch, dass der Schlitten voll sei.

Es war ungefähr acht Uhr, als sie die erste Pause machten. Sally saß mit Jan auf dem Schlitten. Liss hatte in einem großen Korb Brote, Obst, Thermosflaschen mit Kaffee und Tee, Würste, Käse, Brezeln, Hörnchen. Wann hatte sie das alles gemacht? War sie überhaupt im Bett gewesen?

Sie presste die Handflächen aufeinander. Sie klebten so sehr vom Traubensaft, dass sie kaum auseinandergingen. Liss sah das.

»Wird ein guter Wein«, sagte sie trocken. »Wenn der Saft so klebt, ist die Traube süß. Gute Winzer können schon allein davon, wie der Saft klebt, sagen, wie viel Oechsle er hat.«

»Was ist das?«, fragte Sally, während sie eine Brezel aß. Die Luft war immer noch kalt, aber ihr war längst so warm geworden, dass sie die Jacke ausgezogen hatte. Das frühe Sonnenlicht ließ die feinen Härchen auf ihren Unterarmen golden schimmern.

»Das Mostgewicht«, antwortete Liss, während sie die Thermosflaschen herumgab. »Wie süß der Most ist. Davon hängt ab, wie der Wein wird.«

Alles roch nach Trauben, und dazwischen duftete es trocken und mit einer kleinen, würzig herben Bitterkeit vom trockenen Weinlaub. Von unter dem Schlitten stieg ganz feiner Dunst aus der aufgewühlten Erde, wo die Sonne auf sie schien. Das war der beste Geruch. Sie kannte ihn vom Kartoffelacker, aber hier war er noch einmal anders. Es war der dunkle Duft der Erde im Oktober, von dem Sally auf einmal wusste, dass sie ihn für immer mit diesem leuchtenden Herbsttag im Weinberg verbinden würde.

Die anderen kannten sich anscheinend schon lange. Sie tauschten Witze und kurze Worte, manchmal auf Tschechisch, manchmal auf Deutsch, aber sie hatte nie das Gefühl, als ginge irgendetwas über ihren Kopf hinweg. Sie war einfach eine Erntehelferin wie die anderen auch. Jan redete fast gar nicht, aber er hatte ihr den ganzen Morgen über geholfen, wenn sie irgendetwas wissen wollte. Jan reichte ihr die Tüte mit dem Gebäck und schenkte Tee in den Becher, aus dem sie alle tranken. Komisch, dass man sich unter Fremden gut fühlen konnte.

»Warum sind wir eigentlich so früh aufgestanden? Es wird doch ein wunderbarer Tag.«

Liss packte die Tüten schon wieder in den Korb.

»Weil die Beeren kalt sein müssen.«

Sie griff in den Hänger, griff eine Traube und hielt sie Sally an die Wange. Es war fast, als strömte sie Kühle aus.

»Sie dürfen nicht zu schnell gären. Vor Sonnenaufgang sind sie fast am Gefrierpunkt, und wenn wir später pressen, ist der Most kühl genug. Deswegen müssen wir jetzt auch weitermachen. Richtig gegessen wird später.«

Sally stand auf, und zusammen mit Jan stieg sie eine Reihe weiter bergab. Unten im Tal war es jetzt richtig neblig, aber sie befanden sich auch am unteren Rand von Liss' Weinberg immer noch hoch

über dem Nebel. Die Sonne schien darauf wie auf einen See. Nur der Kirchturm aus dem Städtchen unten ragte heraus wie ein Leuchtturm.

Sie nahm die Rebschere aus der hinteren Hosentasche und fing an zu schneiden. Das hier war so anders als alles, was sie bisher getan hatte. Anders als Schule. Auch da war es manchmal ein gutes Gefühl, etwas zu erreichen. Aber nichts war so wie dies hier. Arbeiten und sehen, dass etwas geschah. Der Eimer füllte sich. Dann das Fass. Dann der Hänger. Klar war das alles sehr einfach. Aber es fühlte sich trotzdem richtig an. Richtig und gut.

Am frühen Nachmittag waren sie fertig. Ihr tat alles weh, aber das war okay. Sie hatten den Hänger ein letztes Mal beladen. Zwei Reihen wollte Liss stehen lassen. Eiswein, hatte sie gesagt. Sonst nichts. Sally wollte es sich später erklären lassen. Jetzt war sie nur froh, dass das Lesen vorbei war. Um drei Uhr hatten sie angefangen. Jetzt war es wieder drei. Zwölf Stunden im Berg. Und ihr war heiß. Der Tag war zu einem dieser späten Tage geworden, die sie so liebte. Der Himmel von einem hohen, hellen Blau, das es so nur im Herbst geben konnte. Die Luft kühl und klar, aber voller Licht. Der Fluss, die Stadt, das wenige Laub an den Bäumen – alles war Farbe. Um die Mittagszeit war ein leichter Wind aufgekommen, und auf einmal war die Landschaft wie … sie erinnerte sich an ein Gedicht, das sie in der Schule gelernt hatten … wie ein Vers im Psalter.

»Abfahren!«, rief Liss.

Sie hatten den Schlitten, die Fässer und Eimer wieder auf den zweiten Hänger geladen, und Sally kletterte zu Jan dazu. Liss hatte zwischendurch zusammen mit einem der anderen Männer schon drei oder vier Fuhren auf den Hof gefahren. Sally war gespannt, wie es jetzt in der Kelterhalle aussah, wie das Abladen der Trauben vom Hof über die Holzrutsche durch das Fenster in den Keller ging, wie es war, wenn man Wein machte. Das Gespann ruckte an. Jan bot ihr eine Zigarette an, sie schüttelte den Kopf. Der Rauch roch wunderbar

in der blauen Luft, als sie durch die Nachmittagssonne zurück ins Dorf fuhren.

Der Abend war schnell gekommen. Als sie aus der Kelterhalle nach oben stieg, waren die Helfer längst weg. Sie war so erschöpft, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sie fragte sich, wie sie das im letzten Jahr ohne Hilfe geschafft hatte. Sally hatte beim Nachlesen geholfen, beim Entrappen, beim Pressen und schließlich beim Putzen. Das war immer das Schlimmste, weil die Arbeit eigentlich getan war und das Putzen wie eine zusätzliche Aufgabe war, die man am liebsten auf den nächsten Tag verschoben hätte. Aber dann hatten sie es doch gemacht. Den Hänger ausgespritzt, die Fässer gewaschen, die Planen ausgebreitet … Der Tag war geschafft. Vor einer Woche hatte sie nicht geglaubt, je wieder zu herbsten.

In der Küche saß Sally, die Beine auf die Bank gezogen. Das Radio lief. Irgendetwas aus ihrer Jugend. Sally hatte zwei Brettchen auf den Tisch gelegt; die Reste aus der Gebäcktüte in einen Korb. Da standen Butter und Käse zwischen Herbstlaub, das sie mitgebracht haben musste, und ein paar Trauben lagen dunkel glänzend auf dem alten Holz. Eine Flasche Wein aus dem letzten Jahr hatte sie auch geöffnet.

»Ich hab deinen Wein noch nie probiert«, sagte sie, als sie ihr einschenkte.

Liss hatte keine Ahnung, wann das letzte Mal jemand einen Tisch für sie gedeckt hatte.

»Danke.«

»Nein«, sagte Sally, stellte die Flasche sorgfältig zurück und hob ihr Glas. »Danke dir.«

Liss nahm ebenfalls ihr Glas und ließ zu, dass sie anstießen. Es fühlte sich komisch an. Als würde Sally etwas feiern, und sie wüsste nicht genau, was es war.

»Ist das eine verspätete Geburtstagsparty oder so?«

Sally nahm einen Schluck Wein.

»Vielleicht.«

Plötzlich lachte sie leise.

»Klar. Aber nicht für mich.«

Ein anderes Lied fing an. Liss erinnerte sich erst nach einem Augenblick. Cantaloupe Island. Das hatte sie einmal in einer Bar in Südfrankreich gehört. Sie ganz allein. Mit einem Buch und einem Pastis unter der unglaublich heißen Mittagssonne Perpignans.

Sally stand unvermittelt auf und drehte das Radio lauter.

»Das ist cool.«

»Es ist vor allem alt«, sagte Liss und streckte die Beine aus.

Sally sah Liss an und grinste.

»Du bist auch alt, aber trotzdem cool.«

Sie fing an, sich zu der Musik zu bewegen. Liss sah ihr zu. Wie das Mädchen nach so einem Tag noch tanzen konnte! Die langsamen, treibenden Klavierakkorde füllten die Küche und fühlten sich fremd in der herbstlichen Dunkelheit an; fremd und trotzdem so verlockend. Die Trompete setzte ein; so gelassen. Sie hätte immer so gelassen sein mögen, so schwebend …

Sally stand auf einmal vor ihr, griff nach ihrer Hand und zog sie hoch.

»Nein!«, sagte Liss. »Ich … ich kann das nicht.«

Sally ließ ihre Hand nicht los.

»Jeder kann tanzen.«

Als ob der Rhythmus irgendwo in ihr geschlafen hätte und jetzt langsam aufwachte, ließ sie zu, dass sie sich zu wiegen begann; nur ganz leicht. Als das Lied vorbei war, wollte sie sich wieder setzen, aber da setzte schon ein anderes ein, viel schneller; eines, das sie nicht kannte. Sally hatte ihre Hand losgelassen und bewegte sich leicht und wild. Es war so absurd. Die schlaflose Nacht und der lange Tag voller schwerer Arbeit hinter ihr. Die Musik in ihrer Küche. Sally, die sie zum ersten Mal tanzen sah. Okay, dachte sie, okay. Sie ließ den Beat ihre Beine bewegen. Sie hatte mal gerne getanzt.

»Hey!«, lachte Sally.

Liss tanzte. Das Lied endete, sie tranken einen Schluck Wein und tanzten weiter. Die Küchenlampe spiegelte sich in der dunklen Scheibe und ihre beiden Silhouetten. Jedes neue Lied schien zu passen. Langsam. Schnell. Hart. Auf einmal rannte Sally aus der Küche.

»Warte!«, rief sie. Liss bewegte sich weiter. Es war so lange her, dass sie sich zu Musik bewegt hatte. Ein neuer Song.

Dragonflies out in the sun, you know how I feel …

Langsam, aber voller Kraft. Sie schloss die Augen und ließ sich mit den Worten durch den Raum treiben wie damals am Meer … *sleep in peace when day is done* … sie hörte Sally zurückkommen, aber öffnete die Augen nicht. Auf einmal fühlte sie etwas auf ihren Kopf rieseln, öffnete die Augen und war in eine weiße Puderwolke gehüllt und schmeckte Süßes.

»Was machst du?«

Sally hatte die Schachtel mit dem Puderzucker in der Hand.

»Puderzucker. Wegen der Milben der Vergangenheit. Tanz! Beweg dich!«

Es brauchte einen Augenblick, bis sie verstanden hatte. Dann war es, als müsste sie lachen, so befreit fühlte sie sich, nahm Sally die Schachtel weg und überzuckerte sie auch.

Das Radio spielte und spielte.

15. Oktober

Der letzte richtig sonnige Herbsttag lag hinter ihnen. Der Zug fuhr am grauen Fluss entlang. Die Bäume trieften von Nebelnässe.

»Kommst du mit?«, hatte Liss am Morgen gefragt. »Ich will das Fahrrad holen.«

Sie war zuerst ein bisschen erschrocken. Sie wusste nicht genau, ob sie noch einmal zu dem Karner fahren wollte. Aber vielleicht wollte Liss, dass sie mitkam. Also hatte sie genickt. Sie hatten Liss' Fahrrad auf den Hänger geladen und waren mit dem Traktor hinunter zum Bahnhof gefahren.

»Du stellst ihn auf dem Parkplatz ab?«, hatte Sally perplex gefragt, als Liss auf den Bahnhofsvorplatz eingebogen war.

»Ich kann ihn schwer auf der Straße stehen lassen«, hatte Liss trocken geantwortet. »Holst du einen Parkschein?«

Als sie am Automaten stand, dachte sie, dass der Traktor zwischen all den Familienkutschen ziemlich geil aussah. Und sie fragte sich, wo Liss den Parkschein hinklemmen würde. Der Traktor hatte keine Scheibe.

»Warum sind wir nicht mit dem Motorrad gefahren?«, fragte sie, als sie das Fahrrad ins Abteil gehievt und einen Platz gefunden hatten.

Liss sah aus dem Fenster.

»Ich dachte, es könnte schön sein, noch einmal zusammen Rad zu fahren.«

»Hast du keine Angst?«, fragte Sally nach einer Weile. Auf dem Wasser zog ein einsamer Lastkahn vorbei. Liss zuckte die Schultern.

»Doch. Aber nicht so viel, dass ich das Fahrrad dort lassen will.«

Sally musste lächeln.

Mit dem Zug dauerte es nicht halb so lang, wie es ihr damals mit dem Motorrad vorgekommen war. Liss redete nicht viel, und sie würde auch nicht viel reden wollen. Aber es war kein schweres Schweigen.

Der Bahnhof lag vor den alten Stadttoren mitten im Industriegebiet. Sally hatte noch nicht oft eine Stadt gesehen, die beides auf einmal war: extrem hässlich und extrem schön.

Liss trug ihr Rad die Treppen der Unterführung hoch, dann passierten sie das Stadttor, und es ging steil bergauf über kopfsteingepflasterte Gassen. Liss redete immer noch nicht. Aber als sie über den Marktplatz gingen, deutete Liss auf das Café, in dem sie schon einmal gesessen hatten und meinte:

»Wir können Kaffee trinken, bevor wir zurückfahren.«

Sally schüttelte nur den Kopf, aber sie war erleichtert. Es gab ein Später. Blöder Gedanke, aber er war trotzdem da gewesen. Es kam doch nicht auf den Ort an, sondern auf den Menschen, der den Ort prägte. Und die Liss, die neben ihr das Rad schob, war nicht mehr die Liss, die sie im Karner gefunden hatte.

»Hoffentlich ist es noch da«, sagte sie, um etwas zu sagen.

Liss hielt plötzlich an und drehte sich zu ihr.

»Ich hab gestern getanzt«, sagte sie ruhig, und dann trat ein ganz kleines Lächeln in ihre Mundwinkel. »In meinen Haaren ist immer noch Zucker. Ich bringe mich heute nicht um. Wir holen bloß ein Fahrrad.«

»Okay«, antwortete sie. Es ging sich auf einmal sehr viel leichter. Sie stiegen die drei Stufen zum Kirchhof hinauf. Das Rad war noch da. Irgendjemand hatte es ganz brav an die Mauer gelehnt.

»Ein ordentliches Land«, sagte Liss so spöttisch, dass Sally lachen musste. »Komm.«

Zu ihrer Überraschung wandte Liss sich nicht bergab, sondern schob weiter bergauf.

»Wir fahren auf der Kuppe«, erklärte sie knapp.

Von der Kirche aus wand sich eine kleine, sehr steile Straße nach oben, durch die Mauer und wurde fast sofort ein Waldweg.

»Ich frage bloß so«, sagte Sally, »aber werden wir komplett zurücklaufen?«

»Steckt dir das Herbsten noch in den Knochen?«, fragte Liss boshaft lächelnd zurück.

Oha. Okay. Das war die richtige Liss. Sally musste auch lächeln, sah aber auf den Boden, damit Liss es nicht sah.

»Hier«, sagte Liss, als sich das Wäldchen wieder öffnete. Sie legte ihr Fahrrad in die welken Blätter am Wegrand. Sally schaute nur. Sie stand vor einer Burgruine, die einfach aus dem Nichts aufgetaucht war. Drei Stockwerke leere Fenster. Eine gewaltige Halle ohne Dach. Treppen, die sich nach oben ins Nichts schwangen. Liss ging in die Burg, als wüsste sie genau, wo sie hinwollte, stieg die Treppe hoch bis zum ehemaligen zweiten Stock, wo ein breiter Vorsprung an der Wand entlanglief und zu dem größten Bogenfenster führte. Es gab nirgends ein Geländer. Und obwohl der Vorsprung breit war – wenn man darauf ging, war er auf einmal viel schmaler. Sie war froh, als sie bei Liss am Bogenfenster war.

»Schau«, sagte Liss.

Sally schaute. Es war ein grauer Herbsttag, aber die Aussicht war trotzdem überwältigend. Es war, als könnte man das ganze Land überblicken. Der Fluss war ein Band, das nicht endete, sondern einfach irgendwann mit dem Horizont verschmolz. Städte und Dörfer lagen verstreut zwischen den Weinbergen, die einfach nicht aufhörten. Ganz in der Ferne, im Norden, hob sich eine Berglinie um eine Schattierung dunkler aus dem Dunst. Es war ein Bild wie kühles Wasser; als würde man einen Durst stillen, den man vorher gar nicht wahrgenommen hatte.

»Was für ein schönes Land«, sagte Sally nach einer ganzen Weile.

Liss neigte den Kopf ganz leicht in einer Geste der Zustimmung.

Später rollten sie über die Landstraße auf der Kuppe durch kleine Dörfer und an abgeernteten Obstbaumwiesen vorbei. Ab und zu gab es einen feinen Sprühregen, der Wind kam von hinten, und es fuhr sich leicht. Die Dinge sind im Gleichgewicht, dachte sie.

Liss holte auf, bis sie neben ihr fuhr. Ruhig sagte sie:

»Ich denke, du solltest zurück nach Hause gehen.«

Sally drehte sich zu ihr, völlig aus ihrem Gefühl gerissen, und machte sich schon steif für den Zorn, der in ihr hochkochen würde, und war überrascht, als er nicht kam.

»Du kannst auch bleiben. Aber ich denke, du solltest nicht … nicht den Fehler machen, den ich gemacht habe. Du bist … ich glaube, du bist sehr klug.«

Sally fuhr schweigend neben ihr. Sie wusste nicht genau, was sie fühlte.

»Du hast mich nicht weglaufen lassen«, sagte Liss schließlich mühsam. »Ich will dich … ich kann dich auch nicht weglaufen lassen.«

»Aber ich will doch auch gar nicht …«, begann Sally, aber dann verstand sie, was Liss meinte.

»Ich soll zurück?«

Liss dachte eine Weile nach, während sie nebeneinanderher fuhren. Der Weg begann, sich in die Stadt hinunterzusenken.

»Du sollst zu mir kommen können, wann immer du willst. Aber ich denke, du solltest die Schule fertig machen. Es klingt spießig und langweilig, aber es wäre ein Fehler, es nicht zu tun. Und außerdem …«

»Was?« In ihr ging alles durcheinander.

Liss bremste plötzlich und stand.

»Außerdem weiß ich, wie es sich anfühlt, wenn man sein Kind verliert!«

Liss schrie es fast, merkte es und senkte die Stimme.

»Bring das in Ordnung. So kannst du nicht weggehen. Oder du sollst es nicht. Auch wenn sie … ich weiß nicht, wie sie sind. Ich hab

sie bloß ein Mal gesehen, und da hab ich mich nur mit ihnen gestritten. Aber irgendwie lieben sie dich trotzdem.«

Sally holte Luft. Sie wollte tausend Dinge sagen. Liss erklären, dass sie falschlag. Dass sie keine Ahnung hatte. Dass …

»Ich soll vernünftig sein, ja?«

Liss schüttelte wild den Kopf.

»Du verstehst nicht! Ich will, dass du immer wiederkommen kannst. Aber ich will nicht, dass du bleibst, weil du bleiben musst. Schau mich an! Hast du nichts verstanden? Ich habe bleiben müssen. Ich will aber nicht, dass das für dich so ist. Ich will doch genau das Gegenteil – dass du deine Freiheit behalten kannst, die du hast! Du hast … du bist unglaublich stark. Das ist es, was du behalten musst! Du bist stark genug, nach Hause zu deinen Eltern zu gehen. Die Schule fertig zu machen. Selbst zu entscheiden, wann du zu mir kommst und wann es Zeit ist zu gehen. Verstehst du das? Wer soll es dir sagen außer mir? Wem sollst du das glauben außer mir?«

Liss atmete jetzt ganz schnell, und Sally stand ganz still. Es gefiel ihr nicht. Es gefiel ihr nicht, aber es stimmte. Sie legte ihr Fahrrad auf die Straße und ging zu Liss hinüber. Sie wich ihrem Blick nicht aus.

»Okay. Ich gehe zurück. Aber du gibst mir die Briefe.«

»Was?«

»Du gibst mir die Briefe mit. Wenn ich zu meinen Eltern zurückgehe, gibst du mir die Briefe für Peter.«

Liss' Gesicht verlor jeden Ausdruck.

»Nein.«

Sally konnte nichts dagegen machen, sie schrie los.

»Doch! Wir beide gehen jetzt den ganzen Weg! Wir beide! Ich hab dir doch die Scheißpistole nicht weggenommen, damit du so weiterlebst wie vorher! Hier!«

Sie presste ihre Stirn gegen die von Liss.

»Wir leben! Wir sind warm. Wir leben! Gib mir die Briefe! Wenn es nicht klappt, dann klappt es nicht. Aber du gibst ihm ja nicht mal

die Chance, dich zu lieben! Du gibst mir die Briefe, oder ich gehe nicht weg!«

Sie hatte die Arme um Liss geschlungen, Kopf an Kopf standen sie da wie ein seltsames Liebespaar mitten auf der Landstraße, voller Wut und Liebe, während Sally wild atmete und nicht aufhörte, ihre Stirn an die von Liss zu pressen, als könnten ihre Gedanken so zu ihr hinübergehen.

Ganz langsam wurde Liss in Sallys Umklammerung weicher. Ihre Muskeln entspannten sich.

»Gut«, murmelte sie fast lautlos.

»Nein«, forderte Sally laut, »du musst es auch wollen. Willst du es? Willst du es wirklich?«

»Ja!«, schrie Liss und machte sich wütend frei. »Ja! Natürlich. Du bekommst die Briefe. Und wir fahren jetzt!«

Sie riss das Fahrrad hoch und fuhr los, so schnell sie konnte. Aber Sally ließ sich nicht abhängen. Sie traten beide, so hart es ging. Sie blieben gleichauf, und Sally fuhr sich Wut und Aufregung und auch ein bisschen Angst aus dem Körper, als die Straße immer steiler wurde und sie auf die Stadt zustürzten.

»Schneller!«, schrie sie Liss zu. »Fahr schneller!«

Der Fahrtwind toste um ihre Ohren, und ihre Jacke flatterte, als sie nebeneinanderher rasten, gemeinsam in den Kurven lagen und schließlich das Ortsschild passierten, hinter dem eine Warntafel mit einem traurigen Smiley aufleuchtete und in roten Digitalziffern beleidigt verkündete: *Sie fahren 42 km/h. Bitte langsam!*

Da hörte sie Liss lachen und konnte bremsen.

Sie saßen auf dem Traktor und fuhren durch die frühe Dämmerung. Das Dorf tauchte am Horizont auf. Hie und da leuchteten schon ein paar Fenster. Sie hatten geschwitzt, und jetzt wurde es kühl.

»Was wirst du mit den Briefen machen?«, fragte Liss.

»Verbrennen«, sagte Sally. Und musste lachen, als sie Liss' Gesicht sah. »Nein. Ich schicke sie ihm. Einen nach dem anderen. Er muss

dich ja erst wieder kennenlernen, bevor er dich sieht.«

Liss nahm den Fuß vom Gas. Sie bogen in den Feldweg ein, der den Weg zum Hof abkürzte.

»Vielleicht will er mich nicht sehen.«

»Vielleicht nicht«, sagte Sally. »Vielleicht doch. Warum sollte er nicht? Du bist eine großartige Frau.«

Sie schwiegen. Sally streckte die Hand aus, als sie an den kahlen Haselsträuchern vorbeifuhren. Liss sah es, und es war, als fühlte sie selber die Tropfen und die raue Borke in ihren Handflächen.

»Wenn ich das Scheißabitur habe«, sagte Sally, »fahren wir in den Süden.«

Liss antwortete nicht, bis sie auf den Hof fuhren.

»Ich werde dich abholen«, sagte sie, während sie die Räder vom Hänger hoben.

»Du hast kein Auto.«

Liss deutete auf den Hänger.

»Man sieht es noch nicht, aber das ist ein zukünftiger Wohnwagen. An dem Tag, an dem du dein Abitur hast, stehe ich vor deiner Schule.«

»Mit dem Traktor?«

Sally musste bei der Vorstellung lachen. Liss lächelte und hob die Schultern.

»Du sagst es ja. Ich habe kein Auto.«

Sie standen im Hof. Die Straßenlaternen glommen auf. Vom Kirchturm schlug es weich drei viertel. Vom welken Laub unter dem Baum vor der Haustür duftete es überwältigend nach Walnuss. Um die Ecke kam sehr langsam und wackelig ein Fahrrad. Die Anni fuhr zur Kirche, um den Blumenschmuck zu richten. Als sie die beiden sah, hielt sie an.

»Ihr passt’s aufeinander auf, ja!«, sagte sie mit ihrer brüchigen alten Stimme, und es war eigentlich keine Frage.

»Ja«, sagte Sally.

»Ja«, sagte Liss.

Die Anni stieg ab, lehnte das Fahrrad bedächtig gegen den Zaun, bückte sich und hob eine Walnuss auf.

»Wie ich gesagt hab«, meinte sie dann zufrieden wie zu sich selbst, als sie wieder auf ihr Rad stieg, »ein schöner Herbst.«